



HUGO ROSENTHAL-BONIN  
STROMSCHNELLEN

**Hugo Rosenthal-Bonin**

**Stromschnellen**

Heitere Novellen

---

Verlag von Eduard Wartig (Ernst Hoppe), Leipzig,  
1886

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Transkription von Christine Weber*

---

Illustration: Robert Delaunay- Disque simultan

## Onkel Gustav.

»Oranienburg, den 15. Mai

»*Liebe Bertha!*

»Denke Dir — Onkel Gustav kommt — und die Sache ist so zugegangen. Wir sitzen beim Nachmittagskaffee Alle im Garten — Du weißt, es ist der Vorgarten nach der Straße zu in der dichten Fliederlaube — da wandert der Briefträger von Oranienburg, ein gutes, altes Haus mit dicker Hornbrille stets auf der äußersten Spitze der Nase, der die Angelegenheiten und Verhältnisse des ganzen Kreises kennt wie ein Beichtvater beinahe, dicht an das neue eiserne Gitter des Gartens und ruft durch die Fliederbüsche: ›Einen Brief, Herr Rechnungsrath, aus Amerika!‹

»Aus Amerika?‹ wiederholen wir Alle sehr erstaunt wie aus einem Munde.

»Kostet er Porto?‹ erkundigt sich Onkel etwas beklommen.

»Nein, ist franko.‹

»Onkel nimmt den Brief, bricht ihn auf, liest die Unterschrift und ruft: ›Er ist von meinem Bruder Gustav!‹

»›Ist er Millionär geworden?‹ erkundigten sich Emma, Fanny und Emilie — Du kennst sie ja — spöttisch. — ›Er wird zu einem tüchtigen Trampelthier avancirt sein,‹ äußerte Emilie. — ›Er hatte stets die größten Hände und Füße in Europa,‹ läßt Fanny vernehmen. — ›Still, wenn er nur brav Geld hat,‹ wirft Emma ein. ›Was schreibt er, Papa?‹

»Er kommt!‹

»›Zu uns hierher?‹

»›Ja, zu uns, speziell zu Besuch.‹

»›Ist er ein Petroleumbaron geworden?‹ fragt Emma. »Hört, was er schreibt,‹ sagt Onkel und nun liest er die seltsame Epistel vor. Ich gebe sie Dir wortgetreu wieder.

*»Lieber Bruder!*

»Ich habe jetzt genug vor mich gebracht, so daß ich es in diesem Leben wohl kaum hinter mich zu bringen vermöchte — durch Schmalz und Speck gewonnen und sehr ausgedehnte Schweinezucht, siebenundzwanzigtausend Stück produziert pro halbes Anno. Jetzt habe ich Amerika satt — ich werde nach der alten Welt zurückkommen, um mir eine Frau zu

suchen, mir einen schönen Fleck Erde zu kaufen, ein Haus darauf zu setzen und als ruhiger Bürger dort drinnen gemüthlich zu leben. Du hast ja drei hungrige Raben von Töchtern, Du alter Bureaukrat — ich bin ja kein Methusalem, vierzig Jahre sind das schönste Alter zum Heirathen, besonders wenn man nicht mehr zu schaffen braucht. Nun also, Bruder, ich komme zu Dir, um mir Deine Mädels anzusehen und mich von ihnen angucken zu lassen — ob ich ihnen gefalle. Das wäre nun Alles sehr glatt und schön, aber — aber — jetzt kommt der Haken, den die Sache hat. Graue Haare habe ich noch keine, Mondschein auch noch nicht — Arme und Beine, Alles noch vollständig — aber hören thue ich nicht. Eine Explosion hat mich stocktaub gemacht. Meine Frau kann einmal in der schönsten Kutsche fahren, ob sie nun jedoch einen nicht mehr jungen, tauben Mann dafür in den Kauf nehmen will, das ist die Frage. Du hast drei Jahre von mir nichts gehört. Ja, ich habe viel zu thun gehabt. Ich habe pro Jahr hunderttausend Dollars machen müssen, damit ich einmal fertig werde, das war keine Kleinigkeit, und ich habe oft geschwitzt und gefroren und an's Schreiben aus Freundschaft und Verwandtschaft nicht gedacht. Nun, ich hoffe, der Brief kommt nicht zu spät. Ich weiß, Dein ältestes Mädchel kann jetzt erst zwanzig Jahre haben, und bei

euch da drüben gehen die Mädchen nicht weg wie warme Semmeln. Eine wird doch noch zu kapern sein. Ist auch die Wahl dann weniger schwer.

»»Ich schließe diese Epistel. Sie geht vierzehn Tage vor mir fort, mit dem nächsten Schiff reise ich und kann drei Wochen nach diesem Briefe bei euch sein.«

»Als Onkel dieses Schreiben vorgelesen, waren meine Cousinen ganz still geworden und machten große Augen.

»»Er scheint noch ganz der alte klotzige Mensch geblieben zu sein.« — »Na, liebenswürdig kommt er mir nicht vor.« — »Schweinezüchter ist er gewesen, das darf man hier gar nicht sagen, aber wenn er viel Geld hat, wird er genommen!« Dies waren die Meinungen meiner Cousinen.

»Und was sagst Du, Ottilie?« fragte Onkel mich.

»»Ich komme ja gar nicht in Frage« lachte ich. »Erstens bin ich achtundzwanzig Jahre, zweitens hinke ich auf einem Fuß, und drittens bin ich keine von Deinen Töchtern, darf also hier in Bezug auf mich gar keine Ansicht haben; das aber weiß ich sicher: hätte der Mann alle Schätze der Welt und gefiele er mir nicht, ich würde ihn nicht zum Manne nehmen.«

»Meine Cousinen lachten laut auf. »Das steht Dir gut an,« sagten sie, mit Deinem Gebrechen. — Du solltest doch froh sein, nur eine Versorgung zu haben,

denn Dein Vermögen ist ja klein, — wir haben keine solche schwärmerischen Ansichten, nicht wahr, Papa? Wir sind praktisch!« riefen alle Drei im Chor.

»»Liebe muß aber auch sein,« warf mein Onkel stark lau, wie mir schien, mehr pro forma — als moralischer Vater ein.

»»Ach, die kommt schon, wenn man Equipage und Dienerschaft hat,« meinte Emilie.

»»Natürlich, Liebe und Ehe sind auch ganz verschiedene Dinge!« rief Fanny.

»»Ehen aus Liebe enden meist glücklich,« war Emiliens Philosophie.

»»So was darf sich nur Ottilie gestatten« zog mich Emma auf.

»»Nun, Kinder,« sagte ich, »ich heirate ja nicht, nach mir fragt Niemand, und ich darf mir daher diesen Luxus erlauben.«

»Onkel lachte. »Trotz Deines etwas kurzen Fußes bist Du doch eine ganz patente Person, Du kannst laufen und springen für Drei und bist eine vortreffliche Haushälterin; ein Mann führe mit Dir gar nicht übel,« suchte er mich zu trösten für die Unzartheiten der Mädchen, denn Onkel ist gutmüthig, aber seine Töchter, die ganz nach ihrer verstorbenen Mutter, meiner Tante, schlagen, sind ihm über den Kopf gewachsen, und durch seine knappe Pension bei

ihrer Vergnügungssucht entsetzlich geldgierig und materiell geworden. Ich komme aber trotzdem mit ihnen ganz gut aus, weil ich sie zu behandeln verstehe und dann mit meinem bischen Zinsen Zuschüsse gebe für ihre Garderobe. Du weißt, für mich brauche ich darin fast nichts, mir hilft eine kostbare Toilette nichts und eine simple und gewöhnliche kann mir nicht viel schaden. Meine Cousinen aber sind junge, hübsche, lebenslustige Dinger, die bunte Bändchen lieben und sich gern mit allerlei Sächelchen behängen, — warum soll ich ihnen die Freude nicht machen, da ich's kann?

»Der Brief ist länger geworden als ich gedacht habe, unverantwortlich lang und er wird Dir viel kostbare Zeit rauben. Du hast dieß aber selbst verschuldet; weshalb forderst Du mich auf, Dir Alles zu berichten, was wir in unserer Landeinsamkeit erleben; und ich muß gestehen, ich spreche mich gern zu Dir aus, weil ich weiß, Du bist eine mitfühlende Seele, die mich versteht, die einzige, deren Herz ich besitze und welche auch das meine ganz hat. Onkel trifft schon jetzt Vorbereitungen, ›Gustav kann plötzlich kommen,‹ meinte er, ›er ist unberechenbar,‹ und meine Cousinen haben sofort die Schneiderin bestellt und sind rasend freundlich mit mir, weil's wieder eine kleine Anleihe gibt.



»Nun, bin ich neugierig, was aus der Sache wird. Es interessiert mich selbst sehr, und ich werde Dir getreulich weiter berichten. Hoffentlich hast Du auch bald Zeit für eine Zeile an Deine

*Ottolie.*«

»Oranienburg, den 7. Juni.

*»Liebste Freundin!*

Deine Spannung, ob eine und welche von den Dreien der taube Onkel aus Amerika nehmen wird, ist so groß, daß Du meinen nächsten Brief gar nicht erwarten kannst. Das ist ein Zeichen eines echt weiblichen Herzens, und ich will Dich nicht länger in so banger Erwartung schmachten lassen.

»Also, der große Tag ist erschienen und Onkel Gustav mit ihm.

»Der Langersehnte kam an mit der Post und einem Riesenkoffer, darin waren sehr bunte und wenig geschmackvolle Kleiderstoffe und Hüte für meine Cousinen, die er in Berlin gekauft hatte.

»Man empfing ihn höchst liebenswürdig am Gartengitter. Dort standen Emilie, Fanny, Emma in höchster Gala und dahinter Onkel als hausväterlicher Gegensatz im Schlafrock und mit der langen Pfeife.

»Ich hatte im Hause zu thun, das Mittagessen anzurichten. Da sah ich denn einen großen Mann aus dem Wagen steigen, einen hohen grauen Hut auf dem Kopfe, der nicht ganz gut zu den gewaltig breiten Schultern und dem braunen Gesicht des Trägers paßte.

»Onkel Gustav schüttelte allen drei Mädchen gewaltig die Hände, was bei seinen Riesen Händen, die in perlgrauen Handschuhen steckten, komisch genug aussah, dann umarmte er Onkel und schaute ihn einen Augenblick an.

»»Na, Ludwig,« hörte ich ihn sagen, »hast Dich eigentlich wenig verändert in den zwölf Jahren, siehst noch gerade so aus wie unpensionirt, bist ja stets ein zufriedenes Haus gewesen, und Zufriedenheit konservirt. Na, ich habe immer allerlei Mucken im Kopf gehabt, und das hält nicht jung, namentlich wenn man sie partout durchführen will. Ich bin ein alter Knabe geworden, ziemlich mürbe und möchte nun ruhig leben. Geld hab' ich genug. Weißt Du für mich ein schönes Plätzchen?«

»Onkel erwiderte darauf, daß sich darüber noch ausführlich reden ließe. Onkel Gustav verstand das nicht, er ist entsetzlich taub und man muß wirklich furchtbar schreien, auch meine Cousinen riefen ihm allerhand Verbindliches in's Ohr, er gab seltsame

Antworten; dann kam man mit ihm in das Eßzimmer, wo ich hantirte.

»»Wer ist das?« fragte er den Onkel und sah mich scharf mit sehr klaren, prüfenden, klugen, großen grauen Augen an. Ich erschrak wahrhaft unter diesem ungewöhnlich forschenden Blick, sagte mir aber gleich, daß Taube gewöhnlich sehr scharf zu sehen pflegen, um den Mangel an Gehör durch das Gesicht etwas auszugleichen.

»»Das ist die Tochter meines Schwagers Bernhardt aus Koburg, den Du nicht gekannt hast,« stellte Onkel mich vor.

»Dies schien der Amerikaner auffallend leicht zu verstehen, denn Onkel Ludwig hatte gar nicht sehr laut gesprochen.

»Onkel Gustav schaute mich darauf noch eindringlicher an, so daß ich fühlte, wie ich roth wurde; darüber lächelte der Amerikaner so hübsch, wie ich ihm das gar nicht zugetraut hätte — es war so ein recht kindlich herzensgutes und doch schalkhaftes Lächeln. Ich bewegte mich und er sah mich hinken. Sein Lächeln verschwand und sein Blick hing an mir noch einen Moment sehr ernst. Dann wandte er sich an die Cousinen, welche ihn mit allerhand Scherzen umringten, die liebenswürdigsten Gesichter machten und nun ging ein Geschrei los, daß er das Wenigste

verstand, was mich ganz nervös machte. Hiebei konnte die übermüthige Emma sich nicht bezähmen und ließ, zu ihren Schwestern sprechend, über den grauen Hut, die Handschuhe und die Schweinezucht des Onkels allerhand Bemerkungen los. Emilie fragte Fanny, ob sein Geld wohl ebensoviel wiegen möchte als sein riesiges Knochengerüst, das ganz hinterwäldlerisch wäre — und es machte den Mädchen Spaß, die Taubheit des Mannes zu benützen, um in seiner Gegenwart sich über seine allerdings ziemlich ungewöhnlichen Manieren laut aufzuhalten.

»Onkel Gustav nickte zu alledem höchst vergnügt, er verstand sicher kein Wort davon und darüber amüsirten sich denn die Cousinen köstlich. Mich berührte dies unangenehm. Ich theilte die Suppe aus und hielt mich schweigsam und zurückhaltend, wie das meine Art ist, wenn mich etwas verstimmt.

»Darüber zogen mich meine Cousinen auf und nannten mich einen Tugendbold.

»Dieß Wort muß nun seltsamerweise Onkel Gustav wieder verstanden haben, denn er schaute mich darauf plötzlich nachdenklich an — mich genirten diese Blicke und ich machte mir im Hause zu thun und ließ mich wenig sehen.

»So verging der erste Tag der Ankunft von Onkel Gustav. Ich sah ihn nur noch vor dem Zubettgehen,

wo er mir zum Gute Nacht die Hand reichte — und in meinem Zimmer angekommen, setzte ich mich gleich hin, um Dir nach Versprechen getreulich zu berichten, wie dieser große Tag vergangen und was ich gesehen. Ich muß gestehen, daß ich mich etwas genirt fühle durch diesen Mann, was mir seit meinen Kinderjahren nicht mehr passirt ist. Ich sah mich sofort in dem Spiegel, ob ich vielleicht plötzlich wieder zwölf Jahre alt geworden, jedoch mein wahrheitsgetreuer Spiegel zeigt mir mein nicht mehr junges, bläßliches Gesicht mit dem nicht kleinen Mund, dem starken, runden Kinn, den braunen Augen und dem glatten, ältlichen braunen Scheitel an der Stirne, wie Du mich kennst. Ich sah nicht wie zwölf, sondern eher wie zweiunddreißig Jahre alt aus.

»Es ist spät Nachts geworden. Die ganze Haushaltung lastet auf mir, denn so lange der Onkel Gustav anwesend ist, müssen die Mädchen sich ihm widmen. Ich habe morgen viel zu thun und etwas Schlaf nöthig. Für heute muß Du zufrieden sein, nächstens mehr — nimm Gruß und herzlichen Kuß von Deiner

*Ottilie.*«

Onkel Gustav an Francis Cromwell Zabel in Chicago.

»*Liebster Francis!*

»Jetzt wäre ich also vierzehn Tage in Europa und eine Woche bei meinem Bruder. Mir gellen die Ohren von dem Geschrei, das ich über mich heraufbeschworen, aber meine von Dir viel belachte Rolle, den Tauben zu spielen, hat sich vortrefflich bewährt. Ich habe genug Schauspielerei erfahren bei uns drüben, nachdem ich zu Geld gekommen, und bin fortgegangen auf die Suche nach einem Herzen, das mich wenigstens etwas um meiner selbst willen liebt, und zwar dieß trotz der Taubheit, und demnach noch mehr lieben wird, wenn diese sich als so schnell heilbar erweist, ein Mädchen zu finden, das nicht einzig und allein mich alten Knaben meines Geldes wegen ›wie einen Klotz am Bein‹ mit in den Kauf nimmt. — Wie man mir entgegenkam und um den Bart ging, nachdem ich meinen großen Posten in der Bank hatte! Da war ich so solid und lieb und gut und interessant, ein Mustermann, während sich früher keine Katze um mich gekümmert hatte, und die Dämchen jetzt so häuslich und tugenthaf, sanft und nachgiebig, obwohl ich viele von ihnen als leibhaftige Teufel gekannt. Das hat mir gewaltigen Respekt gemacht. Eine drüben zu heirathen, und deßhalb ging ich als stocktauber Mann in die alte Heimat zum

Bruder, als Tauber zu hören, was die Herzen sprechen Na, Francis, ich habe Mancherlei erfahren und danke meinem Gott, daß ich mir die Maske erkoren. Mein Bruder hat drei nette Dinger, schwarzäugige, krausköpfige, lebenslustige, wohlgebaute Frauensleute, die einem wohl den Kopf verdrehen können, denn ihre Gesichter, und was sie schreien, ist riesig lebenswürdig, eitel Lieb' und Güte; aber was sie sprechen, Francis, brr! Da habe ich die Wahrheit zu hören bekommen. Na, schmeichelhaft war die nicht; sie stritten sich zuletzt alle Drei, wer mich bekommen sollte, und schließlich einigten sie sich in einer sehr interessanten Berathung, daß die Aelteste mich haben müßte, weil sie am schwersten abginge und am energischsten für eine tüchtige Aussteuer der Anderen sorgen könnte. Obwohl ich nun meiner Taubheit wegen manch' Prozent Neigung in Abzug brachte — von meiner Person war da gar keine Rede — ich existirte gar nicht, war gar nicht vorhanden, und meine Taubheit schien meine Person noch mehr zu bloßer Luft zu machen. Mein Geld wurde aber höchst liebevoll und mit tiefster Herzensverehrung behandelt, nach allen Richtungen hin für genügende ›Verputzung‹ immerfort berathschlagt. Ich saß dabei, machte ein dummvergnügetes Gesicht und hörte diese Erbtheilung. Es war höchst lehrreich für die Kenntniß der

Charaktere, sage ich Dir, Francis, ich empfehle Dir diese Methode, sie ist prompt und sicher. Jetzt macht mir also nur noch die Eine — Fanny heißt sie — die Cour, die Anderen haben die Engelsflügel zugeklappt und benehmen sich gesetzt und sparsam, begegnen mir hochachtungsvoll und ziemlich durch meine Wenigkeit gelangweilt. Das ist komisch, weil es so plötzlich nach einer großen Disputation eintrat. Mit diesen Dreien wäre ich also fertig und um viele gute Lektionen reicher. Jetzt ist noch eine Verwandte im Hause, ein gediegenes Mädels mit ehrlichem, schönem Gesicht und gutem, tapferem Herzen, das hinkt. Ein Musterexemplar; sie besorgt die ganze Haushaltung, schafft trotz ihres kurzen Fußes immer vergnügt und freudig für Drei, geht selbst sehr einfach in billigen Kleidern und pumpt den Mädels Geld für ihren Tand, natürlich auf Nimmerwiedersehen. Das Frauenzimmer benimmt sich sonderbar; es geht mir zwar nicht geradezu aus dem Wege, scheint sich jedoch nicht viel aus mir zu machen. Sie ist entrüstet — ich sehe es ihr an — über das Gebahren ihrer Cousinen und wird von diesen nur Tugendbold genannt. Sie schmeichelt mir nie, ist freundlich aufmerksam und besorgt um Einen, ohne daß man von letzterem viel merkt, während ihre Cousinen jeden kleinen Dienst auf den Präsentirteller legen und mit einem ›Siehst du, wie wir sind!‹



kredenzen. Die Otilie, so heißt die Verwandte, eines Schwagers Kind, ist wie ein klarer, ruhiger, warmer, schöner Sommertag, dabei nicht mehr jung — ich schätze sie nahe an die Dreißig — und hinkt bedeutend. Zuerst hat mir ihr Hinken Schmerz gemacht, jetzt sehe ich es kaum noch, so kann man sich daran gewöhnen. Ich wünschte es manchmal, sie machte mir etwas die Cour. Was meinst Du, Francis, wenn ich die nähme? Solch' ein junges, flitteriges Ding ist doch nichts mehr für mich, das sehe ich immer mehr ein. Ob dies Frauenzimmer mich aber will, das ist sehr die Frage; des Geldes wegen reicht die mir keinen Finger. Ein Adonis bin ich nicht, das habe ich durch meine drei Nichten gründlich erfahren, und tänzeln und schöne Bücklinge machen und den Galanten spielen habe ich durch zehnjährige schwere Arbeit verlernt. Das ist für immer vorbei. Was sollte also dies Mädchen an mir sehen? Nichts als den braven Kerl! Soll ich einen Ansturm versuchen? Was rathest Du mir, alter Junge? Drüben gelang mir Alles, wenn ich nur recht stürmte, freilich waren dieß keine Frauenzimmergeschichten, darin bin ich sehr unerfahren. Hast Du viel Wilcoxschmalz auf Lager? Verkaufe schnell! Laß bald erfahren, was Deine Meinung in dieser Sache, des Mädels wegen, mein ich, ist.

Dein Freund

*Gustav Langhoff.*«

»Oranienburg, den 16. Juni.

»*Liebste Beste!*

»Herzensergießungen hast Du meinen letzten Brief genannt und mich gewarnt: der Amerikaner schiene Dir ein gefährlicher Mann zu sein. — Ja, siehst Du, Treueste dafür halte ich ihn auch. Seine anfängliche Harmlosigkeit und das überaus naive Benehmen scheint nur eine Maske gewesen zu sein, denn ich habe Beweise, daß dieser Mann ungewöhnlich klug und scharfsinnig ist, trotz einer gewissen seltsamen, urwüchsigen Derbheit und Kindlichkeit, welche er ungeachtet seines reifern Alters besitzt. Sein Benehmen hat sich jetzt sehr verändert. Er begegnet meinen Cousinen mit offenkundiger Ironie und sarkastischer Laune die sie allein nur nicht merken. Onkel Ludwig fühlt das wohl und er ist sehr herabgestimmt. Ich begreife deßhalb nicht, aus welchen Gründen Onkel Gustav nicht abreist, denn das ist mir klar, daß er die Mädchen bis ins Innerste durchschaut und erkannt hat, wie nur die Sucht, reich zu heirathen, sie leitet und daß sie sich über ihn als

Freier lustig machen; sie halten jedoch den Mann für so einfältig, daß sie gar nicht auf den Gedanken kommen, er könne merken, welches Spiel mit ihm getrieben wird. Mir thut der Man leid, denn er ist ein braver Charakter, das hat er bei vielen Gelegenheiten bewiesen, ein gesund denkender Mann mit ehrlichem, treuem Herzen und gar nicht häßlich; hat man sich erst an seine breite und starkknochige Gestalt gewöhnt, findet man diese nicht auffällig, und sein braunes Gesicht mit den kräftigen und doch feinen Zügen, die klaren grauen Augen voll hellen Lichts und treuherzigen Lachens und das etwas gelockte, kurzgehaltene kastanienbraune Haar auf dem starken Kopfe und über der weißen, breiten, wohlgebildeten Stirn darf sogar sehr hübsch genannt werden, trotz der vielen Fältchen, die sichtlich Sorge und Arbeit darauf gegraben. Ich schrieb vorhin, der Mann sei gefährlich, und das glaube ich auch — aber in anderm Sinne, als Du meinst. Denke Dir, ich halte den Onkel Gustav gar nicht für taub. Ich habe die Ueberzeugung, daß er eine schlaue gewählte Rolle spielt, um die Herzen der Mädchen zu erforschen. Du wirst Dich erinnern, daß mir vom ersten Tage seines Hierseins an gewisse Unregelmäßigkeiten in seiner Schwerhörigkeit auffielen, so zuerst, als Onkel Ludwig mich ihm vorstellte, und dann später noch öfter Aehnliches,

seltsamerweise wenn er von mir sprach — so hat er die gar nicht laut gesprochene Spöttereï Fanny's, die mich bei Tische Tugendbold nannte, gehört und den Ausdruck neulich im Scherz auch gegen mich angewendet. Um völlige Klarheit darüber zu haben, ließ ich letzthin, als wir allein im Zimmer waren und er sich die Photographie der seligen Tante anschaute, meine kleine Shawlbrosche fallen, und sofort drehte er sich um, hob sie auf und übergab sie mir höchst galant. Der Mann hört also gerade so fein als wir Alle und scheint mir — auch abgesehen von der Maske der Taubheit — doch nicht ganz Der, für den er sich ausgibt. Man darf ihn demnach mit Recht einen gefährlichen Mann nennen. Gegen mich beobachtet er ein eigenthümliches Benehmen; den Mädchen hat er alle mögliche Kleinigkeiten gekauft, er war nämlich einige Male in Geschäften nach Berlin gereist — mir brachte er nichts mit. — Ob er weiß, daß ich auf diese Kinkerlitzchen, wie Kugelarmbänder, Mantelschließen und Spitzen nichts gebe, ob er so wenig auf mich achtet, daß ich gar nicht für ihn existire, — dieß würde mich doch schmerzen — dem widerspricht jedoch sein Anstarren, ich muß es so nennen. — Minutenlang haften, wenn er unbeobachtet ist, seine Augen auf mir und studiren jeden Zug in meinem Gesicht, jedes Fäserchen an meiner Kleidung, so daß ich mich

verlegen, genirt und beunruhigt fühle. Er ist gegen mich mit wenigen Ausnahmen seltsam still und feierlich ernst, und hielt neulich, als er von Berlin zurückkam, meine Hand sonderbar lange in der seinen, so daß ich jedenfalls heftig roth wurde und die Hand ihm schnell entzog, worauf er mich noch ernster und eindringlicher ansah. Ich habe mich zwar nie anders ihm gegenüber benommen, so lange ich glaubte, er wäre taub, wie jetzt. Nun nehme ich mich jedoch doppelt vor ihm und seiner Klugheit in Acht, man läßt sich einem Tauben gegenüber ja unbewußt mehr gehen in seinen sozusagen privaten Familienäußerungen. Es lastet ein schwerer Druck auf mir, wie im Vorgefühl einer Katastrophe, die bei uns eintreten müßte; so kann das nicht mehr lange fortgehen. — Wie Onkel Ludwig gemerkt hat, daß sein Bruder auf keine seiner Töchter mehr Absichten hat, so müssen es doch schließlich die Mädchen auch merken; weßhalb geht der Mann, der ja gar keine Aufklärungen zu geben braucht, dieser unangenehmen Szene nicht aus dem Wege? Das Verständigste und Klügste wäre doch, jetzt so bald als thunlich abzureisen; aber nein, er bleibt, scheint gar nicht an das Fortgehen zu denken, wird von Tag zu Tag spöttischer und sarkastischer gegen die Mädchen, bis das Gefürchtete hereinbrechen wird. Wie kann er sich

dann aus der Affaire ziehen? Ich bange vor einer taktlosen Szene seitens der gar nicht erzogenen, leidenschaftlichen und nicht feinfühlenden Mädchen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir die Ankunft dieses Onkels aus Amerika so viel Sorgen und Kopfzerbrechen machen würde. Wenn ich nicht die Pflicht fühlte, hier auf meinem Posten als Quasi-Wirthin bleiben zu müssen, ich würde auf und davon gehen und zu Dir kommen. Was meinst Du dazu? Erwäge diesen Gedanken für den äußersten Nothfall und bete für Deine in Aengsten lebende und schwebende

*Ottilie.*«

*»Lieber Francis!*

»Während mein erster Brief noch zu Dir schwimmt, schreibe ich schon den zweiten, Du kannst dann auf alle beide zusammen antworten.

»Ich befinde mich in einer verteufelten Lage. Meine Schauspielerei als Tauber hat doch einen gewaltigen Haken, der fast den großen Nutzen aufwiegt. Ich bin nämlich mit mir in's Reine gekommen. Ich will die Nichte, Ottilie, heirathen. Ich bin ganz närrisch verliebt in die Kleine, das ist eine Frau für mich,

speziell vom Schöpfer gerade für mich geschaffen, — sie entspricht in All' und Jedem meinem Ideal von einer Frau, trotz ihres Gebrechens. Ich heirathe keine Andere als diese, und will sie mich nicht, dann bleibe ich ledig und kehre unverzüglich zurück. Nun macht mir heillooses Kopfzerbrechen und Herzweh meine Lüge, meine Maske als Tauber. Wie soll ich vor diese ehrliche, jede Täuschung verachtende, wahrheitsliebende Person hintreten und als Erstes sagen: ›Ich habe Sie betrogen; ich höre so gut wie Sie.‹ Ich kann doch meine Rolle nicht weiter spielen. Ich habe so die freudige Furcht, daß vielleicht nur meine Taubheit sie von mir fernhält, daß sie sich scheut, einen so tauben Mann zu heirathen; das Erste muß also sein, daß ich ihr sage: ich habe hier als listiger Fuchs, unter falscher Flagge mich eingeführt — eine verdammte Lage! — ›Bleibe auf dem geraden Wege, Gustav‹ — das war eine Hauptlehre meiner seligen Mutter, die sie mir als erste Lebensregel hundertmal vorgehalten hat. Wäre ich doch der gefolgt. Ich hätte sicher auch ohne Taubheit keine der drei Bruderstöchter genommen und mein Blick hätte ohne Zweifel die Ottilie sogleich als echte Perle unter dem gleißenden Glas herausgefunden. Du hattest Recht, alter Junge, das war eine vertrackte Yankeeidee. Ich, der ich in meinem Leben nie etwas krumm

gemacht, muß bei dieser so wichtigen Sache solch' eine tolle Maskerade anfangen! Jetzt sitz' ich tief drin und weiß gar nicht, wie mich mit Anstand da herauswinden. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, ob das Mädels mich will! Würde sie mich lieben, bangte mir nicht, denn die Liebe überwindet Alles, und dieß Prachtfrauenzimmer würde mir verzeihen, wenn ich ihr die Beweggründe meines Handelns klar machte; aber da ich das nicht weiß, so fürchte ich, daß eine Aufklärung meinerseits oder ein zufälliges Entdecken des Schwindels ihrerseits — denn sie ist eine verteuft kluge Person — eine etwa entstehende Neigung bei ihrer kolossalen Wahrheitsliebe und offenen Ehrlichkeit sofort ersticken könnte. Das ist eine Zwickmühle, Francis! Ich habe mich noch nie in einer ärgeren Klemme befunden. Was rathest Du mir? Wenn Du nicht sofort antwortest, ist die Welt hier schon eingefallen, bevor Dein Brief ankommt. Ich kann mich nicht lange mehr hier halten, das fühle ich. Sage Batty, dem Getraidemakler, daß er, wenn der Kalifornier Weizen billig wird, 1000 Bushel für mich einkaufen soll.

*Dein Gustav.«*

»Oranienburg, den 28. Juli.



»Beste Freundin!

»Du hast Recht, ich habe eine stille Neigung für Onkel Gustav; ja, ich liebe ihn, aber wie darf ich, ein altes Mädchen, eine hinkende Person, nur meine Augen zu ihm erheben, nur an eine entfernte Möglichkeit, ihn zu heirathen, denken? Ich hab' ja gar kein Recht dazu, es wäre ja so gewissenlos, wenn ich ihm die Bürde einer bresthaften Person auflasten wollte — hat der Mann dazu so lange mit dem Leben gerungen und ihm endlich die Güter zu einem freien, sorgenlosen Leben abgetrotzt, um mit einem alternden, von der Natur unglücklich ausgestatteten Weibe ein Heim zu begründen? Die Moral, die Religion, mein Herz verbietet mir solche Gedanken und dennoch hoffe, sehne, wünsche ich — wer kann seinem Herzen gebieten! Ich muß es walten lassen, jedoch mein Kopf soll mit feurigem Schwerte vor ihm Wache stehen und ihm zurufen, wenn es heraustreten will aus dem stillen Dulden, wozu das Schicksal es bestimmt hat: ›Zurück, du thust Unrecht!‹ Aber warum soll eigentlich mein Herz nicht fühlen dürfen und die schmerzliche Seligkeit des Liebens für sich empfinden? Weiß ich doch gar nicht, absolut nicht, ob er an mich denkt. Sein auffälliges Benehmen — es gibt jetzt sogar schon den Mädchen zu denken —

kann ja Abneigung sein, denn der Mann thut beinahe, als ob er mich fürchte. Er ist unruhig in meiner Nähe, und wenn ich ihn ansehe, wendet er beinahe verlegen den Blick ab, ganz gegen seine sonstige Art, mich mit den Augen so still, klar und forschend auszukundschaften. Wenn er dennoch Neigung zu mir hätte? Was soll ich thun, was muß ich thun? Mir schwindelt der Kopf und wallt und wogt das Herz — mir, der bald Dreißigjährigen. — Wohin ist meine Vernunft und mein kühler, klarer Verstand gerathen? Alles hin, Alles fort! Mir ist manchmal zu Muthe, als sollte ich fliehen, fern bis an's Ende der Welt, und dennoch möchte ich das Haus nicht verlassen, weil ich eine Stunde seine Nähe zu entbehren fürchte. Ich zittere, daß er bald abreist, und dennoch muß ich es Onkels und meiner Cousinen und ja auch meiner unseligen, stets wachsenden Leidenschaft wegen aufrichtigst wünschen. Doch wer weiß, was geschieht — vielleicht kann ich mich plötzlich so weit aufraffen — lasse das Haus und Alles im Stich, um all' den Wirrnissen zu entfliehen, und eile zu Dir, um mir Trost und Ruhe in Deiner friedlichen Behausung zu verschaffen.

*Deine gebeugte Ottilie.«*

»Kaum hatte ich diese Zeilen beendet, ruft mich Onkel Ludwig. — Denke Dir, was geschehen ist! — Fanny muß eine Anspielung des Inhalts gemacht haben, daß die Leute sich aufhielten über die Anwesenheit eines so jugendlichen Onkels im Hause ihres Vaters, darauf hin äußerte Onkel Gustav den Wunsch, in Gegenwart des Vaters und der drei Töchter, auch ich solle dabei sein, etwas erklären zu dürfen. — Man versammelte sich also im Eßzimmer, ich wurde herabgeholt, und Onkel Gustav begann folgendermaßen: ›Verehrte Anwesende! Ich bin nicht taub,‹ — hiebei sah er nur mich forschend an —, ›ich höre so gut wie ihr Alle. Meine Taubheit war nur das Mittel, durch welches ich die Wahrheit erfahren wollte. Ich bitte dieser kleinen Maskerade wegen allerseits um Entschuldigung.‹ — Meine Cousinen wurden abwechselnd sehr bleich und sehr roth und Onkel Ludwig war wie vernichtet. ›Was ich nun in Erfahrung gebracht,‹ fuhr Onkel Gustav ruhig, fast geschäftsmäßig fort, ›ist, daß meine drei sehr hübschen und sehr lebenswürdigen Nichten mich mit — und, wie ich annehmen darf — auch ohne meine Taubheit nicht übermäßig gern zum Manne nehmen — dagegen für mein Geld eine übergroße Liebe haben — das finde ich gar nicht unvernünftig — ich möchte jedoch auch etwas meiner Person wegen geliebt

werden, selbst als tauber Mann, und meine angebliche Taubheit hat mich darüber aufgeklärt, daß dies hier gar nicht stattfindet. Nur bei einer Person bin ich darüber im Zweifel. Sie wußte, daß ich nicht hörte, und äußerte doch nie das geringste Mißfallen betreffs meiner Person, hatte nie das Geringste an mir auszusetzen, sondern sprach sogar, allerdings nur am ersten Tag meines Hierseins, gegen die Ansicht der Uebrigen sehr zu meinen Gunsten. Diese Person sind Sie, Ottilie. .. Nun, ich bin's gewohnt, gerade auf mein Ziel loszugehen. — Haben Sie diese günstige Meinung für mich noch, Ottilie? Sagen Sie, würden Sie mich heirathen?«

»Mir wurde bei diesen Worten so schwindlig, daß ich glaubte, umsinken zu müssen, mein Herz klopfte mir bis zum Halse und es brauste mir wie ein Meer vor den Ohren.

»«Ich bin alt, ich hinke, ich kann gar nicht daran denken, zu heirathen!« stöhnte ich endlich in die verzweiflungsvolle Pause nach der Frage, in welcher die Blicke meiner Cousinen wie Tiger auf mich gerichtet waren.

»«Sie haben das rechte Alter für mich,« fuhr Onkel Gustav fort, »und was das Hinken anbetrifft, so werden Sie eine Equipage zum Fahren und Dienerschaft genug haben, die für Sie sorgt, außerdem

habe ich bemerkt, daß Sie so gut und so tüchtig sich bewegen und im Hause walten können, als hätten sie den Fehler nicht. Ich habe, während Sie mich für taub hielten, Ihren Charakter erkannt, Sie haben keine Rolle gespielt vor mir mit Mienen und Gesten, während Ihre Worte und Ihr Herz ganz andere Dinge sprachen. Sie haben mir Ihr wahres Herz ohne jede Absichtlichkeit gezeigt, und es fragt sich also jetzt nur, ob Sie mir diese Täuschung, die ich ja auch Ihnen gegenüber anwandte, vergeben können, ob ich Ihnen nicht zu alt bin und ob Sie so viel Neigung für mich empfinden, um mein Weib zu werden.<

»Der Ausdruck ›sein Weib‹ brachte mir das Herz zum Ueberwallen — es war so innig, so warm, so männlich und gemüthstief ihm von den Lippen gekommen, daß ich Alles vergaß, was ich mir vorgenommen und für Recht und Pflicht gehalten hatte, und ausrief: ›Ja — ich kann es!‹ — Dann kam mir aber der schreckliche Gedanke. Ich war nicht ehrlich gegen ihn, ich habe ja gleich gemerkt, daß er gut hörte und, — ich wußte es jetzt — mein Benehmen doch etwas darnach eingerichtet, weil ich — der Wunsch keimte mir tief im Herzen — ihm gefallen wollte. Es kam mir vor, als hätte ich seine Neigung erschlichen, durch List gewonnen. ›Nein,‹ rief ich daher, ›Herr Langhost, ich kann nicht, denn ich

fühle mich nicht würdig Ihres Vertrauens!« Nachdem ich das ›Ja« gesprochen, waren meine Cousinen, bebend vor Wuth und Zorn, aus dem Zimmer geeilt und mein Onkel hielt es auch nicht für nöthig, Zeuge der vollständigen Zertrümmerung aller seiner Hoffnungen zu sein — wir waren also allein im Zimmer.

»«Sie sagten erst Ja und da sprach Ihr Herz, wie ich hörte, und nun rufen Sie Nein!« nahm darauf Onkel Gustav das Wort, mich ernst und klar ansehend. ›Können Sie mir denn die kleine Täuschung gar nicht verzeihen? Dann ist Ihre Liebe zu mir auch nicht sehr stark,« fügte er leiser, wie traurig hinzu.

»Ich begann zu weinen.

»Onkel Gustav nahm meine Hand.

»«Das ist es nicht,« schluchzte ich unter strömenden Thränen. ›Ich habe Sie betrogen, ich habe Sie denken lassen, ich glaubte an Ihre Taubheit, und doch wußte ich sehr bald, daß Sie gut hörten, und habe mich so benommen wie einem Guthörigen gegenüber.«

»Onkel Gustav stutzte und sah einen Moment starr zu Boden. ›Haben Sie sich denn anders gegeben als sonst, viel anders, wie wenn Sie an meine Taubheit geglaubt hätten?« fragte er endlich.

»«Nein, fast nicht anders, denn ich kann mich nicht verstellen — aber —«

»«Nun, aber?«

»«Ich wollte Ihnen gefallen.«

»«Auch um meines Geldes willen?«

»«Pfui, Ihr Geld! Nein, weil Sie mir gefielen, weil mein Herz mich antrieb — das bestimmte mich häufig, im Gegensatz zu meinen Cousins, mein Fühlen und Denken vor Ihnen nach Außen zu kehren. Zuerst wußte ich das gar nicht, jetzt jedoch, nachdem Sie gesagt, daß besonders mein Auftreten Ihnen, dem tauben Manne gegenüber so gefallen, sah ich ein, daß ich listig gehandelt.«

»«O, diese List ist keine List!« rief Onkel Gustav darauf, »wohl mir, daß ich diese List erfahren! Sie sind noch ehrlicher, offener, braver, gewissenhafter, goldener als ich gedacht. Komm', mein Kind,« schloß er, »bei mir ist Dein Platz jetzt!« Und als ich vor Scheu und seltsamer Schwäche mich gar nicht bewegen konnte, kam er auf mich zu und schloß mich in seine Arme.

»«Und bin ich Dir nicht zu alt und zu häßlich und zu gebrechlich?« konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

»«Du bist mir die Schönste, die Liebste, die Beste, das Weib, welches Gott für mich geschaffen, zu dem er mich gnädig geführt,« kam es tief und bebend aus

seinem Herzen, und er schloß mir den Mund mit heißen Küssen.

»Was sagst Du nun dazu, Bertha? Deine alte Freundin, die hinkende Otilie, die Braut und bald die Frau eines guten, lieben, schönen, reichen Mannes — Deine Freundin, die längst jeden Gedanken an die Ehe aufgegeben, schon seit einem Jahrzehnt darauf verzichtet! O über uns Weiber! Unser Herz wird niemals alt, und kommt ein braver Mann, sind wir schwach und hülflos wie Kinder.

»In vier Wochen schon soll die Hochzeit sein; Gustav will es so — meinen Cousinen gibt er mein Vermögen als Aussteuer — das soll ich ihnen schenken und erhalte dafür eine große Schenkung, die mir hier in Berlin auf der Bank als mein eigenes Vermögen, dessen Zinsen mein Taschengeld bilden sollen, niedergelegt wird.

»Mir scheint Alles noch wie ein Märchen, wie ein Traum, aus dem ich erwachen könnte, und ich will den Himmel bitten, daß er mich nie daraus erwachen läßt.

»Möchtest Du nicht auch noch einmal so träumen? — Ach, wie wünscht das Dir herzlich Deine Otilie, denn das Glück des Weibes ist einzig und allein beim Manne.!



»*Lieber Francis!*

»Alle Deine Briefe kommen zu spät. Ich habe auf meine alte Manier gehandelt. Die Gelegenheit ergab sich, und da habe ich das Visir gehoben, habe eingestanden, daß ich den Fuchs gespielt, und meinem Mädchen direkt gesagt, daß ich es wollte. Nun hat's noch einen kleinen Anstand ihrerseits gegeben — denn denke Dir, die verteufelte kleine Hexe hat meine Schauspielerei schnell durchschaut, mich aber gleich lieb gehabt und sich nun Gewissensbisse gemacht, weil sie mir nicht gesagt, daß sie um mein gesundes Gehör wisse. Denke Dir diese Ehrlichkeit — ist das nicht ein goldnes Herz — und über meinen Trug hat sie kein Wort verloren! Sie fand mein Handeln sogar klug, nur etwas amerikanisch. Na, alter Junge, jetzt mach' mir's nach, in vier Wochen ist Hochzeit; wenn Du gleich nach Empfang Dieses abreisest, kannst Du noch zur Hochzeit kommen und die Hochzeitsreise nach England und Italien mitmachen. — Hat Batty die tausend Bushel gekauft? Schwere Waare muß es aber sein. Ich will sie hier als Aussaat auf ein Gut, das ich mir anschaffe, damit ich etwas zu thun habe, placiren.

»Leb' wohl, alter Junge; wenn der Brief zu Dir kommt, sind noch vierzehn Tage bis zur Hochzeit. Anbei die Photographie von Otilie.

*Dein Gustav.«*

# Auf dem Lido.

## 1.

Ein schmaler Strich Landes, einige Stunden lang, kaum zweitausend Schritte breit, trennt das bräunlichgrüne Lagunenwasser Venedig's von dem blitzend-lachenden, blaugrünen des Meeres. Sanddämme, so kahl weiß wie jene der Ostseegestade, hie und da durch ein Fort unterbrochen, auf dessen Wall eine einsame Schildwache hin und her geht, liegen nach der Seeseite zu und hinter diesem natürlichen Schutzwall gegen die andringenden Salzwogen breiten sich in lieblicher Ruhe, von vielfachen Umzäunungen eingeschlossen, fruchtbare Gärten und Felder aus, deren Maisbüschel, Maulbeerbäume, Weinranken und Oliven freundlich über die hölzernen Zäune schauen und wohlgepflegte Beete von Kürbis, Melonen, Artischocken und Blumenkohl vor der sehr energischen Sonne beschatten.

Innerhalb dieser Einhegungen liegen die einfachen Wohnhäuser der Besitzer dieser Grundstücke und das Leben derselben würde sich von dem der festländischen Gärtner und Ackerbauern in nichts unterscheiden, wenn nicht jedes Gehöft seine Gondel oder Barke auf der Lagunenseite zu liegen hätte, mit welcher allnächtlich die gewonnenen Produkte nach dem zwei Stunden entfernten Venedig, theils mit Anwendung des Segels, theils der Ruder, zum Markt hinübergebracht werden.

So führen also diese Lidobewohner halb ein Schiffer-, halb ein Ackerbauerleben; über ihre Umzäunungen brausen von der Seeseite oft die Stürme der Adria, und nach dem Binnenlande zu gehen die Lagunenwogen dort nicht selten gefährlich hoch, so daß sie die ganze Kunst und Kraft des Seemannes herausfordern, um mit dem hochbeladenen Boot in die Stadt oder glücklich nach Hause zu kommen. Das Schifferelement mit seinem Hang zu Wagnissen ist daher in diesen Strandbewohnern sehr lebendig ausgeprägt und besonders die Frauen und Mädchen zeichnen sich bei aller Sanftmuth des venetianischen Charakters durch Kühnheit und einer Neigung zu wilder Romantik aus. Ihre Gesichtsfarbe ist brauner als die der Stadtvenetianerin und ihre

Körperformen kräftiger bei der gleichen Fülle und Zierlichkeit.

Zeppa Burano stammte von einem der zahllosen Inseldörfer oder Inselstädtchen, die wie Miniaturbilder der Hauptstadt, bald näher, bald entfernter von Venedig aus dem sich viele Stunden weit hinstreckenden Lagunenwasser auftauchen. Das Mädchen war eine Waise und diente fast seit ihrer Kindheit bei Luigi Ringha, einem wohlhabenden Lidobauern, der unverheiratet war und mit ihr und einem Adoptivsohn Toma sein Gärtnerei-Geschäft betrieb.

Zeppa war ein sehr schönes Mädchen; sie hatte klassisch geformte ruhige Züge, eine wenig hohe, breite, reine Stirne, eingefast von krausen schwarzen Haaren, unter gewölbten Augenbrauen ruhige, schwarze, mandelförmige Augen mit sehr langen Wimpern, eine fast zu feine Nase, einen kleinen, vollen, rothlippigen Mund und runde Kinderwangen. Ihre Gesichtsfarbe war frisch, aber sehr braun, und ihre Gestalt formvollendet und von wunderbarem Ebenmaß.

Nie erschien Zeppa anders als mit einem gewaltigen silbernen Kamm, hoch über den Kopf ragend, strahlenförmig wie ein Pfauenrad gestaltet, in ihren schwarzen Haaren — und große rothgoldene Ohrringe

in ihren kleinen braunen Ohren; ihr Marktstaat war, ein gelbrothes Busentuch über einem schwarzen Mieder und ein hellgelber vielgefälteter Rock mit blauer Schürze. Die kleinen Füße staken in plumpen Lederschuh, welche dem sonst schon sehr gemessenen Gange dieser italienischen Mädchen einen noch trägeren, schleppenderen Charakter verleihen, der in merkwürdigem Gegensatz zu ihrem zierlichen Gliederbau steht,

Zeppa hatte aber auch nicht viel zu gehen; Jahr aus, Jahr ein stieg sie vor Sonnenaufgang in ihre Barke und fuhr mit ihrem Patron und Toma zum Gemüsemarkt nach Venedig hinüber. Dort saß sie dann inmitten ihrer Vorräthe und schrie im Wettkampf mit den anderen Marktleuten mit gellender Stimme ihre Feldfrüchte aus, gestikulirte dabei mit den Armen und ließ ihre Augen rollen wegen zwei, drei, vier Centesimi, als ob das Wohl ganz Europa's von dieser Differenz abhinge. Während dessen wanderte Toma mit einem Brett vor sich — das durch eine Schnur über seinen Hals wagerecht gehalten wurde, durch die menschenbelebten, vielfach verschlungenen Gassen Venedig's. Auf diesem seinem tragbaren Tisch lagen die schönen gelbrothen Kürbisschnitte, und während er das große Aufschneidemesser verlockend in der Hand hielt und die Sonne darauf spielen ließ, brüllte

er mit voller Kehle seine Zucca santa, santa zucca« den heiligen Kürbis aus.

Luigi Ringha, der Patron, lief in die Hotels und zu den vornehmen Häusern und schmeichelte, beschwor und intriguirte bei dem Küchenpersonal herum, um seine seinen Gemüse anzubringen. So lebten diese drei Personen schon seit Jahren ein gleichmäßiges, einfaches, idyllisches Venetianerdasein.

Die Zeit aber verrückt scheinbar unstörbar felsenfest stehende Dinge. —

Zeppa war jetzt achtzehn Jahre alt geworden, Toma zwanzig, und der schwarzköpfige Stiefsohn mit seiner scharfgebogenen Nase fing an, Zeppa Burano gern zu sehen. Luigi Ringha, der Lidobauer, hatte sich aber auch seit einiger Zeit überlegt, daß Alleinsein gegen einen Ausspruch der Bibel verstoße, daß Zeppa ein schönes Mädchen und, was noch mehr, ihm unentbehrlich im Geschäft geworden sei, daß er ferner noch nicht ganz vierzig Jahre zählte und er sehr wohl daran thäte, dies Mädchen, das jetzt in jene Jahre kam, wo Unberechenbares leicht eintreten könne, durch feste Bande an sich zu fesseln. Er beschloß also, ihr einen Heirathsantrag zumachen und sparte sich diese Angelegenheit bis zum fröhlichen Osterfeste auf.

Zeppa wiederum hatte mit ihrem feinen Fraueninstinkte das Planen und Sinnen ihres Patrons

schon längst durchschaut und bemerkte nicht minder, daß Toma gleichfalls seine Gedanken auf sie richtete.

Die italienischen Frauencharaktere sind im Allgemeinen viel kühler und berechnender, als man gewöhnlich glaubt; wenn nicht ganz besondere Ereignisse ihre Leidenschaften erwecken, herrscht ein klarer praktischer Verstand bei ihnen vor. Einmal im Feuer aber, sind sie entschieden gefährliche Personen und man thut gut, ihnen dann so sorgsam wie möglich aus dem Wege zu gehen. Bei Zeppa jedoch gab es hier nichts Außergewöhnliches, was die schlafenden Dämonen wachrufen sollte. Sie sah allerdings den Stiefsohn lieber als den Adoptiv-Vater — aber ihr Patron besaß Haus und Feld, wogegen Toma ganz arm war. Im Uebrigen war ihr Herr ein sehr guter, friedfertiger, stiller Mensch, mit dem sich recht gut leben ließ. Schon seit Jahren hatte sie für ihn gearbeitet und seine Produkte eifrig und gewissenhaft als Magd zu Geld gemacht, warum sollte sie es nicht auch als seine Frau thun und so eine behagliche Gegenwart und sichere Zukunft haben! Ihr Sinn neigte sich also mehr dem Vater zu und sie erwartete mit Seelenruhe fast täglich eine Erklärung.

Wenn die Liebe in manchen Dingen auch blind sein soll, so ist sie dagegen in anderen höchst scharfsichtig. Toma liebte die gleichmüthige Zeppa mit der ganzen



Kraft seiner frischen Jugend und entdeckte mit seinen italienischen Falkenaugen auch sehr schnell, daß der Bauer zärtlich auf das Mädchen zu sehen begann und seine besonderen Gedanken in Bezug auf seine Auserwählte zu haben schien.

Entschlossen und geraden Sinnes, wie er war, zog er deshalb seinen Stiefvater in eine Unterredung und fragte ihn, ob er Zeppa heirathen wollte. Der Bauer bejahte dies und stellte ihm die Gegenfrage, ob er etwa daran denke, sie ihm wegzukapern.

»Ja, das will ich!« antwortete Toma. »Sie ist jung und ich ebenfalls. Wir passen besser zusammen als sie und Ihr, Vater.«

»So, meinst Du?« erwiderte Ringha, »und auf welches Besitzthum hin willst Du sie heirathen?«

»Ei, auf welches Besitzthum!« wiederholte Toma verwundert. »Ihr habt mich doch zu Eurem Sohn angenommen und ich habe Euch redlich im Geschäft bisher geholfen.«

»Das genügt noch nicht, um eine Frau nehmen zu können!« entgegnete der Aeltere. »Ich muß Dich erhalten — Du hast nichts und bist nichts als ein Knecht.«

»Habt Ihr mich nicht aus der Stadt weggenommen?« warf Toma lebhaft ein. »Habe ich nicht mein schönes Gewerbe im Stich gelassen, um

Euch zu helfen? — Ich könnte heute ein selbstständiger unabhängiger Mann sein mit meiner Gondel, aber Ihr habt zu mir gesagt, ich sollte Euer Sohn werden, ganz, in Allem Euer Sohn, und deshalb verließ ich, ein Castellano, mein Fahrzeug und ward bei Euch, einem Nicolotto, nicht Knecht, sondern Sohn, Luigi Ringha!«

»Was Nicolotti oder Castellani — ob meine schwarze Mütze, ob Deine rothe Mütze! Hier auf dem Lido gibt's keine vornehmere Schiffergilde. Hier sind wir alle eins. Du bist Bauer geworden, wie ich, und hast an Vornehmheit nichts vor mir heraus. Du brauchst also gar nicht so die Mienen anzunehmen, als ob Du Dich bei mir erniedrigt hättest.«

»Wenn Ihr sagt, ich sei ein Knecht,« fuhr der Andere aufgeregt fort, »sage ich Euch, ich bin Castellano; aus unserem Geschlecht stammten die alten Dogen und seit tausend Jahren gelten die rothen Mützen in Venedig mehr als die schwarzen.«

»In Venedig — ja! Jetzt arbeitest Du bei mir auf dem Lido«, entgegnete der Bauer gelassen, »und ich gebe Dir Lohn und Kost. Mit dem Heirathen hat es auch noch übrig Zeit bei Dir. Die Zeppa willst Du heirathen? Ich auch. Ich aber habe Besitzthum und kann eine Frau nehmen, Du hast nichts als Deine rothe Mütze und die hast Du abgenommen.«

»Ich kann sie aber jeden Augenblick wieder aufsetzen,« fiel Toma ein, »und bin dann ein freier Schiffer, der seine Gondel führen darf.«

»Und keine Gondel hat —«

»Aber das Geld dazu erspart!«

»So! Wirklich?« antwortete ziemlich unangenehm überrascht Luigi Ringha. »Du würdest also von mir gehen und wieder Gondoliere werden, um die Zeppa zu heirathen? — Wenn sie Dich aber nicht wollte?« fügte er lächelnd hinzu.

»Vor der Hand lacht nicht, Ringha — darüber muß ich sie erst fragen,« entgegnete entschlossen der Adoptivsohn. »Ich werde ihr zu überlegen geben, ob sie lieber einem Castellano, der sein eigen Fahrzeug führt, nach der Stadt folgen, oder hier bei Euch auf dem Lido bleiben will.«

Diese Frage wäre dem Lidobauern in jeder Hinsicht höchst ungelegen gekommen und er hätte sie, wenn nur irgend möglich, von Herzen gern vermieden gesehen. Nicht, daß er vor dem Ausgange der Entscheidung zitterte, er traute dem überlegenden Temperamente des Mädchens wohl zu, daß sie der realen Vortheile wegen ihm den Vorzug geben würde, obwohl ein Gondoliere, jung, hübsch, keck und gewandt, in der Stadt auch sein Verlockendes hatte. Nach welcher Seite sich jedoch die Entscheidung

Zeppa's neigte, hätte die Sache ihn in große Verlegenheit gesetzt. Entschied sich das Mädchen für seinen Adoptivsohn, so verlor Luigi diese beiden wichtigsten und treuesten Stützen seines Geschäftes, fiel die Antwort zu des Patrons Gunsten aus, so ging der fleißige, tüchtige Toma jedenfalls fort. Dies unlösliche Wirrniß ärgerte Luigi gewaltig und gereizt rief er dem Anstifter seiner unbehaglichen Lage zu:

»Wieder Schiffer werden! Ein schöner Gondoliere Du! Hast ja in Deinem Leben nicht fahren können! Bringst ja beim Westwind unser Boot nicht in die Giudecca (Kanalmündung) herein!«

»O, wenn es vom Fahren abhinge,« rief Toma dagegen, »wäre die Zeppa bald mein!«

»Das möchte ich sehen, Du Prahlhans!« versetzte der Bauer.

»Das solltet Ihr sehen. Stände Zeppa bei einer Regatta als Preis, ich würde sie erringen, so wahr ich hier meine rechte Hand habe,« antwortete keck der Adoptivsohn.

»Darauf möchte ich es ankommen lassen,« entgegnete der Bauer, dessen alte Schiffernatur bei dem Regattagedanken sich zu regen begann.

Die Venetianer Schiffer sind ein ganz eigenthümliches Volk. Abgesehen von der uralten Rivalität zwischen den Schwarz- und Rothmützen,

können sich zwei Gondelführer nicht auf demselben Wege sehen, ohne sich sofort in ihrer Geschicklichkeit zu messen. Ja die täglichen Fahrten von dem Lido mit schwerbeladenen Booten gestalteten sich zu unaufhörlichen Wettfahrten. Da die Schiffer aber fast immer auf dem Wasser sind, so wird ihr ganzes Leben zu einem einzigen Ruderkampf mit Nachbarn und städtischen Kollegen. Außerdem sind sämtliche Venetianer leidenschaftliche Lotteriespieler, zu stetem Einsetzen bereit; die jährlichen Volksfeste mit Regatten (große öffentliche Wettfahrten zwischen den schwarzmützigen und rothmützigen Schiffergilden) nähren diesen Hang zum abenteuerlichen Wagen, und so darf es uns nicht wundern, wenn es Toma ein sehr naheliegender Gedanke war, sein Mädchen als Wettpreis seiner Rudergeschicklichkeit sich vorzustellen, wie es auch seinem Patron ein ganz populäres, heiteres Bild schien, mit seinem Nebenbuhler durch eine Wettfahrt um Zeppa zu kämpfen.

»Darauf möchte ich es wirklich ankommen lassen,« wiederholte Luigi; »wer verliert, tritt von der Bewerbung zurück; aber es sind noch Bedingungen dabei, Toma, die gehalten werden müssen.

»Sagt sie immerhin,« erwiderte Toma voll fröhlicher Zuversicht, »Ihr wißt, daß ich sie halten

werde.«

»Nun also, fuhr der Bauer fort: »gewinnst Du Zeppa, bleibt Ihr beide bei mir auf dem Lido, wie bisher, und verlierst Du, bleibst Du auch, um mir wie jetzt zu helfen.«

»Topp!« rief Toma und streckte seinem Stiefvater die Hand hin.

»Es muß aber noch etwas ausgemacht werden,« sagte der Bauer.

»Rückt nur heraus damit, Luigi,« rief Toma, »wenn's menschenmöglich ist, sollt Ihr meine Zustimmung haben.«

»Nun also,« fuhr Luigi Ringha fort, »vor Zeppa kein Wort davon — wir machen dies ganz unter uns aus. Zeppa darf von Allem, was wir heute verhandelt, nicht das Geringste erfahren, damit ich keine Unruhe im Haus bekomme, denn Du kennst die Weibslente.«

»Auch das ist mir recht!« stimmte fröhlich Toma zu. »Hier meine Hand, machen wir die Sache gleich ab! Ostern gibt's eine Regatta, dann melden wir uns und fahren mit.«

Gewinn oder Verlust, Du bleibst also auf dem Lido?« fragte der vorsichtige Ringha.

»Gewinn oder Verlust, ich bleibe,« wiederholte Toma.

Ein derber Handschlag erschallte und Beide begaben sich ruhig an ihre unterbrochene Arbeit, Pastinaken in das Boot zu tragen.

Dieses echt venetianische Abkommen war jedoch durchaus nicht so geheim getroffen worden, als die beiden Zunächstbetheiligten glaubten. Zeppa, welche gerade beschäftigt war, ihren großen Silberkamm so hübsch wie möglich in dem schwarzen Flechtenknäuel zu befestigen und bei diesem Werk vor dem Spiegel am Fenster stand, wunderte sich, daß ihr Patron und Toma, die sich doch soeben mit Pastinaken beladen hatten, um zum Schiffe hinabzugehen, gar nicht das Fenster passirten. Dies erweckte ihre Neugierde, sie trat nach dem Garten zu aus der Hausthüre und sah die beiden Männer, welche ihre Rübenkörbe vor sich hielten, sehr ernsthaft redend, in der halb offenen Zaunthüre stehen. Nach italienischer Art und Weise fand auch das Gespräch hübsch laut statt, so daß Zeppa mehrmals ihren Namen erwähnen hörte — was konnten nur die Beiden von ihr so gewichtig zu sprechen haben?

Zeppa streifte schnell ihre Schuhe ab und ging, wie sie vom Spiegel kam, den Silberkamm im Munde, die schwarzen, noch ungeflochtenen Haare in der Hand, leise über die Beete zum Zaune heran und ward hier

Zeugin fast des ganzen sie so nahe angehenden Gespräches.

Dies erweckte eine ganze Reihe eigenthümlicher Gedanken in dem dunkeläugigen Mädchen.

Abgesehen von der Wettfahrt, die nur ihre Eitelkeit reizte und ihr im höchsten Grade schmeichelte, waren es hauptsächlich drei Punkte, die ihr Nachdenken herausforderten.

Toma wollte ihretwegen seinen wohlhabenden Adoptiv-Vater verlassen, wollte selbstständig und ein Castellana werden — und hatte das Geld, sich eine Gondel zu kaufen. Fast zusammen mit Toma bei Ringha aufgewachsen, war er ihr sowohl seiner Persönlichkeit als seiner Stellung nach bisher sehr unbedeutend erschienen. Jetzt aber trat er plötzlich aus diesem ihr so gewohnten Betrachtungskreise: er zeigte Entschiedenheit, Muth, Charakter, wollte mit seinem Stiefvater ihretwegen sogar wettkämpfen und konnte sich eine Gondel in der Stadt kaufen. Der ganze Toma schien ihr mit Einem Schlage verändert: männlicher, bedeutender, keck, ein selbstständiger, tüchtiger Mann. Der braune, magere Bursche fing an, Zeppa zu interessiren. Sie schenkte ihm in der Folge mehr Aufmerksamkeit und entdeckte an diesem jungen Arbeitsgenossen eine Menge hübscher und liebenswürdiger Züge, die ihr früher nie aufgefallen



waren. Ringha besaß jedoch ein so schönes Gut und Toma mußte erst sein Geschäft wieder von vorn anfangen. »Wenn Toma aber bei der Regatta gewönne und der Patron zurücktreten müßte?« überlegte Zeppa. »Nun, dann steht es mir immer noch frei, mich zu entscheiden, dann hängt es ja doch immer noch von mir ab, wen ich haben will.« Und so denkend, beschloß Zeppa, sich für jetzt gar nicht in die Angelegenheit zu mischen und erst den Ausgang der Regatta abzuwarten.

So ruhig aber, wie sie sich dies Abwarten vorgestellt hatte, wollte sich das doch nicht machen. Ein Hang zum Abwägen der beiden Männer gegen einander war einmal in ihr erwacht, sie konnte das Vergleichen nicht mehr lassen und dies bewirkte ihr einen steten Wechsel der Empfindung, ein Schwanken in ihren Entschlüssen, der sie schwer bedrückte und ihr im Geheimen manche unruhige, peinliche Stunde bereitete. Toma begann sie immer mehr zu interessiren, wider ihren Willen, und ihre Gedanken kehrten zu oft von ihrem Prinzipal zu dem Adoptivsohn zurück.

Die Zeit der Regatta rückte heran und Zeppa, die so gleichmüthig überlegend der Entscheidung entgegen sehen wollte, zitterte, wenn sie daran dachte; ihr ward angst und bang, ihr klopfte das Herz und sie wußte

eigentlich nicht warum. Sie behielt ja ihr Schicksal doch in ihrer Hand — trotz dieser beruhigenden Alternative verging ihr der Athem, wenn sie an die Regatta dachte. Ein deutsches Mädchen hätte sehr wahrscheinlich in diesem Seelenzustande nicht viel Sinn für Gemüsebau und Marktgeschäfte gehabt. Bei der Italienerin hingegen machte sich jetzt nur eine aufgeregtere Thätigkeit bemerkbar und Zeppa schrie, schwatzte und gestikulirte auf ihrem Platze im Interesse ihrer Spargeln, Zwiebeln, Schwarzwurzeln und Goldäpfel noch gewichtiger und dramatischer als gewöhnlich. Toma bot nach wie vor Gurken in den Gassen Venedigs aus und ließ bei dem Gestikulieren mit seinem Verkaufsmesser seine Armmuskeln spielen; Ringha lief wie sonst in die Küchen der Engländer und in die Hotels und besah sich nur öfter seine schwieligen braunen Handflächen, und so lebten unsere drei innerlich so verschiedenartig bewegten Helden in ihrem Thun und Treiben des Tages unberührt und unerschüttert, dem Osterfest entgegen.

## 2.

Ein Osterfest in Venedig unterscheidet sich eigentlich nicht viel von dem der übrigen italienischen Städte. Mit grünen Zweigen in den Händen strömt Alles in die Kirche oder aus dieser, und die unzähligen Glocken senden in allen Tonarten ihre Stimmen in die Luft hinaus. Aber diese Luft, der Aether, welcher auf Venedig ruht, ist einzig in der Welt. Auf den Wasserflächen der großen und kleinen Kanäle spiegelt der Glanz des Himmels sich zurück und fällt auf phantastisch gebaute marmorne Palastreihen; so schwimmt diese seltsame Stadt in einem Lichtmeer von märchenhaft schimmerndem und flimmerndem Silberduft blendend, sinnverwirrend und die Seele mit wunderbar heiterem Reiz bestrickend.

Auch die Ostersonne Venedigs lacht heller und freudiger als die blassere des Nordens; das fröhliche, lärmende, leichtsinnige Volk strömte in bunter Menge durch die Gassen, die Kanäle wimmeln von Booten und der ganze Menschenstrom strebt der Hauptstraße Venedigs, dem majestätischen, zauberhaften Kanal Grande zu, um dem interessantesten, volksthümlichsten Schauspiele der Venetianer, das heute wieder stattfinden sollte, einer Regatta beizuwohnen.

Luigi und Toma hatten in der letzten Zeit Tag und Nacht Gemüse und grüne Zweige zum Fest in die

Stadt gefahren; jetzt aber rüsteten sie sich zu dem verhängnißvollen Kampfe. Sie fuhren zusammen in derselben Gondel zur Stadt, dort jedoch trennten sie sich. Toma setzte seine rothe Mütze der Castellani auf, Luigi die schwarze der Nicolotti. Beide hatten weiße Kniestrümpfe an, Toma eine ärmellose rothe Jacke mit Messingknöpfen, Luigi eine solche von schwarzer Farbe. Vier Nicolotti und vier Castellani waren die Wettkämpfer; sie standen an der Piazzetta San Marco in ihren schmalen, schwarzen Kähnen mit den schwanenhalsartig aufgebäumten Schnäbeln und hielten das Ruder in der Hand. Es durfte nur mit einem Ruder und stehend gefahren werden; das Ziel war jenseits der Rialtobrücke, einem hochgewölbten steinernen Bauwerk, das den breiten Kanal Grande überspannt und zwei Reihen Verkaufsbuden zu einer Art Gasse zusammengeschlossen auf seinem Rücken trägt. Der große gewundene Kanal war fast zum festen Land geworden, so nahe an einander gedrängt standen die Gondeln der Zuschauer; eine Schiffskette jedoch mit bewimpelten Masten an jeder Seite des Kanals faßte die Unzahl der Zuschauerboote ein und machte so eine hinreichend breite Wasserbahn für die Wettfahrer frei.

Toma und Luigi hatten der Zeppa doch mittheilen müssen, daß sie bei der Wettfahrt sich betheiligen

würden, aber beide Rivalen hatten es für besser gehalten, das Mädchen in die geheimnißvollen Beweggründe ihres Kampfes auch jetzt noch nicht einzuweißen. Wären aber die beiden Kämpfer nicht so sehr mit ihrem die ganze Schifferseele in Anspruch nehmenden Vorhaben beschäftigt gewesen, hätten sie sicher eine auffällige Veränderung an dem Mädchen ihrer Wahl bemerken müssen. Zeppa konnte kein Wort hervorbringen und war recht bleich. Ihre Lippen bebten, sie athmete schwer, als sie in dem Kahn saß, der sie mit ihren beiden Gefährten zum Schauspiel hinüberführte, und sie war nahe daran, in ein heftiges Weinen auszubrechen, mit Gewalt hielt sie sich aber aufrecht und stieg in ihrem grellfarbigen Putz — sie hatte ein rothseidenes Busentuch umgeschlungen, größere goldene Ohrringe in den Ohren, neue Schuhe an und außerdem einen hübschen grünen Fächer in der zitternden Hand — wankenden Fußes auf der Piazzetta ab. Sie ward einem Freunde Luigi's übergeben, der ihr einen sehr günstigen Platz auf dem mit orientalischem Marmor ganz bekleideten Palazzo Loredan verschaffte, von dessen flachem Dach herab sie ein gutes Theil der Bahn und das Ziel deutlich sehen könnte. Mit umflorten Augen starrte sie wie geistesabwesend von dort auf all den bunten Schmuck

des Festes und kam erst wieder zu sich, als das Zeichen zum Beginn der Festlichkeit gegeben wurde.

Eine große Barke, mit den Farben nebst dem geflügelten Löwen der Stadt Venedig geschmückt, fuhr unter schmetterndem Spiel eines Musik-Corps langsam erst die ganze Bahn ab und als sie das Ziel erreicht, verkündeten drei Kanonenschüsse den Anfang des Wettkampfes.

Die vier Schwarzmützen und die vier Rothmützen setzten sich zu gleicher Zeit in Bewegung und hinaus schossen die acht Gondeln, jede mit dem einen Ruder getrieben und gesteuert in den Kanal, dessen schimmernde Palastreihen mit Fahnen, bunten Stoffen, die aus den Fenstern hingen, verziert waren. Ueberall sah man jubelnde, schreiende, ermunternde, winkende, schöne Frauen- und Männerköpfe. Auch das Volk in den Kähnen war keineswegs ruhig; die Anhänger dieser oder jener Schifferpartei ließen ihre fröhlich anfeuernden Stimmen erschallen und in diesem brausenden, berausenden Tonchaos glitten die schmalen Schiffe auf der blitzenden Bahn dahin.

Am Ziel standen die Kampfrichter, drei unparteiische, angesehene Bürger der Stadt in einem langen Schiffe, das einen hochragenden, von unten bis oben mit Wimpeln und Blumen bekränzten Mast trug; diesem zur Seite harrete das Musikschiff, um jeden

Sieger mit einem glänzenden Tusch zu empfangen. Früher bekamen die Sieger kostbare Seidenstoffe, der zuletzt Hereingekommene der vier Gewinner ein lebendes Schwein in seine Gondel geworfen. Jetzt setzt die Stadt Geldpreise aus.

Zeppa stand unbeweglich oben auf dem Palaste und hielt sich an den von mehr als einem halben Jahrtausend röthlich gewordenen übermüthig heiteren Marmorarabesken der Dacheinfassung; nicht für eine Million hätte sie bis jetzt den Kopf gedreht und den Blick von den Wettfahrenden abgewendet. Nicht ihres Patrons, sondern dem Bote des Burschen zog ihr Herz nach, an diesem hingen ihre Augen, und Toma mit seiner rothen Jacke und den nervigen Armen fuhr dahin als der Erste, weit den vier Schwarzmützen voraus.

Plötzlich aber war es, als ob ein schneidendes Messer ihr in die Brust gestoßen würde. Toma war in das Boot zurückgefallen und sein halbes Ruder schwamm auf dem Wasser, es war ihm bei der zu hitzigen Handhabung gebrochen. Im Nu hatte der Gefallene sich wieder aufgerafft, ein neues Ruder ergriffen, aber eine Schwarzmütze war während dessen an ihm vorbeigeschossen. Zeppa kannte diesen starken, krausen Kopf nur zu gut; ihrem Patron gehörte er an und ein schmetternder Trompetentusch

fuhr ihr wie die Posaunen des jüngsten Gerichts durch die Seele und rief ihr zu: Wer Sieger geblieben war und wem ihr Herz gehörte.

Wie mit einem Zauberschlage war sie sich von dem Momente an, als sie ihren Patron als Sieger Toma vorausfahren sah, klar bewußt geworden, daß sie Toma, nur Toma liebte — und das Glück ihres Lebens jetzt verloren sei.

In ein lautes, krampfhaftes Weinen löste sich Zeppa's angstvolle Spannung auf und während unter ihr und neben ihr alles die Luft erschütternd jubelte und tobte, schrie das Mädchen ihren Schmerz hinaus, als ob sie all die Lust mit ihrem Kummer übertönen wollte.

Zeppa sah jetzt nicht mehr, wer von den andern noch siegte, sie sah keine Preise vertheilen, hinunter strebte sie von dem Palastdache aus dem Gewühl, mechanisch schwankte sie nach dem Rendez-vous-Platze und dort saß sie nun auf den Stufen der egyptischen Granitsäule des Marktplatzes, von welcher einst die Gesetze der Republik verkündet wurden, der zurückkehrenden Schiffer harrend, und schlug sich in echt italienischer Leidenschaft mit den Fäusten das Gesicht und raufte sich die Haare und zerriß ihren Fächer und weinte im heftigsten Schmerz, denn es gab für sie ja keine Hoffnung mehr, ihr



Geliebter war unterlegen, er hatte den Handschlag gegeben, den felsenfesten Schifferhandschlag, und mußte jetzt in der Bewerbung um sie zurücktreten.

Es dauerte sehr lange, bis Luigi und Toma sich von ihren Freunden losmachen konnten und bei Zeppa ankamen.

Beide erschranken, als sie des zerzausten und verweinten Mädchens ansichtig wurden. Toma war sehr niedergeschlagen und konnte vor Scham und Verdruß kein Wort an seine Erkorene richten. Luigi hingegen, der nichts anderes dachte, als daß man Zeppa im Gedränge so übel mitgespielt hatte, wollte tröstend die schwererworbene bei der Hand nehmen, um diesen glücklichen Tag in einer Osteria festlich mit dem Mädchen zu begehen.

Zur größten Verwunderung Luigi's jedoch rührte Zeppa sich nicht vom Platze und fuhr fort; trotz der sie umgebenden Menge, bitterlich zu weinen. Plötzlich aber sprang sie auf, ihre Augen sprühten Blitze nach Luigi hin und sie ergriff den stummen niedergeschlagenen Toma bei der Hand: »Mit Dir gehe ich, Toma, auch wenn Du verloren hast!« rief sie viel lauter, als nöthig war und drängte von ihren Patron fort sich an die Seite ihres Geliebten, als ob der stille, friedliche Luigi ein wildes reißendes Thier gewesen wäre.

Luigi stand so verdutzt da, wie ein begossener Pudel und starrte nur mit offenem Munde das ihm unbegreifliche Mädchen an.

Toma machte über diesen Vorgang auch etwas dumm verwunderte Augen; dann sagte er in großer Unruhe seine Hand zurückziehend und ängstlich mehrere Schritte von dem Mädchen zurücktretend: »Ich darf Deine Liebe nicht annehmen, Zeppa! Ich habe ihm den Handschlag gegeben, von Dir abzulassen, wenn er gewinnt.

»Dann bleibe ich aber nicht bei ihm!« zeterte Zeppa; »ich laufe fort, fort, fort, so weit mich meine Füße tragen, ich will nie mehr zum Lido zurückkehren, so wahr ich an die Madonna von Santa Croce glaube!«

»Hast Du ihr etwas gesagt, Toma?« fragte verdrießlich Luigi, dem die Sachlage jetzt klar zu werden begann.

»Nein, ich habe ihr nichts gesagt,« erwiderte der gedrückte Liebhaber.

»Weißt Du etwas von unserer Absprache, Zeppa?« wendete sich der Bauer ziemlich betreten zu dem Mädchen.

»Ja! Ich weiß Alles!« schrie Zeppa schluchzend. »Ich weiß schon lange Alles und will Euch nicht heirathen und auch nicht bei Euch bleiben, Euch nie

mehr sehen, nie, nie nie, so wahr Madonna di Santa Croce mich selig machen soll!« und Zeppa — wir müssen als getreue Sittenmaler auch das sagen — spieh nach dem guten Luigi hin. Und hierbei fing die hocherregte braune Schöne von Neuem an, sich die Haare zu raufen und vor einem großen Publikum herzbrechend zu weinen.

Wenn Zeppa die Madonna von Santa Croce im Munde führte, so wußte der Bauer, daß mit menschlicher Macht bei ihr nichts mehr auszurichten war. Er schob sich daher seine schwarze Siegermütze auf die eine Seite des Kopfes und kratzte sich höchst verdrießlich hinter dem Ohre, denn vor diesem drohenden Verluste seiner unentbehrlichsten Geschäftsstütze war auch der letzte Funke von Liebe in ihm erloschen. Luigi war eben ein Bauer, ein echter rechter Bauer, und bei dieser Menschenklasse, ob im Süden ob im Nord, gehen trotz all der schönen Dorfgeschichten, die unsere Literatur aufweist, doch die Thaler- und Groschengefühle über Alles. Der Lidobewohner stand in großer Verlegenheit da und fing an, seinen Sieg aus Herzensgrund zu verwünschen. Seinen Nebenbuhler in der Bewerbung hatte er wohl aus dem Felde geschlagen, dadurch aber auch zu gleicher Zeit den wildesten Zorn und bittersten Haß der im Wettspiel von ihm selbst

Errungenen auf sich geladen. Was war da zu machen? — Luigi überlegte, daß er froh wäre, wenn er auf gute Manier den gewonnenen Kaufpreis an seinen Nebenbuhler, der ja der Absprache nach bei ihm bleiben mußte, wieder los würde. Hatte Toma aber nicht auch die Hand von Zeppa zurückgezogen, als ob sie glühendes Eisen wäre?

»Toma«, fing er endlich zögernd an, »willst Du sie denn nicht nehmen?«

»Ich!« schrie der Bursche mit gellender Stimme, als ob er aus einem dunkeln bösen Traum plötzlich zum hellsten Licht erwachte, »wollt Ihr sie mir denn abtreten, Luigi?«

»Ja, das will ich,« antwortete Luigi. »Aber bei meiner Bedingung muß es bleiben. Aus dem Gondoliere wird jetzt nichts, Toma — Ihr Beide bleibt bei mir im Hause.«

»Wird mir nicht schwer werden, nachdem Ihr mich besiegt,« frohlockte Toma.

»Na! dann hast Du Deinen Handschlag zurück!« erwiderte der Bauer und schlug in Toma's dargereichte Hand.

In toll ausbrechender Freude warf Toma durch das eine Bein seine rothe Mütze in die Luft und fing sie wieder auf. »Evviva Luigi!« brüllte er und ergriff Zeppa, deren Thränen auffallend schnell wieder

versiegt waren, beim Arm. »Evviva Luigi Ringha! Evviva der Lidobauer! Jetzt bleibst Du auch bei ihm, Zeppa, wir bleiben Beide!«

Und wieder flog die rothe Mütze in die Luft.

»So! jetzt sei wieder vernünftig, Zeppa!« ergriff der friedliche Luigi ganz zufrieden gestellt das Wort. »Es wollte Dich ja Niemand zwingen. Ja — und jetzt können wir doch noch, ohne Gezänk, in die Osteria gehen.«

»Ihr habt ein gutes Herz, Patron!« sprach das Mädchen und gab ihm ebenfalls die Hand. Von einem Schwarm jubelnder und schreiender Nichtsthuer, denen allmählig dies kleine Drama verständlich geworden war, begleitet, begaben sich alle Drei nach einer der schmalen gewundenen Gassen hinter dem Markusplatz.

Spät in der Nacht fuhren der Sieger mit dem Ruder und der Sieger über das Herz zusammen in einer hübschen Gondel mit Zeppa über das Lagunenwasser zum Lido zurück; ihnen folgten andere Gondeln, aus denen Musik und Gesang ertönte und bunte Laternen erglänzten. Die Wette und ihr Verlauf war bekannt geworden und so fehlte es unsern drei Helden nicht an fröhlichen Theilnehmenden.

Unter dem kleinen Bogendache der Gondel saß Toma mit seiner neuen Braut, die sich die Haare

wieder sehr glatt gestrichen hatte und der Sieger mit dem Ruder trieb wie billig das Fahrzeug; hinter ihnen verschwanden allmählig die schimmernden Lichtreihen Venedigs im spiegelnden Wasser, vor ihnen aber tauchte auf ihre neugewonnene Heimath, wo die Pfirsiche in Fülle blühte, die Orange ihren Duft verstreute, die Olive in der laulichen Luft ihr breites Geäst und die silberschimmernden Blätter entfaltete und die Salzwellen der Adria leis murmelnd an den Sandhügeln sich brachen.

## **Loos Numero 78,654.**

### **I.**

Nach dem heißen Sommer war es plötzlich Herbst geworden. Einen Monat schlechtes Wetter und die Bäume verloren ihr Laub und die Astern wurden fahl und die vorher noch so lustig grünen Wiesen sahen feucht und ernst aus, als ob sie geweint hätten.

Am fühlbarsten war die Veränderung, welche der schöne Garten der Landesgewerbe-Ausstellung in St. erlitten hatte. Die sorgsam gepflegte Farbenfrische und Farbenpracht der Teppichbeete war dahin, die üppig entwickelten Schlingpflanzenguirlanden, welche sich von einer elektrischen Lampe zur andern schlangen, sahen gelb und braun aus und die Bäume ließen meist farbige Blätter hängen, wo noch vor wenigen Tagen Lust und Kraft des Lebens in den Zweigen zu schauen war.

Die Ausstellung ging ihrem Ende zu — das sagte schon der Garten, und wenn man hineintrat in die mit den mannigfachsten Erzeugnissen menschlichen

Fleißes, klugen Geistes und geschickter Hände Arbeit gefüllten Hallen und Gänge, so fand man eine größere Menschenmenge als in der letzten Zeit, die mit hastigem Eifer noch einmal diese Schätze der Industrie und der Kunst studirte und sichtbar das Bestreben zeigte, recht viel von dem, was hier als höchste Leistung des Landes, sozusagen als Musterleistungen aufgestellt war, dem Gedächtniß einzuprägen, bevor jetzt diese Unsumme von Herrlichkeiten in alle Welt zerstreut wurden.

An besonders besuchten Durchgängen saßen nette junge Mädchen vor kleinen Tischen, die mit freundlichem Zuruf dem Publikum Loose anboten, denn als Schlußeffekt dieses Unternehmens war eine Lotterie in's Werk gesetzt worden, in welcher man von dem Ausgestellten jeder Art Kostbares, Nützlichen und Schönes gewinnen konnte. Vom fürstlichen Diamantschmuck herab bis zur Flasche Kirschegeist, vom Renaissancezimmer bis zum einfachen Kopftuch herab. Die großen Gewinne — die Diamanten, der herrliche möblirte Raum, die elegante Kutsche — waren von Beschauern stets umlagert, während man an der Liqueurflasche, der Reitpeitsche und den drei Krebservietten mit einer gewissen ängstlichen Schnelligkeit vorbeihuschte.



Es wurden viel Loose verkauft — denn die große Anzahl wunderhübscher Gewinne erregten unzählige Wünsche, und weshalb sollte nicht ein Loosbesitzer so viel Glück haben wie der andere!

»Ich kann den Diamantenschmuck gerade so gut gewinnen wie Gräfin X.,« sagte ein junges Mädchen in einfacher Kleidung zu einer ältlichen Dame, unverkennbar ihre Mutter, und die Sprecherin ließ ihre lebhaften, etwas keck blickenden blauen Augen über ein mit Loosen bedecktes Tischchen schweifen, dann nahm sie ein Loos, legte ihr Markstück hin und las halblaut: »Numero 78,654. — Die Nummer däucht mir nicht schlecht,« sprach sie zu ihrer Mutter weiter, »was meinst Du, wenn ich für zwölftausend Mark Diamanten gewönne.«

»Nun,« erwiderte die Mutter, »dann hättest Du eine hübsche Aussteuer und auch wohl sofort ein halb Dutzend Freier, die jetzt bei Deiner Ungeduld recht lange auf sich warten lassen.«

»Pah,« lachte das Mädchen, »solche Eile hat's nicht, mit Dreiundzwanzig kann man schon noch etwas warten — aber ein bisschen stolzer, als ich jetzt bin, dürfte ich dann schon werden und auch etwas nach meinem Geschmack wählen. Aber von Dir, liebe Mutter, glaube ich,« fuhr die junge Dame lustig fort, »wenn hier Männer für mich statt Kutschen, Uhren

und Möbel zu gewinnen wären, daß Du nicht nur ein Loos, sondern zehn Nummern genommen hättest — denn Deine Ungeduld, mich unter der Haube zu sehen, scheint mir größer noch als die meine.«

»Ich will das nicht bestreiten,« lachte die Mutter, »Du bist ein armes Mädchen — Deine Jugend, Gesundheit, Frische ist Deine Mitgift, und diese Güter werden durch langes Lagern nicht besser.«

Dieses in der Menschenmenge ziemlich laut und ungenirt geführte Gespräch hatte ein junger Mann mit angehört, der in dem Strom der Besucher dicht hinter den Beiden ging. Das Mädchen mit seinen nußbraunen, etwas eigenwillig gerollten Haaren an der hohen weißen, seinen Stirn, dem frischen, rosigen Mund und den feurigen Augen mußte dem langen, hagern Herrn schon längere Zeit aufgefallen sein, denn er ging absichtlich langsam hinter dem Paare her.

Als das Mädchen ein Loos kaufte, nahm er gleichfalls eines und ließ sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, recht aus der Nähe und sehr aufmerksam das Gesicht des muntern Fräuleins zu betrachten. Dann sprach sie, wie wir gesehen, recht deutlich die Nummer, welche sie gezogen, aus und der junge Herr zog eilig sein Notizbuch und notirte sich ihre 78,654.

Eine Maschine, die mit donnerndem Geräusch Uhrenräder aus Messingstreifen schlug, fesselte darauf die Aufmerksamkeit der beiden Damen. Unser junger Mann mußte jedoch nicht sehr starke Nerven haben, er ließ die Schöne dort ihre Wißbegierde befriedigen und ging zur ruhigen, wohl duftenden Parfümerieabtheilung.

»Ein auffallend nettes Mädchen,« murmelte er vor sich hin, »so etwas Natürliches, Gesundes, Keckes, ganz nach meinem Geschmack. Ich würde sie fast ohne den Diamantschmuck nehmen. Sie scheint eine Nähterin zu sein — etwas unter meinem Stande. . . ihre Mutter sah beinahe fein aus — jedenfalls sind sie keine gemeinen Leute,« und der junge Mann schloß seine Gedankenreihe mit einem Gläschen Neckarweinchampagner ab, das er sich an dem einer kleinen wohlriechenden Wasserfontäne gegenüber aufgestellten Büffet kredenzen ließ. Er war vor kurzer Zeit schon einmal hier gewesen und das freundliche, pikante Kredenz-Mädchen hatte ihm sehr gefallen — jetzt fand er den Schaumwein feurig und die feurigen Blicke der Lächelnden machten auf ihn gar keinen Eindruck.

Er trank nachdenklich sein Glas und stieg dann zur Kunstaussstellung hinauf, wo er an den Porträts Vergleichen anstellte, ob eine der hier kunstvoll

gemalten Schönen, dem Mädchen, das er jüngst verlassen, gleich käme. Während dieser ernsthaften Prüfung schaute er oft nach rechts und links aus, um das Original zum Vergleich vielleicht hier noch zu entdecken. Er traf es jedoch weder hier noch in den anderen Abtheilungen — er hielt sogar aus, fast eine Viertelstunde vor der lärmvollen Uhrmacherei zu stehen und hörte fast nichts von dem Pochen — so waren seine Augen beschäftigt.

## II.

Indeß der junge Mann nun die Hallen durchwanderte und bei den bunten Teppichen, bei den Musikinstrumenten und später bei den Mostmühlen seine schöne Unbekannte noch einmal zu erblicken suchte, war diese harmlos wie immer nach Hause gegangen und saß jetzt schon an ihrer Nähmaschine und ließ die Nadel eifrig tanzen.

Es galt jetzt, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und unter der rasselnden Nadel entstandene Kreise und Blumen von Näthen, denn Marie Wandel steppte für einen Großhändler Sommerdecken.

Mit den Kreisen und Palmen gingen ihre Gedanken. Wenn sie den ersten Preis gewönne — so sann sie — könnte sie einen Assessor heirathen, sie hatte immer eine Zuneigung gehabt für jene schlanken, fein und blaß aussehenden jungen Herren, welche in dem neuen großen Justizpalast ihr Geschäft hatten. Das schien ihr unendlich viel vornehmer, als wenn Jemand in einem Spezereiladen stand oder Leinwand verkaufte oder Tische leimte — sie schwärmte für diese Juristen im Allgemeinen.

»Falls ich den ersten Preis bekäme, würde ich am Ende noch zu einem dieser Herren aufblicken dürfen — zehntausend Mark sind schon etwas. Ich bin doch dann nicht mehr ein ganz armes Mädchen. Frau Assessor, Frau Doktor, Frau Landesgerichtsrath, wie klingt das schön! Wir hätten dann eine kleine, hübsche, fein eingerichtete Wohnung mit einem Läuferteppich auf der Treppe in einer feinen Gegend nahe beim Justizpalast, eine Köchin — ich trüge des Morgens eine Spitzenhaube und einen rosa Schlafrock — — krach! da brach die Nadel und Marie schreckte aus ihren Träumen auf.

»O weh!« seufzte sie, »wenn das nur nicht ein ungünstiges Vorzeichen ist — bedeutet das am Ende mein Glück — zielt dieß auf mein Loos — ich würde mich furchtbar ärgern.

»Marie!« ertönte da die Stimme ihrer Mutter von der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, wo Frau Wandel gleichfalls an einer Nähmaschine saß, »Du hast ja einen ganz rothen Kopf, rege Dich doch der dummen Nadel wegen nicht so auf — es steht dir schlecht.«

Marie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und stand auf und trank ein Glas Wasser. Sie hatte nicht gern, daß ihr etwas schlecht stand, und so gab sie sich Mühe, ihren rothen Kopf schnell los zu werden.

Sie schraubte eine neue Nadel ein und arbeitete weiter.

»Zehn Pfennig sind hin,« sagte sie vor sich hin, »und wenn ich auf das Loos nichts gewinne, verliere ich jetzt schon eine Mark zehn Pfennig — ich hätte aber dann auch wahrhaftig gar kein Glück.«

Es blieb nicht bei diesen zehn Pfennigen, innerhalb weniger Tage hatte Marie, was ihr sonst gar nie passirte, schon fünf Nadeln zerbrochen.

Herr Oskar Meyer, jener junge Mann, den wir auf der Ausstellung kennen lernten, hatte in den folgenden zwei Wochen nicht über zerbrochene Nadeln zu klugen — er machte nur hie und da Tintenklexe, und diese nahmen sich in Erbschaftsregulirungen, Vormundschaftsurkunden und ähnlichen wichtigen Aktenstücken schlecht aus. Herr Oskar Meyer

arbeitete nämlich wirklich im Justizpalast als Assessor. Er war ein unabhängiger junger Mann, der behaglich und bequem von den Erträgen eines ziemlich hübschen Vermögens und seiner Besoldung leben konnte.

Herr Meyer hatte den Ruf eines Sonderlings. Er besuchte keine Gesellschaften, hatte keine Freunde, trank weder Bier noch Wein und zeichnete mit Leidenschaft Rehköpfe und immer wieder Rehköpfe, sein Zimmer war damit fast austapeziert und seine Schränke bargen Mappen voll von Seiten- und Stirnansichten dieser feinsten deutschen Waldthiere.

Es war merkwürdig, seitdem er zum letzten Mal in der Ausstellung gewesen, zeichnete er gar nicht mehr, sondern schrieb oft Verse, in denen er einen sonnenduftigen Waldweg besang, auf welchem ein Mädchen aus dem Volke, eine Städterin mit nußbraunem Haar, blauen Augen, kecker Nase und frischem Kirschenmund wandelte. Dann begegnete diese reizende Städterin ein junger Mann — so erzählten die Verse weiter — ein langer, blasser, etwas träumerischer junger Mann, und jetzt fand der Assessor nicht, wie das Gedicht weiter gehen sollte. Er fing das Gedicht sehr oft von Neuem an, und wenn er bis zu dieser Stelle gekommen war, nahm er sein Taschenbuch heraus und sah die Nummer 78,654 an.

Auf dem Bureau aber an dem grünen Verhandlungstisch tauchte er die Feder zu tief ein und machte Tintenklexe. . .

Der Herbst kam mit Macht ins Land, Wind und Regen fegten durch die Thäler und machten die Felder grau und kahl, der Wind rüttelte an den Wäldern und riß von den Weinbergen die Blätter ab — durch das Land aber fuhren die Wagen mit den vollen Wein- und Mostfässern und in den Kellern der Bürger arbeitete der Küfer.

Von dem Ausstellungsgebäude waren die bunten Fahnen herabgenommen — eilig fuhren die prächtigen Möbel und Glasschränke davon und sorgfältig zugenagelte Kisten bargen zwischen Watte und Heu und Stroh die Schätze, welche vor Kurzem noch so fröhliche Menschen erfreut und entzückt.

Nur in einem kleinen Nebensaal sah es noch verlockend aus. Dort waren die für die Lotterie angekauften Gewinne ausgestellt und es blitzte von edelm Metall, schönen Steinen, es leuchteten so prächtig die gediegenen Haushaltungsgegenstände und prangten Kunstwerke und Schmuckstücke — darüber aber auch lagen die kleinen Gewinne, die drei Krebsservietten, die Flasche Liqueur und der Vogelbauer.



Der achtzehnte Oktober, der Tag der Ziehung, war da und die Entscheidung für Tausende gefallen. Viele Hunderte waren enttäuscht und viele Hunderte jubelten laut. Das Glück ist blind — das Glück ist dumm — das Glück ist jedoch auch wunderbar klug.

Der Hauptgewinn fiel nicht auf Mariens Nummer — es gab ihr einen Stich durchs Herz. Sie konnte die Ziehungsliste kaum weiterlesen, nicht der zweite, der dritte, der vierte Gewinn war ihr beschieden, und doch — — da stand ihre Nummer — da stand ganz deutlich: »Nummer 78,654 — gewinnt Nummer 597« — allerdings eine sehr hohe Zahl, ein kleiner Gewinn — aber doch keiner von den geringsten. . . Ich hätte ja gar nichts gewinnen können,« tröstete sich Marie.

»Das Loos wird wenigstens bezahlt werden,« fügte die Mutter etwas säuerlichen Tones hinzu.

Marie konnte den Tag nicht erwarten, an dem die Gewinne abgeholt werden durften, an dem sie auch erst erfahren konnte, was auf ihre Nummer gefallen war.

Der Dienstag kam — so schnell war Marie noch nie zum Ausgehen gekleidet als an diesem Tage; sie hüpfte über das Straßenpflaster, sie flog zum Ausstellungsgarten. Sie eilte wie eine italienische Eidechse durch die Thür des Restaurationssaales, wo sie ihren Gewinn empfangen konnte. Es waren schon

viele Leute da, ihre Loose sehr fest in den Händen und mit feurigen, erwartungsvollen Augen nach den Tischen hinüberspähend.

Es ging nach der Reihenfolge. Vor Marie kam ein langer, blasser junger Mann, der wie ein Assessor aussah — das merkte Marie trotz ihrer Erwartung und Aufregung. Er gewann eine vollständige Frauenausstattung in weißer Wäsche auf's Sauberste genäht und gestickt — prächtig und nützlich — im Werthe von tausend Mark.

Der junge Mann lachte verlegen, drehte sich unwillkürlich um und Herr Oskar Meyer schaute seiner schönen Unbekannten von der Ausstellung in das erwartungsvolle Gesicht. Er ward roth, in Folge dessen ward sie auch sehr roth — sie erinnerte, sich, daß ihr dies schlecht stand, und drehte den Kopf. Da hörte sie den jungen Mann fragen: »Muß ich das sogleich mitnehmen?«

Man reichte ihm seinen Gewinn, der in drei gewaltigen Waschkörben lag, zu und jetzt vernahm Marie, wie der glückliche Gewinner mit einem Dienstmann unterhandelte und zur Seite des Saales bei seinen Körben stehen blieb.

Auch Marie reichte ihr Loos hin. Ihr Herz pochte laut — der Vertheiler ging weit nach hinten — Marie ward roth und blaß, blaß und roth. Jetzt bekam sie's

— jetzt hielt sie's in den Händen. Es war eine große Meerschaumtabakspfeife mit prächtigem Silberbeschlag. Fast entfiel die Pfeife ihren Händen. Ihre Füße wurden ihr schwach, sie ging zurück und mußte sich zunächst setzen.

Es sauste ihr vor den Ohren — ihr ward schwindlig, sie mußte sich zurücklehnen.

So saß sie da, bleich, mit geschlossenen Augen, die große Tabakspfeife auf dem Schooße, ein Bild des Jammers.

»Fräulein, Ihnen ist unwohl — wollen Sie nicht einen Schluck Wasser nehmen?« hörte sie plötzlich vor sich eine Stimme. Sie schlug die Augen auf und erblickte jenen langen jungen Mann, der die Aussteuer gewonnen hatte.

Er sah sie ängstlich theilnehmend an und hielt ein Glas Wasser fest in beiden Händen.

Sie schrak zusammen, raffte sich auf und erhob sich vom Stuhl.

»Ich danke Ihnen, Sie sind sehr freundlich,« stammelte sie verschämt und entsetzlich verlegen. »Mir war unwohl — die Hitze, die Menschen — das lange Warten — —« stotterte sie weiter.

»Nehmen Sie einen Schluck, mein Fräulein,« mahnte der junge Mann. Es war natürlich Herr Doktor Meyer, der den ganzen Vorgang mit dem Gewinn

beobachtet hatte. Er sah Marie so treuherzig und theilnahmsvoll an, daß sie das Glas in die Hand nahm.

»Darf ich Ihnen die Tabakspfeife einwickeln?« frug jetzt Herr Meyer.

Marie bebte nochmals das Herz, sie fühlte, wie sie roth wurde — sie trank eifrig Wasser.

Er nahm ihr sanft die Pfeife aus der Hand und schlug sie sorgfältig in einen großen Bogen Papier ein.

»Sie werden sich nicht kräftig genug fühlen, nach Hause zu gehen, Fräulein,« nahm darauf Herr Meyer wieder das Wort. »Darf ich Ihnen eine Droschke besorgen?«

»Ich danke Ihnen mein Herr, ich bin ganz wohl,« erwiderte Marie schnell. »Eine Droschke zu der Tabakspfeife — das fehlte noch,« dachte sie bei sich. »Die Mutter würde ein schönes Gesicht machen. — Ich wohne nicht weit von hier und werde gehen,« fügte sie hinzu.

»So werden Sie auch meine Begleitung abschlagen?« meinte fast bedauernd Herr Meyer.

»Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Theilnahme und Freundlichkeit, mein Herr,« erwiderte darauf Marie, »ich bedarf jedoch keiner Hülfe und will demnach auch nicht verlangen, daß Sie meinetwegen sich Umstände machen.«

Bei diesen Worten verbeugte sich Marie mit freundlichem Gesicht vor dem Herrn und eilte, ihre Tabakspfeife unter dem Arm, aus dem Saal.

Herr Oskar Meyer war über diesen unvorhergesehenen, schnellen Abschied im ersten Moment etwas verblüfft; dann jedoch ging er eilig zu den beiden Dienstmännern, welche sich mit seinen Körben zu schaffen machten, gab ihnen seine Karte, ließ sich Marken aushändigen, die Dienstmänner luden seine Körbe auf ein Wägelchen, und indeß sie seiner Wohnung zuschritten, folgte Herr Meyer aus gebührender Entfernung der Gewinnerin der Tabakspfeife

Er sah diese in ein Haus treten.

Nun wartete er ein Weilchen — eine Dienstmagd kam aus dem Hause.

»Wissen Sie vielleicht, ob eine junge Dame hier im Hause wohnt, die — die näht?« frug Herr Meyer schnell entschlossen.

»O ja, das ist Fräulein Wandel,« gab das Mädchen mit einem etwas sonderbaren Seitenblick auf den Frager Antwort. »Frau Wandel, ihre Mutter,« setzte sie mit eigener Betonung hinzu, »wohnt im dritten Stock.«

»Ich danke, ich danke,« sagte darauf Herr Meyer etwas verwirrt und ging davon.

\* \* \*

Als Marie recht schweigsam in das Zimmer trat und ihrer Mutter die Tabakspfeife darreichte, machte diese ein sehr kuriose Gesicht, sie nahm das Ding zur Hand, betrachtete es und legte es stillschweigend auf den Tisch.

Marie sagte gleichfalls kein Wort, sondern ging an ihre Arbeit und nähte eifrig drauf los — die Mutter that dasselbe. So ging es vielleicht eine halbe Stunde, da standen beide Maschinen fast gleichzeitig still.

»Etwas Dümmeres hättest Du nicht gewinnen können,« sagte Frau Wandel.

»O doch, die drei Krebs servietten, Mutter,« erwiderte beinahe ingrimmig Marie.

»Na — ob Du mit dieser Tabakspfeife jetzt größere Ansprüche machen kannst, Marie — das scheint mir wirklich zweifelhaft,« ließ sich nach einiger Zeit fleißigen Nähens die Mutter wieder vernehmen.

»Die Pfeife ist schon nobel,« meinte Marie bitter lächelnd, »ein armer und geringer Mann raucht nicht aus solcher — es ist eine Rentierpfeife.«

»Aber der Rentier dazu fehlt!« warf die Mutter ein. »Du wirst Dir damit keinen herbeirufen können. Der Diamantschmuck hätte Dir zu einer Versorgung geholfen und mir die große Sorge abgenommen. Nun,

es hat nicht sein sollen,« tröstete sich die Mutter, »wer weiß, wozu es gut ist!«

»Es hätte ganz wohl sein können und das wäre sicher sehr gut gewesen,« stieß Marie verdrießlich hervor. »Wir haben einmal kein Glück — arme Leute haben kein Glück — ich bin sicher, wenn wir reich wären, hätten wir einen großen Gewinn gemacht.«

»Man darf nicht mit dem Schicksal hadern,« rief jetzt Frau Wandel zu ihrer Tochter hinüber. »Wir können ja die Pfeife verkaufen, es in's Tageblatt setzen lassen.«

»Die Tabakspfeife!« rief da aufgeregt Marie. »Nie — nie — ich werde mich doch nicht so blamiren — ich komme ja in's Gespött damit. Die Pfeife verschließe ich zu unterst in meinen Kommodekasten — die kommt mir nicht mehr an's Tageslicht,« und bei diesen Worten stand Marie auf, ergriff den unseligen Gewinn und verbarg ihn tief unter ihren Sommerstrümpfen; darauf schloß sie den Kasten mit Geräusch zweimal zu, ging an ihre Arbeit und schaffte wie wüthend drauf los.

Es begann nun eine sehr stille Zeit für die beiden Frauen. Marie zeigte sich von diesem Tage an recht einsylbig, Frau Wandel störte sie nicht, die Damen arbeiteten aber seit der für sie so stark verunglückten Ziehung um so fleißiger und dachten Beide, daß der

sicherste Gewinn in tüchtiger, emsiger, gewissenhafter Arbeit beruhe. Die Tabakspfeife im Kommodenkasten war aber der heimliche Hausgeist, der diesen Fleiß, sobald er einmal erlahmen wollte, wieder antrieb und ganz stillschweigend sein Veto einlegte, wenn man sich in trügerische Träume auf Glückszufälle, wozu Mutter und Tochter stark neigten, verlieren wollte.

\* \* \*

Herr Doktor Oskar Meyer hatte seine Wäsche im Hause. Er hatte sich einen neuen Schrank zu seinem Gewinn anschaffen müssen und einen ganzen Tag fast zugebracht, die Tag- und Nachthemden, gestickten Bettjacken, Strümpfe, Servietten und Tischtücher zu ordnen. Jetzt lagen sie sauber aufgespeichert und von Zeit zu Zeit nahm er ein Muster der Gattung heraus, um es zu betrachten.

»Ein kurioser Gewinn,« sagte er sich. »Ich hätte ihn dem armen Mädchen gegönnt, das über seine Tabakspfeife fast ohnmächtig wurde. Das Glück ist dumm und blind, wahrhaftig!« fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, einen weißen Strumpf betrachtend, — »sie sind für kleine Füße berechnet — ob er ihr wohl passen würde?« murmelte er. »Sie ist gewiß sehr unglücklich ihrer Pfeife wegen. — Ich könnte sie ihr abkaufen« — überlegte er. »Ich rauche



zwar nicht — aber das schadet nichts. Wie jedoch die Sache einfädeln?«

Er schloß seinen Strumpf fort, schob die obere Hemdenreihe gerade und schaute nachdenklich aus dem Fenster; dort tanzten schon Schneeflocken, man war in den November gekommen und der Winter mit auffällender Strenge und frühzeitig hereingebrochen.

Herr Assessor Meyer trat in sein Zimmer zurück — es schien ihm leer und ungemüthlich. Der Schrank mit der Aussteuer sprach zu ihm eine ganz seltsame Rede.

»Du bist ein Esel, ein Narr,« sagte der Schrank zu ihm, »Du bist jetzt fünfunddreißig Jahre und verträdelst Dein Leben zwischen Aktenschreiben und Rehkopfzeichnen. Du treibst Dich immer herum zwischen fremden Leuten — bei Zimmervermieterinnen, kein Mensch bekümmert sich um Dich — eigentlich gehst Du doch recht verlassen und einsam durch Leben und Leid, aber auch ohne Freude — ohne Schatten, doch auch ohne Licht — Du solltest eine Frau zu mir haben,« — so redete der Schrank.

So sprach der Schrank durch mehrere Wochen. Der Dezember kam und mit ihm Schnee und Eis, und wenn Herr Assessor Meyer in seine leere Stube trat und sich den Kaffee kochte, so predigte der Schrank immer eindringlicher,

Herr Meyer ließ ihn oft offen stehen, und dann erzählte ihm die Aussteuer oft wunderbar nette Geschichten von Liebe und Glück, von treuer, lieblicher Frau und behaglichem, angenehmem Leben.

Da faßte Herr Meyer eines Tages einen großen Entschluß — er zog sich ganz schwarz und fast ballmäßig an und wanderte ziemlich eilig nach jener ihm bekannten Straße zu einem ihm bekannten Hause, wo er in der letzten Zeit schon recht oft sehr harmlos und ganz zufällig vorbeigegangen war.

Als er das Haus vor sich sah, ging er langsamer, und wie er zur Hausthür kam, schritt er zwar hinein, blieb jedoch im Hausflur tief athmend stehen.

Wenn jetzt das Dienstmädchen, welches er damals frug, ihm begegnet wäre — sicher hätte er dann Kehrt gemacht, und wer weiß, wie in diesem Fall diese Geschichte enden würde.

Das Mädchen ließ sich jedoch nicht sehen — Herr Meyer nahm einen Anlauf und stieg muthig die Treppen hinauf. Noch nie in seinem Leben sind ihm drei Treppen so hoch vorgekommen — er las unterwegs all' die Schilde der Hausgenossen an den Glasthüren und prägte sie sich so ein, daß er sie nie mehr vergaß.

Jetzt war er oben — »Frau Emma Wandel« stand an der Thür — er zog die Klingel, die Glocke ertönte und

ihr lautes Klingen schlug seine Schicksalsstunde.

Frau Wandel öffnete die Thür.

»Sie wünschen, mein Herr?«

»Ich komme in Geschäften.« »Darf ich bitten, einzutreten.«

Und Herr Meyer stand im Zimmer der beiden Nähterinnen vor Fräulein Marie Wandel, die ihn etwas erschreckt, verwundert und verlegen anschaute.

Frau Wandel trat mit in's Zimmer.

»Haben Sie eine Arbeit für uns?« frug sie.

»Nein,« sprach Herr Meyer zögernd. »Ich wollte etwas kaufen.«

»Kaufen?« staunte Frau Wandel und Marie wurde sehr roth.

»Ja, ich habe erfahren, daß Sie eine schöne Tabakspfeife gewonnen haben. Die Pfeife — ich kenne sie — möchte ich erwerben.«

Marie wurde immer röther, sie hatte im ersten Moment schon den juristisch aussehenden Herrn von der Gewinnaustheilung erkannt und ihr Herz pochte seltsam.

Frau Wandel sah den jungen Mann etwas unsicher an. Die Sache begann ihr ein Wenig verdächtig vorzukommen und sie schaute auf ihre Tochter. Was sie auf deren Gesicht sah, war nicht dazu geeignet, sie besonders zu beruhigen — sie blickte Herrn Meyer

prüfend in's Gesicht — das sah zwar etwas verlegen, jedoch sehr anständig und so ruhig und gesetzt aus wie immer.

»Mein Herr,« sprach nun Frau Meyer reservirt, »es ist mir nicht klar, wie sie zur Kenntniß unseres Gewinnes kommen konnten.«

»Ich war bei der Gewinnauslieferung und sah die Pfeife und sie gefiel mir damals gleich ungemein.«

»Sie kommen etwas spät, mein Herr,« warf die Mutter ein.

»Das ist wahr,« pflichtete Herr Meyer bei, »ich entschloß mich lange nicht, die Pfeife zu erwerben.«

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?« suchte sich die kluge Mutter in dieser seltsamen Kaufangelegenheit zu orientiren.

»Mein Name ist Assessor Meyer, Doktor Oskar Meyer, beschäftigt beim hiesigen Stadtgericht — hier meine Karte,« diente darauf der Assessor.

Marie horchte bei Nennung dieser Titel hoch auf.

Ihre Blicke bekamen ein besonderes Leben und der junge Mann gefiel ihr noch viel besser als vorher, obwohl sie bei seinem Eintritt in das Zimmer einen freudigen Schreck bekommen hatte.

Frau Wandel hatte während deß die Karte sorgsam gelesen.

»Gib die Pfeife,« sprach sie jetzt zu ihrer Tochter, und Marie packte nun erröthend die Sommerstrümpfe zur Seite und holte aus der Tiefe die Pfeife.

Sie übergab sie dem Käufer und der nahm sie, sah aber dabei sehr ernst und innig, sehr forschend und prüfend die Ueberbringerin an.

»Welchen Preis würden Sie bieten?« fragte die praktische Mutter.

»Ich möchte tauschen gegen meinen Gewinn,« antwortete darauf Herr Meyer.

»Tauschen?« warf Frau Wandel verwundert ein und ihr schwebte sofort eine ganze Reihe gleich unangenehmer Gewinne vor, zugleich begriff sie diesen Herrn nicht, der zu ihnen kam, um seinen Gewinn auszutauschen.

»Ich habe einen ganzen Schrank voll Frauenwäsche gewonnen,« stieß Herr Meyer jetzt sichtbar beklommen hervor.

»Und diesen werthvollen Gewinn wollen Sie gegen die Pfeife tauschen?« fiel Frau Wandel ein und ihr ward unbehaglich — der Herr Meyer kam ihr ziemlich verdreht vor. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr?« meinte sie.

»Das ist mein Ernst,« sprach jetzt Herr Meyer muthig weiter. »Ihr Fräulein Tochter soll die Wäsche

haben — ich bin ledig und kann sie nicht brauchen,« setzte Herr Meyer hinzu.

»Das können wir nicht annehmen, mein Herr,« entgegnete Frau Wandel.

»Nimmermehr!« betheiligte sich nun auch Marie bei der Unterhandlung.

»Nimmermehr!« wiederholte Herr Meyer. »In keinem Fall?« setzte er mit eigener Betonung fragend hinzu.

»Nein, in keinem Fall!« bestätigte Marie.

»Könnten Sie sich keinen Fall denken?« beharrte jetzt der Herr Assessor. — »Auch nicht, wenn ich es als Aussteuer für meine Frau betrachte?« schloß jetzt der Herr Assessor tollkühn los.

»Wie meinen Sie das, mein Herr, ich verstehe Sie gar nicht!« rief Frau Wandel erregt aus.

»Sehr einfach,« sagte Herr Meyer, der jetzt den Muth eines Löwen bekommen hatte. »Ich meine es genau, wie ich sage,« fuhr der Herr Assessor fort, »ob Ihr Fräulein Tochter die Aussteuer als Aussteuer meiner Frau annehmen würde?«

»Sie ist ja aber nicht Ihre Frau, Herr!« warf ganz verzweifelt Frau Wandel ein.

»Nein, leider noch nicht,« sprach Herr Meyer, »aber wenn mein Wunsch auf keine Hindernisse stößt, sollte Ihr Fräulein Tochter es werden?«

»Was ist das!« rief jetzt Frau Wandel erschreckt.

»Kennen Sie denn meine Tochter? Kennst Du diesen Herrn?« frug sie Marie.

Marie hielt ihre Hände vor das Gesicht und blieb die Antwort schuldig.

»Ich habe Ihr Fräulein Tochter auf der Ausstellung zum ersten Mal gesehen,« bekannte nun Herr Meyer, »sie gefiel mir außerordentlich, ich sah dann das Fräulein bei der Gewinnvertheilung, ihr ward unwohl, als sie die Pfeife bekam, ich bot ihr ein Glas Wasser und wechselte mit ihr ein paar Worte, und seitdem ist in mir der Entschluß gereift — wenn ich heirathe, will ich niemand Anders als Ihr Fräulein Tochter in mein Haus führen. Ich bin unabhängig, ich habe Vermögen — ich bin Beamter, und falls das Fräulein sich entschließen könnte —« hier stockte der Herr Assessor.

»Die Sache überrascht mich, sie kommt mir zu schnell, Herr Assessor. Wir müssen das erst überlegen,« fiel Frau Wandel ein.

Marie hatte die Hände vom Gesicht genommen — sie sah Herrn Meyer mit einem Ausdruck an, der nicht nach einem Korb aussah, obwohl sie sehr bald die Augen wieder senkte und schwer athmend zu Boden sah.

»So will ich mich denn für heute empfehlen,« sprach der Herr Assessor. »Ich hoffe, daß Ihre Entscheidung, mein Fräulein,« wandte er sich dann direkt an Marie — »nicht zu lange ausstehen wird.«

»Sie sollen, sobald wir uns gefaßt, eine Antwort haben,« nahm Frau Wandel statt ihrer das Wort.

»Nun, ich hoffe, eine glückbringende,« fügte Herr Meyer hinzu und zog sich zur Thür zurück, indem er noch einen lichtvollen Blick Mariens mitnahm.

Als er hinausbegleitet war und Frau Wandel die Stubenthür hinter sich zugezogen hatte, machte sie ein sehr ernstes Gesicht.

»Hast Du mich hintergangen, Marie, und bist Du mit dem Herrn vielleicht schon einig?« frug sie.

»Ich weiß nichts von dem Mann, als was er eben Dir gesagt hat — aber ich bin fest entschlossen, ihn zu heirathen,« sagte Marie.

»So, das geht schnell,« meinte Frau Wandel, »und ich habe da kein Wort mitzusprechen?«

»Ich weiß, Mutter, Du sprichst nicht gegen mein Glück,« antwortete Marie, »und dieser Mann sieht nicht nach einem Betrüger aus.

»Das allerdings nicht,« räumte Frau Wandel ein, »jedoch wirst Du nichts dawider haben, wenn ich mich erst genau nach dem Herrn erkundige.«



»Das wird mein Glück nicht stören — es ist mir sogar sehr lieb,« war Marie's Meinung.

\* \* \*

Frau Wandel erkundigte sich, und was sie erfuhr, ließ sie nur staunen über das seltsame Glück ihrer Tochter, welche auf der Ausstellungslotterie neben der Pfeife und der Aussteuer mehr als den ersten und höchsten Gewinn bekommen.

Sie schrieb deßhalb an Herrn Meyer, daß sie mit Vergnügen einem baldigen Besuch seinerseits entgegensehe.

Dieser Brief trug das Datum des zweiundzwanzigsten December.

Am dreiundzwanzigsten schied Herr Meyer als erklärter Verlobter der Fräulein Marie Wandel.

Am vierundzwanzigsten Abends war bei Wandels ein schöner Weihnachtsbaum angezündet, die Lichter des grünschimmernden duftenden Baumes leuchteten auf eine übergläckliche Tochter, auf eine glückliche Mutter — es wurde Jemand erwartet, das war Herr Meyer.

Da hielt ein Wagen unten — Tritte erschallten auf der Treppe, und man trug in das Bescheerungszimmer drei große Körbe hinein, diese enthielten die gewonnene Aussteuer, und der Herr Assessor legte diese an Marie's Platz hin.

Nachdem dies arrangirt, führte er sie hinein in das Zimmer und zeigte ihr diesen von ihm seit zwei Monaten gehegten Schatz, der nun ihr gehörte.

Sie fiel ihm glücklich um den Hals — dann führte auch sie ihn zu seinem Platz. Dort lag, mit einem Kranz umgeben, die große Pfeife.

»Sie ist schön,« sagte darauf der Herr Assessor, das gewaltige Instrument in die Hand nehmend, »aber ich rauche nicht.«

»O, die Unglückspfeife!« rief darauf Marie. »Nein, die Glückspfeife,« verbesserte sie sich darauf, »sie hat mir einen so guten Mann verschafft, wir wollen sie in Ehren halten, nicht wahr, Oskar?«

»Das wollen wir,« pflichtete der Herr Assessor bei. »Hätte Deine Nummer 78,654 — ich habe sie gut im Kopfe behalten — nicht gewonnen, würde ich Dich vielleicht nie wieder gesehen haben, und wäre der Gewinn nicht diese Tabakspfeife gewesen — hätte ich sie nicht eintauschen können.«

»Und Du rauchst nicht einmal, Du Schelm,« meinte Marie. »Ich sehe schon, wer solche Finten ausübt, der muß streng in Zucht genommen werden.«

»Kinder, die Lichter brennen hinunter, geht hinein, das Abendessen steht auf dem Tisch!« rief jetzt die Mutter.

»Der Assessor und seine Braut bliesen um die Wette Kerzen aus. Im Zimmer duftete es nach Tannennadeln und Wachslöchern und aus der Nebenkammer nach einer gebratenen Gans, welche die drei Glücklichen um den kleinen, von zwei Arbeitslampen erhellen Tisch vereinigte.

## Die Perruquiére.

In einer der großen, in der Nähe der Paulskirche gelegenen Straßen Londons, die schon 1720 — die Zeit, in welcher unsere kleine Geschichte spielt — von Menschen wimmelten, der Cannonstreet, saß in einem durch mehrere große Fenster erhellten Zimmer des zweiten Stockwerks eines vornehm aussehenden Hauses an einem mit Notenblättern bedeckten Tisch, der ein Mann, wie er jetzt sich erhob, überall die Blicke auf sich gezogen hätte.

Eine mächtige Gestalt, in einen pelzbesetzten Schlafrock gehüllt, trug einen gewaltigen Kopf, dessen länglich großes Gesicht mit der hohen, festen, breiten Stirn, den feurigen Augen und der gebogenen kühnen Nase wahrhaft überraschend eindrucksvoll war.

Das Haupt dieses Mannes war nach der Sitte der Zeit kahl geschoren und mit einem postillonsgelben Tuche turbanartig umwunden, während der damals modische Haarschmuck, die gewaltige Allongeperrücke, in mehreren sehr sorgfältig gehaltenen Exemplaren auf einem Tische an der Wand

vermittelst besonderer Bänder, gleich in Reih' und Glied aufgestellten Soldaten, prangte. Es lag in der ganzen Erscheinung des großen Mannes etwas wie außergewöhnliche Kraft und Entschlossenheit, etwas Heroisches, und aus den großen dunklen Augen sprach leidenschaftliches Feuer und durchdringender Verstand.

Der Mann, der sich so heldenartig darstellt, war auch ein Held, eines der großartigsten, gewaltigsten Musikgenies, die die deutsche Erde hervorgebracht, der kurfürstlich hannöver'sche, königlich englische Hofkapellmeister Herr Georg Friedrich Händel, welcher soeben von seiner Arbeit sich erhoben hatte und nun vor seinem Kopisten, der in einer Nebenstube beschäftigt war, Haufen von Notenblättern abzuschreiben, stehen blieb.

»Nun, Leszinsky, wird Er die Sache zwingen können bis morgen?« rief Händel mit Bärenstimme den Schreiber an.

Herr Leszinsky, ein schlanker, zierlicher Pole mit bleichem Gesicht, runden, kohlschwarzen Augen und zierlichem schwarzen Schnurrbärtchen, schlug seine mädchenhaften Augen zu dem gewaltigen Frager auf:

»Der Herr Kapellmeister wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können«, antwortete er mit sanfter Stimme.

»Ei, versteht sich — weiß ich das,« gab Händel zurück. »Er ist fix wie der Teufel und fleißig wie ein Quäker, aber Er ist ein schwächliches Männchen, Er kann mir unter der Arbeit erliegen, darum möchte ich, um sicher zu gehen, noch einen zweiten Schreiber aufstellen.«

»Ich habe dem Herrn Kapellmeister bis jetzt doch noch keine Urlache gegeben, meinen Leistungen zu mißtrauen,« entgegnete der Pole. »Dem Herrn Kapellmeister ist bekannt, daß ich jetzt mehr verdienen muß,« setzte er leiser hinzu.

»Ja, diese dumme Heirathsgeschichte,« fuhr Händel auf. »Laß Er die Frauensleute. Darum sollte Er sich nicht die Seele aus dem Leibe schreiben. Sieh' Er auf mich. Ich bin zehn Jahre älter als Er. Ich bekümmere mich nicht um das Frauenvolk und sie lassen mich auch ungeschoren.«

»Der Herr Kapellmeister haben dafür seinen Ruhm und sind in ganz England ein hochangesehener Mann; wo der Herr Kapellmeister hinkommen, öffnen sich vor ihm alle Thüren, bei Grafen und Baronen, er wird gefeiert und bewirthe't, ihm gehört sozusagen die ganze Welt. Unsereiner hat nichts als die kahlen Wände seines öden Kämmerchens und die betrunkene Wirthin, von deren Launen er abhängt.«

»Na, und wenn Er eine Frau hat, ist die die Wirthin und die kann Er nicht einmal wechseln,« brummte Händel, indem er sein Turbantuch vom Kopfe wand und sich eine der gewaltigen Allongeperrücken aufsetzte. »Er rennt in sein Unglück und läßt sich nicht warnen,« setzte Händel das Gespräch fort, »und wie will Er fertig werden mit dem Eigensinn der Frauensleute, wenn ich dagegen nicht einmal aufkomme!«

»Der Herr Kapellmeister sind aber doch schon dagegen aufgekommen«, lächelte der Schreiber, »sogar bei der Calandrelli.«

»Ja, das Frauenzimmer hat plötzlich meine ›Amalthea‹ nicht singen wollen, war im Handumdrehen heiser bei der Probe geworden. Da habe ich sie gepackt und ihr gesagt: ›Ich weiß, Madame, Sie sind der Teufel, aber ich bin Beelzebub, und wenn Sie nicht im Moment singen, werfe ich Sie hier vom zweiten Stock zum Fenster hinaus auf die Gasse.« Als ich sie zum Fenster trug — das Frauensgeschöpf wog nicht mehr als eine Schoßkatze — schrie und bat sie um Gnade und hat von da an, und durch den ganzen Winter, in meiner Oper prächtig gesungen. Jetzt frag' ich Ihn aber, wenn das Frauenzimmer klug gewesen wäre und es hätte auf das

Hinauswerfen ankommen lassen, was hätte ich dann machen können?«

»Aber wenn der Herr Kapellmeister so auf Einen zukommen in vollem Zorn, dann kann wohl noch Jemand anders, als eine italienische Sängerin, daß Aeufferste erwarten!« warf lächelnd Leszinsky ein.

»Nun eben also. Vor Ihm wird sich Keine fürchten und deshalb ist Er von Anfang an mit Haut und Haaren verloren. Uebrigens geb' ich Ihm gern einen Zuschlag — für Seine Tüchtigkeit, jedoch nicht für Seine Heirathsgeschichte. — Bring' Er mir nur die Sache bis morgen fertig!«

Händel war während dieser Unterhaltung in seinen rothen Straßenrock hineingefahren, nahm Hut und Handschuhe und stieg die Treppe zur Straße hinab.

Händel war kein eitler Mensch, jedoch legte er Werth auf eine vornehme und geschmackvolle Erscheinung; er bekleidete sich gern mit dem schwersten Venetianersammet und den feinsten niederländischen Tuchen, und sorgte besonders dafür, daß stattliche Perrücken sein imposantes Haupt zierten. Wenn der große Meister irgend eine Modeleidenschaft hatte, so war es diese, immer die kunstvollsten, reichsten Lockenperrücken auf seinem schönen Kopfe zu tragen, und er verwendete viel Geld auf das Frisiren, Ordnen und den Ankauf von immer



neuem Haarschmuck. Er betrachtete daher seinen täglichen Gang zu dem Friseur als eine entschieden wichtige Beschäftigung, er war sehr anspruchsvoll an die Leistungsfähigkeit seiner Haarkünstler und wechselte die Ordner und Künstler seines Hauptschmuckes mindestens sechsmal jedes Jahr.

Jetzt war er gerade wieder in der Lage, einen noch kunstverständigeren Meister Perruquier sich zu wünschen, und er ging deshalb ziemlich mürrisch zu Herrn Le Fleur, der im Augenblick sein Hofperruquier war.

Der Zufall führte ihn durch eine ziemlich dunkle, enge Nebenstraße. Da fiel sein Blick auf schöne Wachsköpfe mit Perrücken und er stand still, die ihn sehr interessirenden Lockengebäude hier eingehender zu betrachten.

Er fand diese überraschend fein und geschmackvoll geordnet und dies veranlaßte ihn, in den Laden zu treten.

Eine stattliche junge Dame, groß, ganz hellblond, blühend, empfing den Musiker mit tiefer Verbeugung und richtete die großen grauen Augen fragend auf den vornehm scheinenden unbekanntem Kunden.

»Ich sehe da draußen sehr schön gemachte Perrücken und wünsche den Perruquier zu sprechen,« nahm Meister Händel das Wort.

»Der Perruquier, mein Herr, bin ich,« erwiderte lächelnd die Dame.

»Und haben Sie diese schönen Allongen da gemacht?« fragte verwundert der Herr Hofkapellmeister.

»Zu dienen, mein Herr,« antwortete die schöne junge Dame. Es ist dies mein Beruf, ich habe ihn von meinem Vater gelernt und er hinterließ mir dies Geschäft, das ich nun schon seit einem halben Jahre mit meiner schwachen Kunst betreibe.«

Diese Eröffnungen machten Händel einigermaßen verlegen. Die prachtvoll gemachten Perrücken lockten ihn, jedoch von einem Frauenzimmer sein Lockengebäude aufthürmen zu lassen, unter ihren Händen da so auf dem Sessel zu sitzen, war ihm ein fast beklemmender Gedanke. Unwillkürlich blickte er auf die Hände der Ladeninhaberin, sie waren länglich, schön geformt, voll und weiß, sein Blick überflog ihre Gestalt, die zeigte bei aller Größe und Fülle ein wundervolles Ebenmaß; etwas nachdenklich traf sein Auge das der jungen Dame, welches aus einem charaktervollen, wohlgeformten Gesicht feurig und heiter in das seine schaute.

Meister Händel schien der Gedanke jetzt nicht mehr so absonderlich unangenehm, diese angenehme junge

Dame als seinen Hofperruquier anzustellen. Er begann daher:

»Ich habe einen ziemlich großen Bedarf an Allongen und liebe hübsche Anordnungen — über Ihre Kunstfertigkeit bin ich außer Zweifel, — erlaubt es Ihre Zeit, mich als Kunden noch anzunehmen? Mein Name ist Händel. Ich wohne Cannonstreet, also sind wir Beide beinahe Nachbarn.«

»Große Ehre für mich,« sprach, mit leisem Lächeln sich verbeugend, die junge, schöne Dame und notirte sich in einem nicht zu sauber aussehenden Buch Namen und Wohnung des neuen Kunden, zu welchem Geschäft sie eine ziemliche Zeit brauchte, weil ihre schlanken Finger sichtlich größere Uebung im Lockenmachen als im Schreiben zu haben schienen.

Die Dame lud Händel ein, Platz zu nehmen, band ihm den großen weißen Pudermantel um und begann nun das Lockengebäude auf seiner kaiserlichen Stirn mit so viel Kunst und Geschmack zu ordnen, daß Händel dadurch allein schon im höchsten Grade befriedigt ward, noch mehr aber fand seinen Beifall, was er zum ersten Mal in seinem Leben jetzt fühlte, daß diese Haarkünstlerin eine ganz außerordentlich angenehme Hand zum Frisiren hatte, so leicht und weich, so zart und warm, wie er bei keinem Friseur dies bisher angenommen, und unter dem Eindruck

dieses Gefühls schied Händel aus dem Laden von seinem neugewonnenen Haarkünstler mit äußerst behaglichen, zufriedenen Empfindungen.

\* \* \*

Es war die Partitur des ersten großen Oratoriums »Esther«, welche Herr Leszinsky zu kopiren hatte, ein Werk, das an Tiefe, leidenschaftlicher Glut, Kraft der Melodie, dramatischer Gewalt und glänzender Instrumentirung. Alles übertraf, was der fünfunddreißigjährige Meister bisher geschaffen hatte. Davon begriff aber der Notenschreiber sehr wenig, ihm war Händel ein übermenschlich starker, vornehmer Herr, der mit Herzogen umging, große Einkünfte hatte und ein gütiges, wohlwollendes Herz besaß. Von all' diesen Eigenschaften hielt Herr Leszinsky mehr, als von der gesammten Musik seines Herrn, und von Händel, dem einflußreichen und gütigen Arbeitgeber, hatte er auch die Erfüllung seines höchsten Wunsches gehofft. Zu seinem größten Leidwesen jedoch behandelte der Herr Hofkapellmeister das Heirathen als eine ganz nichtsnutzige Sache, wollte von seiner Liebschaft absolut nichts hören und war entschieden der Meinung, daß Herr Leszinsky keinen dümmern Streich machen könnte, als in den Stand der Ehe sich zu begeben — und doch liebte der Pole tief und innig,

wie das in seiner zarten Natur lag, und wurde von Herzen wieder geliebt.

Um heirathen zu können, bedurfte er jedoch gegen zweihundert Pfund Sterling — für ihn, der den ganzen Monat nur vier Pfund verdiente, die er fast ganz zum Lebensunterhalt gebrauchte, eine unerschwingliche Summe.

Sein Hoffnungsstern war Händel.

Er wußte, daß der gütige deutsche Herr schon manchem armen Teufel geholfen; er arbeitete jetzt seit einem Jahre mit rastlosem, fieberhaftem Fleiß für den Komponisten — er hatte sich dessen Wohlwollen erworben; sein Meister bezahlte ihm schon ein Pfund mehr, als ausgemacht, und bewilligte ihm gern noch kleine Zulagen; sobald jedoch der Pole von seinem Ziel und Lebensglück, das Mädchen seiner Wahl endlich heimzuführen, anfing, donnerte ihn der deutsche Meister nieder, machte ihn nach seiner derben Art herunter, lobte seinen Fleiß und gab ihm einen kleinen Zuschuß. Damit war aber dem armen Schreiber gar nicht geholfen, er und seine Braut konnten alt und grau werden, bis er sich nur hundert Pfund zusammengespart hätte, und der zierliche Pole arbeitete wie ein Held, um endlich das Herz seines starrköpfigen Herrn zu rühren, zu erweichen.

\* \* \*

Das Oratorium »Esther« ward aufgeführt und brachte Händel Ehren und Geld und der Meister war ausnehmend guter Laune.

Das bewirkte natürlich vor Allem der Erfolg seiner Schöpfung. Aber nicht wenig trug auch zu seinem Wohlbehagen der Umstand bei, daß er endlich einen Haarkünstler gefunden hatte, der seinen hohen Ansprüchen vollständig genügte, und Händel fuhr jetzt im vollen Fahrwasser seiner seltsamen Leidenschaft — er trieb jetzt einen noch größern Luxus als bisher mit Allongen und erschien noch imposanter frisirt.

Der Meister brachte aber auch täglich mindestens zwei Stunden in dem kleinen Perrückenladen zu und ward Fräulein Trewlany's — so hieß die Inhaberin des Geschäftes — bester Kunde.

Der kleine Laden in dem abgelegenen Sträßchen schien ihm überhaupt sehr zu gefallen, denn nachdem er schon längst frisirt war, saß er dort noch mit dem Pudermantel und Leinenkragen auf den Schultern auf dem Sessel und plauderte mit Fräulein Trewlany, die dann hinter ihrem Ladentisch Platz genommen und eifrig Allongen fabrizirte.

Das Fräulein sah den stattlichen, vornehmen Herrn mit ihren sonnigen Blicken freundlich an und Händel ließ seine leuchtenden, durchdringenden Augen mit

großem Vergnügen auf dem hellblonden Scheitel und der schönen, klaren, weißen Stirne des Mädchens ruhen.

Diese Perruquiére schien allmählig seine Ansicht von dem Unwerth und der Nichtigkeit des ganzen Weibergeschlechts umstoßen zu wollen.

Dies Mädchen war, wie er längst bemerkt hatte, kein launenhaftes Geschöpf gleich seinen italienischen Sängerinnen, keine intrigante, eitle, ehrgeizige, kleine Zierpuppe, ohne Treue und Glauben, die ihm eigentlich nur geschaffen schien, dem Kapellmeister Aerger und Verdruß zu bereiten, welche Ansicht er aus seinem Verkehr mit Primadonnen aller Art geschöpft hatte, sondern dies wohlgebildete, wenn auch nicht mehr ganz junge Mädchen stahl sich unvermerkt Meister Händel ins Herz als eine heitere, liebwerthe Seele, gesund und tüchtig an Körper und Geist, als ein bekehrungswürdiges Weib ganz geeignet, dem Manne warmen Sonnenschein in sein Leben zu bringen und ihn durch Gemüthswärme und gleichmäßig freundliches Schalten und Walten zu beglücken.

Es waren wohl nicht allein die Perrücken daran schuld, daß Meister Händel seine Besuche in dem kleinen Laden so lange ausdehnte, ja von Tag zu Tag länger dort blieb und ihm diese sehr viel seiner

kostbaren und jetzt durch eine neue Oper viel in Anspruch genommenen Zeit raubten.

\* \* \*

»Das ist eine kleine Wetterhexe!« sagte Händel eines Tages ziemlich laut vor sich hin, nachdem er den Laden der Perruquière verlassen. »Nun, klein ist sie nicht«, setzte er sein Selbstgespräch fort, daß mehrere Vorübergehende stehen blieben und dem großen Mann, der in einer fremden Sprache und mit glühenden Augen so vor sich hinredete, nachsahen. »Nein, nicht klein — das ist recht, in den kleinen, zimperlichen, trippelichen Frauenzimmern, die bei jedem Windhauch zerbrechen wollen, wohnt auch nichts als Kleinheit und Schwächlichkeit. — Sie ist ein ganzes Weib, ein echtes, rechtes Weib für einen Mann, wie ich bin, sie ist für mich geschaffen und ich werde nicht mehr lange da Versteckens spielen und ihr die Sessel durchsitzen. Ich will sie fragen und sie wird wohl nicht Nein sagen. Ist man so weit, soll man die Sache ins Reine bringen. . . Und so sinnend und denkend, das Herz voll warmen Sonnenscheins und den Kopf voll rosiger Hoffnungspläne, betrat Händel seine Wohnung, wo er seinen Schreiber wie immer, eifrig copierend an seinem Tischchen fand.

»Die Singstimmen zum ›Radamisto‹ sind ausgeschrieben, Herr Hofkapellmeister,« meldete der



Pole. »Ich bin bald auch mit der Ouvertüre fertig.«

»Er ist ein ganzer Bursche!« lobte Händel vergnügt, seine Perrücke abnehmend und sie sorgsam auf einen der Ständer neben ihren Kameradinnen setzend, »trotzdem Ihn eine Fliege über den Haufen rennen könnte. Ich glaube, die Natur hat sich in Ihm vergriffen. Er hätte ein Mädchen werden sollen«, scherzte der Meister.

»Wenn das geschehen, würde der Herr Kapellmeister mich wahrscheinlich längst aus dem Hause gesagt haben,« erwiderte mit wehmüthigem Lächeln der Pole.

»Nun, es gibt auch Mädchen, die man nicht aus dem Hause jagt,« lachte Händel.

Der Pole schaute auf. Diese Aeüßerung schien ihm bei seinem Herrn sehr verwunderlich, der Herr Kapellmeister gab ja damit ganz gegen seine sonstige Ansicht zu, daß nicht alle Weiber nutzloses Spielwerk oder gar nichtsnutzige Dinger wären. Das war für Herrn Leszinsky ein goldenes Seil, endlich einmal mit Erfolg sein Anliegen daran knüpfen zu können. Diese für ihn so außergewöhnlich überraschend glückliche Laune seines Meisters durfte er nicht vorübergehen lassen, ohne einen Hauptangriff auf das gute Herz seines Herrn zu unternehmen.

»Nun, wenn der Herr Kapellmeister nicht alle Weiber für eine Last und Plage ansehen, so würden Sie gewiß eine Ausnahme mit meiner Verlobten machen.«

»Da möchte ich bald viele Ausnahmen zu machen haben,« warf Händel dazwischen.

»Der Herr würden es sicher bei meiner Braut, und der Herr Kapellmeister könnten mit einer für ihn kleinen Summe das Glück zweier Menschen, die sich aufrichtig lieben, begründen,« wagte der Pole bittend zu sagen.

Händel fuhr jetzt nicht, wie sonst bei dergleichen Anspielungen seines Schreibers, heftig auf.

»Was ist es denn für eine Person, die Ihm in dem Kopf steckt?« fragte er mit einer für seine Art ganz ungewöhnlichen Milde.

»Es ist ein tugendhaftes, fleißiges Mädchen, Herr Kapellmeister, das sich abmüht, ihren Lebensunterhalt zu erwerben.«

»So!« sagte Händel nachdenklich. »Wie viel fehlt Ihm denn?«

»Es ist eine große Summe, Herr Kapellmeister,« sprach zögernd der Pole.

»Und wozu braucht Er denn so viel? Eine Einrichtung kostet doch nicht die Welt, und wenn sie

ja und Er verdient, könnt Ihr doch wohl durchkommen.«

Der Schreiber, ermutigt durch dies staunenswerthe Eingehen des Herrn auf seine Pläne, fuhr jetzt ohne Furcht fort:

»Das Geld, Herr Kapellmeister, soll dazu dienen, die auf dem Geschäfte meiner Braut ruhenden Schulden abzutragen, damit wir nicht später gezwungen sind, nur für die stets steigenden Zinsen der Gläubiger zu arbeiten,«

»Na, mach' Er's kurz!« rief Händel, dem irgend eine musikalische Idee eingefallen sein mußte, denn er warf mit festen großen Strichen einen Haufen Notenköpfe auf ein Stück liniirtes Papier. »Was braucht Er, vierzig, fünfzig Pfund.«

»Nein, Herr Kapellmeister! — Ich wag's kaum auszusprechen — zweihundert Pfund.«

»Ho, ho! Das ist eine nette Summe,« stieß Händel heraus, das Papier auf seinen Arbeitstisch hinüberwerfend, »hält Er mich für einen Krösus?«

»Wir wollen ja jedes Jahr eine Summe abzahlen,« glaubte der Schreiber beruhigen zu müssen.

»Na, was ist es denn für ein Mädchen?« fuhr Händel, immer weiter gut gelaunt, fort. »Wahrscheinlich solch' ein kleines, spitzfindiges,

trippelndes Ding, Leszinsky, das Ihn durch seine Teufeleien schließlich verrückt machen wird.«

»Nein, Herr Kapellmeister, es ist ein schönes, großes, ruhiges Mädchen, größer sogar als ich, verständig und bescheiden, das weiß, was es will, und nichts Thörichtes und Eitles begeht.«

»Groß, bescheiden und heiter, größer als Er — das freut mich,« sagte Händel ganz eifrig. »Für eine solche Launenprinzessin, für solch' augenschielendes Möpschen hätte ich ihm nicht mit einem Farthing geholfen — zweihundert Pfund sind viel,« fuhr Händel fort, »aber Er ist ein braver Kerl. So heirate Er denn in Gottes Namen. Das Geld habe ich nicht im Hause. Ich will es ihm aber beim Herzog von Chandos anweisen. Da ist ein Brief für den Herzog zu besorgen, den kann Er jetzt heraustragen.«

Händel schrieb zu einem fertig daliegenden Brief einige Zeilen.

»Er wird das Geld vom Haushofmeister Seiner Gnaden empfangen und Antwort von dem Herzog auf den Brief für mich. — So, geh' Er. Er wird doch noch mit der Ouvertüre heut fertig?« unterbrach der Meister.

»Nur noch wenige Blätter sind übrig.«

»Nun, dann geh' Er und jetzt komm' Er mir aber nicht mehr mit seiner Heirathsmisere. Mag es Ihm

wohl gehen und Er nicht vor Kinderwiegen Sein Geschäft aufgeben müssen.«

Mit diesem herben Scherz entzog Händel seine Hand dem Polen, welche dieser in überwallender Glückseligkeit und Dankbarkeit ergriffen hatte und küssen wollte.

»Natürlich wird Er die Botschaft seiner Braut bringen, das kann ich Ihm nicht verwehren, aber beeil' Er sich, daß Er bald zurückkommt, die Ouvertüre soll morgen probirt werden!« rief Händel dem Davoneilenden nach, fuhr in seinen riesigen Pelzschlafrock, wand das gelbe Tuch um seinen Kopf und setzte sich zur Arbeit an seinen gigantischen Schreibtisch.

\* \* \*

Der folgende Tag war weniger nebelig, als es im März in London sonst zu sein pflegt. Die Sonne schien zwischen den hohen Häusern in die Straßen und bewirkte, daß die Gassenbuben übermüthiger lärmten und die Spatzen lustiger zwitscherten.

»Das ist rechtes Wetter, eine Liebeserklärung zu machen,« sagte Händel, der in weißer Atlasweste und silberbetreßten Lilasammetrock, den Degen an der Seite, in seiner ganzen fürstlichen Stattlichkeit auf dem Wege zum Friseurladen hinschritt. »Mir ist ganz jugendselig zu Muthe, so wie es mir bei meiner guten

Mutter in Halle war, wenn ich zum Großvater ging, mir dort mein Geburtstagsgeschenk zu holen, und befinde ich mich heute denn nicht auf einem ähnlichen Wege — will ich mir jetzt denn nicht auch ein Geschenk holen, ein beglückendes Geschenk für's ganze Leben? . . .«

So sann Händel, umspielt von dem schönen Märzsonnenschein und Gott Amor, der von dem sonst so wohlverwahrten Herzen des großen Mannes Besitz genommen, beflügelte seinen Schritt, so daß er heute früher als gewöhnlich bei seiner schönen Perruquiére in den Laden trat.

Das Glück schien ihm entgegen zu kommen, denn das Fräulein strahlte heute voll Heiterkeit, es trat ihm blühend wie eine Rose, voll sichtlich froher Hoffnung entgegen, und noch nie hatten die Blicke seiner schöner Friseurin so wahrhaft leuchtend zärtlich auf dem großen Musiker geruht, als heute.

Händel war ein kühner, entschlossener Mann, er verlor bei keiner Widerwärtigkeit den Muth und hatte in all' seinen Lebenskämpfen — und er hatte tüchtig zu ringen und kämpfte jetzt noch eine bittere Fehde mit der italienischen Gesangkunst und dem Trillermeister Farinelli — durch seine eigene Thatkraft und fast verbissene Unbeugsamkeit Alles sich unterthan gemacht. In diesem Moment aber,

obgleich ihm ja die Sache so leicht gemacht zu werden schien, fühlte er sich plötzlich ganz eigen beklommen. Sein »vernünftiges, großes Auftreten«, wie er sich das vorgenommen, wollte ihm durchaus nicht gelingen — er fühlte sich »gar unmännlich« verlegen, und mit banger Brust und pochendem Herzen setzte er sich nach den herkömmlichen Begrüßungen in den großen Ledersessel und ließ sich, als wenn er nichts weiter vorhätte, den großen Pudermantel umbinden.

Da der Meister so früh kam, in besonders schöner Kleidung heute, wollte die Friseurin auch ein Uebrigcs thun, und nahm eine der neuesten und prächtigsten Perrücken, die sichtbar eben erst fertig geworden, von einer Wachspuppe am Schaufenster, um sie ihrem vornehmen Kunden aufzusetzen und die Locken zu arrangiren.

Händel jedoch erschien es in diesem Augenblick ein unangenehmer Gedanke, von den weichen, zarten Händen der Dame frisirt zu werden, der er einen Heirathsantrag zu machen im Begriff war; er nahm daher dem Fräulein das große Haargebäude aus der Hand, um es sich selbst auf den Kopf zu setzen. Fräulein Trewlany dagegen, welche heut in Dienstfertigkeit fast aufging und den Eingriff Händel's so auffaßte, als ob ihm diese Perrücke nicht zusagte,

sprang zum Glasschrank und legte vor Händel auf den Spiegeltisch eine ganze Reihe anderer Haarkunstwerke zur Auswahl hin. Da blieb plötzlich des Musikers Auge auf der innern Seite einer Perrücke haften, sein Blick wurde starr und seine von Natur schon sehr starken Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Denn was er da erblickte, stach ihn wie ein eiskalter Stahl in sein eben noch so volles, warmes Herz. Der Scheitel der Perrücke war innen zusammengehalten durch starke Streifen Papier und auf dem Papier grinste ihm wie höhnische Teufel entgegen — seine eigene Handschrift. Es war die Urschrift seines Oratoriums »Esther«, die hier dem Zweck diente, die Lockenwulste auf den Köpfen von Tabakskrämern und Fischhändlern, den Hauptkunden der Fräulein Trewlany, festzuhalten. . . Wie kam die Urschrift seines Oratoriums hieher?

Mit einem Ruck, daß der Sessel krachte, erhob sich Meister Händel von dem Friseurstuhl; riß den weißen Frisirmantel von seinen Schultern und starrte mit einem so wüthenden Gesicht, mit so furchtbar glühenden Augen das ganz entsetzte Fräulein an, daß die schöne Friseurin völlig fassungslos an ihrem mit Goldleisten eingefassten Glasschrank lehnte.

»Wie kommt dieses Notenpapier in Ihre Hände, möchte ich wissen?« rief Händel mit einer Stimme,



daß der Staub im Laden aufflog. »Meine Partitur auf den Köpfen von Schafhändlern und Topfkrämern — das ist nichtswürdig!« schrie er.

»Mein Gott, was ist denn!« jammerte die Friseurin, die jetzt hinter ihren großen Ladentisch geflüchtet war.

»Ich weiß ja gar nicht, was Euer Gnaden meinen!«

»Weiß Sie nicht, wer ich bin?« schrie Händel.

»Ja wohl, Euer Gnaden heißen Händel und wohnen Cannonstreet und sind ein vornehmer, gütiger Herr und machen Musik.«

»Und da nimmt Sie meine Musik zu Ihren Perrücken?« donnerte Händel.

»Aber wo ist denn Euer Gnaden Musik — sagen mir Euer Gnaden doch um Gottes willen nur wo?«

»So. — Jetzt sag' Sie mir, von wem hat Sie dieses Papier hier bekommen?«

»Von wem? Nun, von meinem Bräutigam, den ich in vierzehn Tagen, denn heute ist unser Aufgebot, heirathen werde.«

Händel stutzte und sah die Friseurin seltsam an.

»Von Ihrem Bräutigam. Wie heißt denn Ihr Bräutigam?« fragte der Musiker mit immer größer werdenden Augen.

»Er ist ein Pole und heißt Leszinsky. Euer Gnaden kennen ihn wohl!«

Händel, keines Wortes mächtig, starrte seine Friseurin immer sonderbarer an.

»Euer Gnaden haben ihm ja das Geld für unser Geschäft gegeben,« fuhr die Friseurin, durch das wunderbare Benehmen ihres sonst so ruhigen, vornehmen Kunden ganz außer sich vor Angst, athemlos sprechend fort. »Euer Gnaden sind ja so gütig gegen ihn wie ein Vater gewesen. Ich glaubte, Euer Gnaden wären nur hergekommen diese Zeit über, um mich prüfen zu wollen, ob ich auch für ihn passe, da Euer Gnaden nichts von den Frauen halten. Ich kann ja nichts dafür, daß er mir das Papier gegeben hat, und er hat auch gewiß nicht gewußt, daß es etwas werth ist, denn er hat mir gesagt, es wäre sehr gut für Perrücken mit schweren Locken. Ach! er ist ein so guter, lieber, ehrlicher, sanfter Mensch und Euer Gnaden sind ja auch ein so gütiger — —« Weiter kam aber Fräulein Trewlany nicht in ihrem angstvollen Redestrom.

»Ja wohl, ein so gütiger Esel gewesen,« unterbrach sie Händel mit seiner Riesenstimme. »Ein Esel, dem ganz recht geschieht, daß er zum Narren wird!« und der Meister stülpte sich die zunächst liegende Perrücke auf und verließ zum namenlosen Staunen seiner Friseurin, ohne zu grüßen oder sich auch nur noch einmal umzusehen, den Laden.

Er war auf der Straße und schritt dahin.

»Pah, ein Frauenzimmer wie sie alle!« rief er aufgeregt. »Diesen elenden, erbärmlichen Wicht, dieses Hühnchen, diesen Schwächling, diesen Menschen mit der Seele eines Kaninchens hat sie mir vorgezogen, mir — dem Händel einen Leszinsky —! Das ist ächt frauenzimmerlich, sie ist nicht einen Deut anders als die Uebrigen. Aber hat der Kerl mit ihr ein abgekartetes Spiel gemacht, um mich zu ködern und auszubeuten, hänge ich den Wicht auf, erwürge ich ihn mit meinen eigenen Händen!« So knirschte Händel und schritt zornglühend seiner Wohnung zu.

Er traf den Polen bei der Arbeit.

»He, Leszinsky!« schrie Händel, daß der Angerufene wie eine Feder aufschnellte. »Warum hat Er mir nicht gesagt, daß Seine Geliebte die Friseurin in der Cannonstreet ist?«

»Der Herr Kapellmeister haben mir jedesmal daß Wort abgeschnitten, wenn ich von ihr reden wollte,« erwiderte ziemlich verwundert über die Aufgeregtheit seines Herrn der Pole.

»Und wußte Er, daß ich seit einem Monat täglich in den Friseurladen ging?« fragte Händel.

»Ich wußte das, aber ich war bei den mir bekannten Ansichten des Herrn Kapellmeisters nicht eifersüchtig.«

Händel sah Leszinsky durchdringend an, in seiner Art tief im Grunde der Seele zu forschen, wohl eine halbe Minute lang, dann sprach er:

»Nun, es ist gut. Ich will's Ihm glauben, aber ein verheiratheter Mann paßt mir nicht zu meinem Schreiber. Er könnte mir meine Handschriften noch zu was Anderem als zu Perrückenscheiteln forttragen. Ich werde mich für Ihn bei der Zollschreiberei verwenden. Beende Er mir den ›Radamisto‹ und verschaffe mir einen andern ehrlichen, guten Schreiber. Ich bin Ihm nicht böse, aber einen Schreiber mit dem Anhang von Weibsleuten will ich nicht um mich sehen.«

Leszinsky war im höchsten Grade verwundert über den plötzlichen Umschlag in den Ansichten seines Herrn und er verließ noch an demselben Tage den Dienst Händel's, der ihm eine recht einträgliche Stelle bei der Salzschreiberei verschaffte.

Händel aber war jetzt wieder in der Lage, seinen Friseur wechseln zu müssen, und blieb fortan mit seinen Perrückenmachern unzufrieden bis an sein Ende, wie er auch nie wieder, so weit wir Kunde haben, sich verliebte, denn er starb 1759 unvermählt zu London.

# Das Maifest in Guadix.

## I.

Das spanische Provinzialstädtchen Guadix in Andalusien, am Fuße der himmelansteigenden Sierra Nevada gelegen, befand sich seit einigen Tagen in großer Aufregung. — Der Apotheker Simon Barca und der pensionirte Hauptmann Gomez Doblado hatten wieder Streit bekommen.

Dies war nun keine so ungewöhnliche Sache, daß darüber Jemand von der Bürgerschaft besonders sich aufzuregen hatte, denn der Apotheker und der Hauptmann lebten schon seit zwanzig Jahren in bitterer Feindschaft. Diesmal war jedoch die Tochter des Apothekers, Soledad, das schönste Mädchen von ganz Guadix, der Liebling der ganzen Stadt, der Gegenstand des Streites, und die gesammte Einwohnerschaft, die sich sonst sehr vorsichtig neutral in dieser Fehde hielt und Licht und Schatten höchst subtil abgewogen auf die beiden Kämpfer vertheilte, stand jetzt auf der Seite des Hauptmanns. — Simon Barca und Gomez Doblado gehörten nebst ewigen Weinkaufleuten zu den ersten Honorationen der Stadt

— der Apotheker durch seinen Reichthum, der Hauptmann seines Ranges und seiner Tapferkeit wegen, die ihm drei Orden und die volle Pension eingetragen; sie waren die Spitzen der Bürgerschaft aus dem Laienstande, die Höchstgeachteten, der Stolz und die Repräsentanten der Gemeinde, und ihre Stimmen gaben bei allen öffentlichen und sogar bei Privatangelegenheiten den Ausschlag, denn beide waren kluge, grundehrliche Männer, deren Meinungen in allen ehrenhaften Dingen stets zusamengingen, wenn auch persönlich der Hauptmann den Apotheker den Büffel und dieser jenen das Krokodil nannte, sie auf der Straße einander auswichen und sogar bei der Messe der Eine, so weit es die große Kathedrale erlaubte, östlich, der Andere, mit erhabener Verächtlichkeit gegen den Osten, westlich kniete. Die Bürger und Bürgerinnen von Guadix hatten sich bisher sorgfältig gehütet, an diese Feindschaft zu rühren, obwohl sie natürlich von allen großen und kleinen Dingen, die in der Stadt passirten, stets sofort lebhaft Notiz nahmen. Nun aber hatten sie den schmalen Streifen der Neutralität verlassen und hielten zu Don Gomez, dem Hauptmann, denn Simon war »hart und tyrannisch grausam« gegen die sanfte Soledad, und des Hauptmanns Sohn Eusebio ein so hübscher, solider und kecker Junge, dem Jedermann

das Beste gönnte und demnach auch die schöne und reiche Soledad, in welche Eusebio, wie die ganze Stadt dies behauptete, sich sterblich verliebt hatte. Diese unumstößliche Meinung und glänzende Parteinahme der Einwohnerschaft kam auf folgende, etwas eigenthümliche Weise an's Licht der Welt.

Der Sohn des vermögenden Weinkaufers Samsó, Don Louis, welcher eine heftige Leidenschaft für die schöne Soledad hegte, hatte Simon Baren verrathen, daß seine so sorgsam gehütete Tochter Soledad alle Morgen nach der Frühmesse mit Eusebio heimlich spräche, wodurch er in seinem Rechte als zukünftiger Bräutigam Soledad's geschädigt und beleidigt würde.

Simon Baren reizte dies heimliche, angeberische Wesen Don Louis' und er sagte deshalb: »Ihr habt noch keineswegs Grund, Euch als Bräutigam aufzuspielen, Louis.«

»Habt Ihr mir nicht versprochen, daß sie niemand Anderes als mich bekommen soll?« erinnerte schmeichlerisch, aber doch mit einem Tone, aus welchem Hartnäckigkeit und Leidenschaftlichkeit sehr merkbar hervorklangen, Don Louis.

»Ich, ja, aber Soledad weiß noch nichts von der Sache,« erwiderte der Apotheker.

»Soledad ist eine gehorsame Tochter,« entgegnete Don Louis mit etwas finsterem Blick.

»Das will ich hoffen,« brummte der Apotheker. »Ihr habt sie also wirklich und wahrhaftig oftmals heimlich mit Eusebio sprechen gesehen?« erkundigte sich jetzt Simon Baren bei dem jungen Mann und in seine dunklen Augen kam ein zorniger, düsterer Schatten.

»Sie drückten sich heut die Hände, und das sahen auch andere Leute,« gab Don Louis zurück.

»So — das ist gut — da werde ich einen Riegel vorschieben,« sagte Simon Baren; »geht jetzt, Don Louis, laßt mich allein, ich werde handeln.« Er verabschiedete sich von Don Louis mit einem kurzen Handwink und eilte finstern Blickes in sein Laboratorium.

Don Louis ging, ein triumphirendes Lächeln um seinen schmallippigen Mund, davon, dem Café auf dem Krautmarkte zu, wo um diese Zeit die gesammte feine Männerwelt von Guadix versammelt zu sein pflegte.

Simon Baren jedoch saß jetzt an seinem kleinen grün angestrichenen Schreibpulte und warf mit vor Erregung zitternder Hand folgende Zeilen auf das Papier:

»Herrn Hauptmann Gomez Doblado!

»Ihr Taugenichts von Sohn streicht meiner Tochter nach; ich werde ihn ohrfeigen, wenn ich ihn noch einmal nur in ihrer Nähe sehe. Sagen Sie ihm das



lieber selbst, bevor ich ihm auf diese Weise meine Meinung deutlich mache.

Simon Barca, Apotheker.«

Er faltete und siegelte dies Schreiben und schickte es durch seinen Lehrling in das Café am Krautmarkte, wo, wie er wußte, der Hauptmann jetzt Billard spielte.

Don Gomez empfing diesen Brief, öffnete ihn, überflog die Zeilen und wurde blaß. Darauf übergab er das Schriftstück schweigend seinem Partner im Spiel.

Der las es auch und fragte, ob der Herr Hauptmann wünsche, daß er den Inhalt hier kundmachen sollte.

»Ja!« sprach Don Gomez. »Der Brief schlägt nicht mich, sondern den Schreiber; er ist unritterlich und eines Spaniers unwürdig. Ich müßte mich nach Empfang dieses Schreibens mit Herrn Simon Baren schlagen — das verlangt meine Ehre: da ich aber weiß, daß jener Herr keine Waffe führen kann, würde es unrecht sein, wenn ich ihn forderte. Die einzige Genugthuung also, welche ich mir verschaffen kann, besteht darin, daß ich diesen Brief Allen zeige, die ihn sehen wollen, und meine Mitbürger zu Richtern in dieser Angelegenheit mache.«

Der Brief wanderte von Hand zu Hand in dem Café und kam auch zu Don Louis, der eben eingetreten war.

Er blickte hinein und ein eigenthümliches Lächeln überflog sein mageres braunes Gesicht.

»Simon Baren ist ein heftiger Mann, aber als Vater hat er das Recht, einen ihm mißliebigen Freier von seiner Tochter fern zu halten,« äußerte Don Louis.

Es erhoben sich zwanzig Stimmen. »So!« rief man ihm aufgeregt und heftig entgegen — »und das Recht, einem Ehrenmann einen solchen Brief zu schreiben, und einen Ehrenmann wie den Eusebio einen Taugenichts zu nennen!« — Solche Worte schallten von allen Seiten.

Don Louis merkte, daß man nicht auf seiner Seite stand, daß die Leute für seinen Nebenbuhler Sympathieen hatten. Und haßte er Don Eusebio schon, weil dieser schön, ritterlich und bei allen Damen beliebt war, während man ihm, dem von der Natur körperlich sehr kärglich Ausgestatteten, recht kalt entgegenkam, so stieg sein Groll über den stattlichen Hauptmannssohn zur wilden Wuth; aber er war klug genug, davon jetzt nichts merken zu lassen. »Ob Don Simon das Recht hat, einen solchen Brief zu schreiben, das weiß ich nicht, das gelüstet mich auch gar nicht, zu untersuchen; jedoch hat jeder Vater das Recht, über die Hand seiner Tochter zu bestimmen,« beharrte er trotzig, herausfordernd.

»Nein, das hat er nicht,« schallte es ihm entgegen und eine Schaar junger Männer drängte sich um sein Tischchen; »die Frauen sind hier keine Sklavinnen, es gibt Rechte des Herzens, die geachtet werden müssen. Kein edler Mann wird ein Weib zwingen, mit einem ungeliebten Mann vor den Priester zu treten — und wenn die edle Jungfrau Donna Soledad Don Eusebio liebt, gibt es kein Gesetz, nach welchem der Vater sie zwingen kann, einen Andern zu heiraten!« So stritt man erregt gegen Don Louis.

»Meine Herren,« nahm jetzt der Hauptmann das Wort, »diese Wendung des Gesprächs ist mir sehr peinlich. Ich hätte gewünscht, daß man den Namen der edlen Jungfrau hier in Verbindung mit dem meines Sohnes nicht genannt hätte, da dies nun aber einmal geschehen, sehe ich mich zu der Aeußerung veranlaßt, daß der Vater zwar kein Recht des Zwanges hat, daß jedoch eine wohlerzogene Dame, die Tochter eines guten Hauses den wohl erwogenen Wünschen des Vaters gehorsamen soll.«

Man suchte die Meinung des Hauptmanns zu widerlegen und zu modifiziren, dieser jedoch wich einer weitem Besprechung dieses Gegenstandes aus, nahm das Schreiben wieder an sich und verließ das Lokal.

Eine Stunde später wußte die ganze Stadt wortgetreu den Inhalt des Briefs und was in dem Café gesprochen worden. Das Benehmen des Hauptmanns gewann ihm auch die Zustimmung aller Eltern, — die der Unverheirateten hatte das junge Liebespaar schon der Romantik seines Verhältnisses wegen — und so geschah es, daß in der neuen Fehde der beiden alten Gegner ganz Guadix für Don Gomez Doblado Partei nahm.

## II.

Don Eusebio Doblado war ein großer, schön gewachsener junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren: er sah seinem Vater sehr ähnlich, hatte wie dieser ein frisches, ovales Gesicht, große, runde braune Augen und eine Adlernase. Er war ein echter, südspanischer Caballero, gewandt, rasch und etwas keck und von feuriger, jedem Eindruck stark sich hingebender Gemüthsart; seiner Erscheinung und seinem Charakter nach hätte er viel eher zum Beruf seines Vaters gepaßt als zum Waffenschmied, welches Gewerbe er seiner Mittellosigkeit wegen ergriffen. Jetzt war er Besitzer einer kleinen Dolchfabrik, die er

mit Hülfe des Kredits einiger seiner vielen Freunde und Gönner etablirt, und konnte mit dem Gewinn des ersten Jahres wohl zufrieden sein, denn die kleine Fabrik verfertigte gesuchte Waare und hatte immer vollauf zu thun. Don Eusebio war schön, solid, ein fleißiger, strebsamer Geschäftsmann, demnach eine sehr gute Partie, und vieler Mütter Gedanken richteten sich deshalb auf ihn, und vieler hübschen Töchter Augen weilten mit Interesse auf seiner ritterlichen Erscheinung. Don Eusebio aber war liebenswürdig, galant und zu allen Ritterdiensten stets bereit, jedoch bei einer Dame dies gerade so wie bei der andern, gleich bei alten wie bei jungen, verheirateten und ledigen; er machte viele im Geheimen seufzen seines unbezwinglichen Herzens wegen, bis mit einem Male das Räthsel seiner Unbezwinglichkeit gelöst war und die ganze Stadt wußte, daß der allbeliebte, stattliche Hauptmannssohn die Tochter des Feindes, die sanfte Soledad liebte. Es muß nun zum Lobe der Guadixer gesagt werden, daß weder Mütter noch Töchter, obwohl sie ja in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht wurden, Don Eusebio grollten, im Gegentheil, man sprach gut von ihm wie bisher, lobte seine Wahl und gönnte ihm von Herzen die reiche Apothekerstochter, indem man sagte, die beiden schönsten jungen Menschenkinder der Stadt seien wie

für einander geschaffen und das Vermögen des Mädchens käme der aufblühenden Fabrik sehr zu Statten und wäre bei dem fleißigen, soliden Mann gut geborgen; auch würde man sich freuen, so äußerte man sich allgemein, wenn hiedurch die beiden so hervorragenden Bürger sich versöhnten.

Die beiden hadernden Väter jedoch waren durchaus nicht der Meinung ihrer Mitbürger.

Simon Barca hatte, kurz nachdem er den verhängnißvollen Brief fortgeschickt, bereut, was er gethan, er fühlte, daß er dadurch den Vater, der möglicherweise von der Liebschaft des Sohnes gar nichts wußte, schwer beleidigt, besonders weil er den Brief in's Kaffeehaus gesandt; dann aber, als er erfuhr, wie der Hauptmann der Sache Oeffentlichkeit verliehen, die ganze Stadt zum Richter über sein Thun gemacht und die allgemeine Sympathie für sich und das Liebespaar gewonnen, kannte sein Zorn und seine Wuth keine Grenzen. Er berief durch die alte Wirthschafterin — seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben — Soledad zu sich und fuhr die Ahnungslose hart an.

»Du führst dich schön auf!« rief er ihr mit zornfunkelnden Augen entgegen. »Auf den Dächern pfeifen die Dohlen von deiner Liebschaft, an jeder

Straßenecke kannst du's hören, wie du Schimpf und Schande auf dich und mich gehäuft.«

»Wovon sprichst du, Vater?« fragte jetzt ruhig, ihre tief dunkelblauen Augen zum Vater erhebend, Soledad.

»Nun, wovon sonst als von deiner Liebschaft mit dem hergelaufenen Burschen, Eusebio,« fuhr Simon Barca zornbeugend fort. »Stelle dich nur nicht so und spiele keine Komödie.«

»Ich spiele nie Komödie,« sagte darauf ernst das Mädchen. »Ich weiß nichts von einem Verhältniß. Ich habe mit dem Eusebio, den ich seit meiner Kindheit kenne, was du weißt, gesprochen; ich sehe ihn gern, ich achte ihn hoch, denn er ist ein edler Mann und er spricht oft mit mir, weshalb sollte er das nicht? — Wir sind nicht verfeindet wie unsere Väter. Aber was ich zu ihm und was er zu mir gesprochen, das hättest du auch hören können, Vater.«

Diese Auskunft gab Soledad so ruhig, so sicher, mit einem solchen Ton der Wahrheit und einem so offenen Ausdruck ihres feinen, schönen, blassen Gesichts, daß Simon Barca davon tief betroffen wurde: er zweifelte keinen Augenblick mehr an der Wahrheit des Gehörten und sah ein, daß er in seiner Leidenschaft und Uebereilung einen schweren Fehler begangen und einzig und allein schuld war an den Gerüchten, welche

jetzt die Stadt durcheilten und seine Tochter schwer in's Gerede brachten.

Er biß sich auf die Lippen und senkte die Augen starr zur Erde, er sann und überlegte, wie hier Abhülfe zu schaffen, aber es fiel ihm nichts ein, wodurch er die Sache nicht noch ärger machte, und er beschloß, vorläufig gar nichts zu unternehmen, seine Tochter jedoch doppelt und dreifach zu hüten.

»Es mag sein wie es will,« fuhr er daher erregt auf, »Du bist einmal im Munde der Leute mit diesem eitlen Laffen und es ist selbstverständlich, daß du ihn vermeiden mußt, um den Klatschereien keine Nahrung zu geben: du wirst jetzt nur zur Messe gehen, wenn ich dich begleite.« Mit diesen Worten verabschiedete Don Simon sich von seiner Tochter, die sehr nachdenklich in ihr kahles Zimmer zurückkehrte, wo sie jetzt überlegte, ob der schöne, liebenswürdige Eusebio, der so fleißig und gewissenhaft war, für so tugendhaft gepriesen wurde, den Alle so gern hatten, wirklich ein hergelaufener, dummer Mensch und ein eitler Laffe wäre, wie der Vater ihn genannt, und ob er nicht viel gescheidter und anziehender als alle übrigen jungen Leute, die sie kannte.

Don Gomez, der Hauptmann, dagegen hatte sich von dem Café direkt in die Fabrik seines Sohnes begeben, er berief ihn in das Privatzimmer und sprach



ihn mit tief erregtem Tone an. »Eusebio,« begann er, »ich hätte nie geglaubt, daß du hinter dem Rücken deines Vaters ein Verhältniß unterhieltest. Würdest du mir, wie es deine Pflicht ist, nur eine Silbe davon mitgetheilt haben, hättest du solche häßliche Prädikate nicht erhalten und mir diese Beleidigung erspart — da lies!« Und der Hauptmann überreichte den Brief Barca's seinem Sohne.

Eusebio athmete tief und schwer auf — dann antwortete er, das Schreiben dem Vater zurückgebend: »Der Brief enthält zwei Lügen: erstens, daß ich der Sennora Soledad nachstreiche und zweitens, daß ein Verhältniß zwischen uns besteht, wie aus dem ganzen Ton des Schreibens zu sehen. Ich sprach mit Sennora Soledad, wenn ich sie traf, weil ich keinen Grund habe, ihr auszuweichen, sie gefällt mir vor allen Anderen — ja, ich liebe sie, Vater, denn sie ist ein schönes, edles Mädchen, aber ihr absichtlich begegnet bin ich noch nie, noch nie habe ich ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen.«

»Jetzt spricht schon die ganze Stadt von euch als einem Liebespaar — das Mädchen ist im Munde aller Leute und du mit ihr desgleichen,« entgegnete der Hauptmann bekümmert.

»Es ist mir leid um die arme Soledad, jedoch nicht leid meinerwegen,« antwortete Eusebio. »Gebe der

Himmel, daß die Stadt die Wahrheit redet — führe ich jemals ein Weib heim, so ist es Soledad. Und hat Soledad die gleichen Gefühle für mich, wie ich solche für sie hege, so wird mich nicht die Feindschaft der Väter hindern, dem Zuge meines Herzens zu folgen.«

»Das ist traurig,« meinte darauf der Hauptmann. »Simon Barca wird nie zugeben, daß mein Sohn seine Tochter heiratet, und ich will nicht, daß es einst heißen soll: mit dem Reichthum meines Feindes hat mein Sohn sich aufgeholfen, denn das würde der Apotheker aussprengen und die Leute würden es glauben — das wäre ein Flecken auf unserer Ehre, Eusebio.«

»Gräme dich nicht um diesen Flecken, Vater,« sprach jetzt der Sohn. »Ich nehme Soledad auch ohne eine Peseta, und wenn sie mich liebt, worüber ich noch nichts weiß, wird sie die paar Jahre warten, bis ich mich weiter emporgearbeitet habe — sie ist noch jung und ich bin jung, Vater.«

»Ich habe nichts gegen die Jungfrau Soledad,« entgegnete jetzt der Hauptmann, »sie ist ein schönes, liebenswerthes Mädchen, aber eine Verbindung mit dem Hause Barca sagt mir nicht zu, und ich hätte lieber gesehen, du würdest Dir ein anderes Mädchen erwählt haben. Es stehen dir die besten Familien offen und Mütter wie Töchter würden dich, wo du anpochst, mit Freuden als Freier willkommen heißen. Uebrigens

bist du majorenn und es ist nur eine Sache kindlichen Gehorsams, wenn du auf die Wünsche und Ansichten deines Vaters Rücksicht nimmst.« Damit hatte die Unterredung zwischen Don Gomez und Don Eusebio ein Ende.

Vater und Sohn gingen wenig befriedigt von ihren beiderseitigen Meinungen auseinander.

### III.

Während es nun in den Familien des Apothekers und des Hauptmanns klar feststand, daß Eusebio und Donna Soledad durchaus noch kein Paar waren — und zwar dies sowohl bei den Vätern wie bei den Kindern — herrschte in der Stadt Guadix, die sich mit merkwürdigem Eifer dieser Sache annahm, die unumstößliche Meinung, daß die beiden jungen Leute sich auf's Herzlichste liebten und nur durch die Grausamkeit und Härte des Apothekers dies Verhältniß ein Hinderniß fand.

Die Einwohnerschaft von Guadix machte diesen Fall zu einer nationalen und städtischen Herzensangelegenheit, und Alles sann darüber nach, wie der Widerstand des Don Simon zu brechen und

die beiden jungen Leute glücklich zu vereinigen seien. Man vermied es aus Zartgefühl, mit dem armen Don Eusebio von seiner unglücklichen Liebschaft zu sprechen, und betrachtete ihn wie den Vater, welchen man für nicht so hartherzig hielt, nur mit großem Mitgefühl. Gegen Don Simon Barca jedoch ward man noch aufgebrachter, als man bemerkte, daß er jetzt selbst seine Tochter zur Messe begleitete und keinen Schritt von ihrer Seite wich; und da Soledad nicht mehr auf der Promenade zu erblicken war, auch nicht bei der Prozession zur Vorfeier des Jesusknabenfestes, das in den nächsten Tagen begangen werden sollte, sich sehen ließ, nahm man an, daß der Apotheker seine Tochter eingeschlossen hielt. Darin traf man auch ziemlich das Richtige. Don Simon verbot seiner Tochter, sich jetzt zu zeigen, um den »widerwärtigen Gerüchten« keine Nahrung zu geben. Sennora Soledad folgte gehorsam dem Gebot des Vaters, sann aber lange und tief darüber nach, ob denn das Gerücht so »widerwärtig« sei und ob es wirklich so schrecklich wäre, falls das, was die Leute sprächen, Wahrheit sein würde. Und Soledad kam zu der Ansicht, daß das Mädchen selig sein müßte und vor allen anderen zu beneiden sei, welches den herrlichen Eusebio zum Mann bekäme.

Bei der vom Weltverkehr fernen Lage von Guadix hat diese kleine Stadt sich ganz ihren altspanischen Charakter und ihr patriarchalisch kleinstädtisches Leben und Treiben bewahrt, aber auch uralte Sitten und Gebräuche festgehalten, welche im übrigen Spanien die eindringende Kultur längst weggefegt. Guadix jedoch, geschieden vom Meer durch die steilen, viel tausend Fuß hohen Felsenmauern der Sierra und von Granada, der Provinzialhauptstadt, durch große Entfernung, schlecht passirbare Berge und Thäler und oft reißende Bergströme getrennt, war — seit der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt und das ist noch gar nicht so lange her — eine kleine Welt für sich. Die Weinbauern, Waffenschmiede und Weinhändler, aus welchen die Bevölkerung sich zusammensetzte, wußten und wollten nichts wissen von modernen Neuerungen; sie waren naivgläubig in kirchlichen Dingen und fühlten und dachten andalusisch-ländlich und alterthümlich in Allem. Daher feierten sie ihre Feste, die sämmtlich einen kirchlichen Grundcharakter hatten, treu der Jahrhunderte alten Ueberlieferung gemäß und waren höchst eifersüchtig auf die Reinhaltung und althergebrachte Ausübung der Gebräuche. Nicht nur das städtische Leben war seit einem Jahrhundert vielleicht das gleiche geblieben, sondern auch die

Volksfeste, deren es eine hübsche Zahl das Jahr über gab, hatten einen urwüchsig südspanischen Charakter, und was man vor zwei Jahrhunderten in Guadix dabei that, das mußte auch jetzt stets wieder in der gleichen Weise geübt werden. So hielt man es mit dem Jesusknabenfeste, dem Feste des Knaben mit der Weltkugel, wie es in Guadix hieß, das alljährlich im Mai stattfand.

Von dem Feste konnte sich Niemand ausschließen, am allerwenigsten die beiden so bekannten Bürger Simon Barca und Gomez der Hauptmann, man hätte das nach dem Vorgefallenen für Feigheit angesehen und daraus geschlossen, daß sie sich schämten, sich vor der Bürgerschaft sehen zu lassen. Natürlich durften sie auch die Kinder von dem allgemeinen großen Volksfest nicht fern halten, erstens aus religiösen Gründen und dann, weil durch eine solche Maßregel diese Angelegenheit, welche durch die Zeit in Vergessenheit gerathen sollte, von Neuem aufgefrischt worden wäre und neuerdings wieder Stoff zum Reden darüber gegeben hätte. Eine Annäherung der beiden jungen Leute war jedoch bei dem originellen Gebrauche des Festes nicht zu vermeiden, und so beschlossen denn die feindlichen Väter, an dem Feste wie immer sich zu betheiligen und zu thun, als ob sie gar keine Kinder hätten und von dem

Geschwätz in der Stadt kein Wort wüßten. Sie fühlten, daß hiebei sehr bedenkliche Wendungen eintreten könnten, denen gegenüber sie für den Augenblick machtlos waren; sie vertrauten aber ihrem guten Glück und dachten nach dem Feste etwaige unliebsame Zwischenfälle wieder auszugleichen.

Das Fest des Knaben mit der Weltkugel bestand aus einer großen feierlichen Prozession und dem sogenannten Lotterieball außerhalb der Stadt bei den Weinkellern.

Es sollte in diesem vielversprechenden Frühjahr besonders großartig gefeiert werden.

Der fünfte Mai, der Tag des Festes, war da. Eine tiefgoldene Sonne sendete heißen Schein auf die von leisem blauem Duft umwobenen Felsmauern der Sierra, sie lachte in den Weinbergen der Stadt, wo das Laub der Reben üppig sich entfaltete, und küßte mit glühendem Athem die überquellende Pracht von Rosen, welche in den Gärten und an den Kaktushecken der Gehöfte blühten und dufteten.

Fast wetteifernd mit der leuchtenden Frühlingspracht der Natur hatte die kleine Stadt mit bunten und festlich schimmernden Farben sich geschmückt. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen hingen bunte Tücher, Decken und Teppiche herab, Blumenvasen faßten diese ein und auf den Straßen, an

den Häusern standen große Büsche Thymian, der Boden der Gassen war bedeckt mit wohlriechender Minze, Cyperngras und stark duftendem Pfriemkraut, so daß man gar keine Steine sah. Die Glocken der Kirche läuteten hell in die sonndurchglänzte Luft hinaus. Die Stadtmusik sammelte sich bei der Kirche Santa Maria, die Domherren, die Chorknaben, die geistlichen Körperschaften und die Bruderschaft des Knaben mit der Weltkugel, die in Paradeuniform gekleideten Nationalgardisten, große rothe Wollbüsche auf dem Dreimaster, begaben sich zur Kirche. In den Straßen wimmelte es von weißgekleideten Mädchen mit Rosen in den Händen und in den Haaren, nach der neuesten Mode gekleideten jungen Herren und von Buben, die knatternde Schwärmer in die Luft warfen und mitten in dem Trubel unzählige Raketen prasselnd und zischend aufsteigen ließen.

Den Mittelpunkt der gewaltigen Prozession bildete der Jesusknabe mit der Weltkugel, eine schöne Statue aus der Kirche Santa Maria, die, mit kostbaren Kleidern und vielen Geschenken behangen, auf einer Bahre getragen wurde, umgeben von der Bruderschaft des Jesusknaben mit der mächtigen goldgestickten Standarte.



Die Musik blies, die Lichter brannten röthlich in der stillen Luft, die Ordner hielten die vergoldeten Stäbe feierlich hoch, die Chorknaben schwenkten die Weihgefäße, die Männer sangen und unter verstärktem Glockengeläute und dem Prasseln und Zischen der Unzahl Raketen bewegte sich der glänzende Zug gemessenen Schrittes hinaus zu dem Festplatze an den Weinkellern.

Der Apotheker Simon Baren ging unter den Ehrenbürgern der Stadt, der Hauptmann Gomez vertrat die Armee. Soledad in weißem Kleide und weißer Mantille, einen Kranz rother Rosen auf dem goldblonden Haar, schritt unter den Jungfrauen, Eusebio, seine Kerze in der Hand, unter den Jünglingen, neben ihm ging Don Louis Samsó, mit glühenden Augen und leidenschaftlich zuckendem Munde unruhig und verstohlen den schönen Hauptmannssohn an seiner Seite beobachtend, der von dessen Nebenbuhlerschaft hinsichtlich der lieblichen Soledad keine Ahnung hatte und ein ganz ruhiges, der Feierlichkeit angemessenes Gesicht zeigte.

Man war auf dem Festplatz angekommen, einem freundlichen Thal, umgeben von gelbröthlichen Kalksteinfelsen, von deren Gipfeln die frischbelaubten Reben in heiterem Sonnenlichte glänzten, während unten die Eingänge zu den Felsenkellern mit

Blumengewinden verziert waren. Die Keller waren offen, man schaffte Wein herauf und ein zahlreiches Publikum der besseren Stände, meist die Besitzer dieser Lager, saß auf Bänken und Stühlen, die vor diesen Kellern aufgestellt waren, als Zuschauer und Theilnehmer der Festlichkeit.

In der Mitte des Platzes stand auf einem mit kostbarer Decke bekleideten Altar das Jesuskind mit der Weltkugel, zu seinen Füßen aufgehäuft all' die Geschenke der Bürgerschaft zu diesem Feste, welche jetzt zum Nutzen der Bruderschaft versteigert werden sollten.

Einen weiten Kreis um den Altar bildeten die niederen Bürger und das Landvolk; die Männer in weißen Kniestrümpfen, rothe Binden um den Leib, die Hüte mit Blumen geschmückt, die Frauen und Mädchen mit vielfaltigen gelben, rothen, grünen Röcken und sammetnen Miedern — sie zählten nach vielen Tausenden.

Am Altar hatten sich, einen aufgelösten Ring bildend, die Theilnehmer der Prozession aufgestellt, die Mädchen und die Bruderschaft; die Musik spielte, Schüsse donnerten, Glocken läuteten und die Versteigerung der Geschenke begann.

Das war eigentlich nur Belustigung für das niedere Volk, denn die Geschenke bestanden aus Rosinen- und

Feigenschnüren, in Oel gebackenen Kuchen und in Bündeln, von getrockneten Aepfeln. Die Gebote gingen nicht hoch — die Landleute kauften die Leckereien und schmausten gleich ihren Gewinn und tanzten dann derbe Nationaltänze nach den Klängen der Musik, wobei das behäbige Springen der drallen Bauernmädchen viel Heiterkeit erregte.

Jetzt traten die Domherren vor. Der Aelteste dieser geistlichen Körperschaft hielt eine Ansprache, in welcher er die Bedeutung des Festes erläuterte, als Frühlingsfeier, in welcher Christus als heranblühendes Kind die Sorgen der Welt schon auf seine Schultern nimmt, und dann erklärte, daß es bei dieser Feier gehalten werden soll nach altem Brauche und die Tänze versteigert werden zu Gunsten der Bruderschaft des Jesuskindes, die den Ertrag zu Werken der Mildthätigkeit und Krankenpflege verwende wie alle Jahre seit Menschengedenken.

Begeisterte Jubelrufe, welche die Felsen ringsum erdröhnen machten, antworteten auf diese Ankündigung und es kam eine gewaltige Bewegung in die Volksmassen.

Der Führer der Bruderschaft erschien auf den Stufen des Altars, Trompeten bliesen einen Tusch und Ruhe trat ein.

Es wurde ein Tisch herbeigetragen mit drei großen Holzschüsseln für Kupfer-, Silber- und Goldmünzen, an dem Tisch nahmen zwei Domherren und der Alcalde von Guadix Platz.

Die Musik spielte nun den Fandango, die Jungfrauen und Frauen der Prozession ordneten sich in einer langen Reihe auf dem für den Tanz freigehaltenen Raum gegenüber den Jünglingen und Männern, die sich ebenso aufstellten und eine heitere, erwartungsvolle Stille herrschte auf dem Platze.

Alles lauschte und sah gespannt auf die weißschimmernden, blumengeschmückten Damen und warf neugierige Blicke zu den in Schwarz gekleideten jungen Männern.

Da erhob sich eine laute Stimme aus dem Kreise der Zuschauer, sie rief vernehmlich über den ganzen Festplatz:

»Eine Peseta, daß die Jungfrau Soledad Barca mit dem Sennor Eusebio Doblado tanzt.«

»Zehn Pesetas, daß sie mir mir tanzt,« bot da, plötzlich hervortretend, Don Louis.

Soledad, welche bei dem ersten Gebot roth wie Purpur geworden war, zuckte bei den Worten Don Louis' zusammen und warf einen erschreckten Blick auf den häßlichen jungen Mann, dessen Gesicht vor leidenschaftlicher Aufregung ganz fahlgelb aussah.

»Zwanzig Pesetas,« rief da eine Stimme, »daß Donna Soledad mit Don Eusebio tanzt!«

»Hundert Pesetas für den Tanz!« stieß Don Louis mit vor Leidenschaft heiserem Ton hervor und seine Augen brannten wie glühende Kohlen zu Soledad hinüber.

Murmeln entstand in dem Zuhörerkreis. Dann trat eine Gruppe junger Männer zusammen. »Zweihundert Pesetas für diesen Tanz!« ertönte laut das Gebot aus diesem Kreise Don Louis entgegen.

»Nein, tausend Pesetas, daß Soledad mit Don Louis Samsó tanzt!« rief jetzt ingrimmig der Apotheker dazwischen. Soledad erbebte und schauderte, als sie das hörte und Don Louis' ganz verzerrtes Gesicht sah. Mit einem Male schien sie zu begreifen, was dies Bieten des ihr stets widerwärtigen Mannes und die Einmischung des Vaters zu bedeuten hatte; deshalb hatte er den Kaufmannssohn in der letzten Zeit so freundlich behandelt und öfter so lange Unterredungen mit ihm gehabt. Wie ein Schleier fiel es ihr von den Augen, das war der Freier, den der Vater für sie ausgesucht, es ging ihr wie ein Dolchstoß durch das Herz, sie mußte sich gewaltsam aufrecht erhalten, um nicht umzusinken. Sie warf einen Blick auf Don Eusebio — ein heftiger Schmerz, eine heiße Blutwelle voll unendlichen Wehs strömte in ihr Herz und sie

wußte mit einem Male, daß sie den schönen und edlen Don Eusebio liebte, den sie jetzt verlieren sollte.

Mit starren, weit geöffneten Augen und bebend geöffneten Lippen blickte der Hauptmannssohn auf Soledad.

Tausend Pesetas hatte der Apotheker geboten. — »Nein, elfhundert, zwölfhundert!« rief er jetzt.

Da tönte aus hundert, ja aus tausend Kehlen: »Eine Peseta für Don Eusebio! Eine Peseta! Eine Peseta!« Und es regnete von den Einwohnern der Stadt, Männern und Frauen, Bauern und Bürgern, die sich wild an den Tisch drängten, Münzen in die Schüssel. Als das Wogen etwas nachgelassen, zählte der Alcalde — es waren über dreitausend Pesetas für den Tanz Eusebio's mit Donna Soledad.

»Dreitausendundsechsvierzig Pesetas,« verkündete jetzt der Alcalde, für den Tanz Don Eusebio's mit Jungfrau Barca!«

»Viertausend!« rief der Apotheker.

Allgemeine Stille.

»Ist das Geld baar zur Stelle?« erkundigte sich darauf der Alcalde.

»Nein,« antwortete der Apotheker, »ich trage eine solche Summe nicht bei mir.«

»Dann wird das Gebot nicht angenommen,« erklärte der Alcalde, »denn es ist voriges Jahr passirt,

daß eine Summe nachher nicht bezahlt wurde.«

»Ich leiste Bürgschaft,« mischte sich darauf hervortretend der reiche Vater Don Louis', den die Blamage seines Sohnes ärgerte, in diese Verhandlung.

»Schriftlich?« fragte der Alcalde.

»Schriftlich,« erwiderte Don Samsó, trat an den Tisch und unterzeichnete.

»Also viertausend für Don Louis Samsó!« verkündete der Alcalde.

Großer Lärm, Schreien, Schelten, Lachen und wieder drängten sich jetzt Haufen von Bauern und Bürgern an den Tisch und warfen gellend »Eusebio! Don Eusebio!« schreiend, Geld in die Schalen.

Es wurde gezählt. — »Zehntausendundzwanzig Pesetas für Don Eusebio!« rief der Alcalde aus.

Eine athemlose Stille lag jetzt wieder über all' diesen erregten Menschen. Von den Sitzen vor den Kellern war man aufgestanden, zu dem Riesenkreis der Zuschauer getreten und hatte sich an dem Kampf betheilig; Reich und Arm, Jung und Alt, Vornehm und Gering war für das interessante Liebespaar.

»Zehntausendundzwanzig!« wiederholte der Alcalde.

Alles schwieg. — Die Sonnenstrahlen spielten auf dem menschengefüllten Platze und tanzten auf dem Rosenkranze Soledad's, die zitterte und bebte, und

flimmerten lächelnd auf dem braunen Scheitel Don Eusebio's, der den Hut in der Aufregung abgenommen und starr wie eine Bildsäule stand.

Der Apotheker sowohl wie Don Samsó hatten eingesehen, daß sie gegen die ganze Stadt nicht aufkommen konnten, auch hoffte Don Simon, daß der Skandal am schnellsten sich legen würde, wenn er Soledad mit dem verhaßten jungen Mann tanzen ließe. Auch Don Louis, der sehr geizig war, redete, zornsprühende, wutherfüllte Blicke auf seinen Nebenbuhler werfend, seinem Vater ab, weiter zu bieten.

»Kein höheres Gebot?«  
forschte jetzt der Alkalde.

»Kein Gebot weiter?« wiederholte er. »Dann wird Don Eusebio jetzt mit Donna Soledad tanzen,« schloß der Alkalde, der Musik einen Wink gebend.

Ein tobender Beifallsjubel folgte dieser Verkündigung, die Musik hub schmetternd wieder an und Eusebio trat aus der Reihe der jungen Männer, schritt auf die zitternde, den Blick zur Erde senkende Soledad zu, reichte ihr die Hand und führte sie in die Mitte des Platzes.

Der Tanz begann, er bestand aus Zueinander- und Voneinanderschreiten der Tanzenden, sie näherten sich und gingen zurück, sie wichen aus und begegneten sich nach rechts und links, fast feierlich, gemäß dem



Takte der Musik. Darauf tanzten sie einen Rundtanz, in dem Eusebio seine Tänzerin in den Arm nahm, und dann eine Verbeugung — und der Tänzer hatte das Recht, die Dame zu küssen.

Hier zögerte Don Eusebio. Da rief die Volksmenge tausendstimmig: »el Beso! el Beso!« — der Kuß, der Kuß — »er ist mitgesteigert!« Und Don Eusebio breitete die Arme aus und Donna Soledad stürzte sich, weinend und schluchzend, dem Geliebten entgegen, leidenschaftlich, schmerzlich Küsse gebend und solche empfangend. Der lautlosen Stille, die nach dem Ruf: »Beso! Besoo!« entstanden, folgte jetzt ein brausendes Beifallsrufen.

Eusebio war ganz bestürzt durch die That Soledad's; er hatte keine Ahnung gehabt, was in den wenigen Minuten im Herzen des Mädchens jetzt vorgegangen, wie während des Kampfes der beiden Nebenbuhler sie sich bewußt geworden, daß sie den Eusebio liebte — mit der ganzen Glut ihrer neunzehnjährigen, andalusischen Seele liebte und daß die Angst und das Bangen, Fürchten und Hoffen, welches auf sie einstürmte, und vor Allem der Kummer, daß ihr Vater ihr den Geliebten nicht lassen würde, ihre Neigung zur Leidenschaft gesteigert und ihr fast die Besinnung geraubt hatte. Jetzt war das Unerhörte geschehen — das Mädchen hat nicht bloß

den hergebrachten Kuß erduldet, sondern diesen leidenschaftlich erwidert und damit vor Allen gezeigt, daß sie den Mann liebte.

Todtenbleich stand der Apotheker da — bleich und schwer athmend der Hauptmann — die Hände geballt und sein mageres braunes Gesicht verzerrt Don Louis.

Darauf ging der Oberste der Bruderschaft hin zu Don Gomez dem Hauptmann, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu Don Simon dem Apotheker und sprach laut, während das Liebespaar noch Arm in Arm verlegen und die Blicke zur Erde gesenkt regungslos in der Mitte des Tanzplatzes verharrte: »Liebe Mitbürger! Unter der Standarte des Jesusknaben, des Knaben mit der Weltkugel, hat diese Verlobung eines edlen, braven, gut beleumundeten, tugendhaften Menschenpaares stattgefunden. Es geschah sichtbar ganz ohne ihr Zuthun. Eine höhere Macht hat dies Alles gefügt — beugt euch dieser, laßt euren unchristlichen Zorn fahren, versöhnt euch durch die Kinder — dies ist sichtlich der Wille des Himmels und der Wunsch der gesamten Bürgerschaft der Stadt, welche der Jesusknabe zu seinem Werkzeug erwählt, dies Wunder zu vollbringen.«

»Versöhnt euch, liebe Männer, versöhnt euch!« riefen da tausend Stimmen von Bürgern und Bauern, Städtern und Landleuten, die zum Feste

herbeigeströmt. »Versöhnt euch im Namen des Jesuskindes!«

Da stürzten Thränen aus den Augen des Hauptmanns, er reichte beide Hände dem Apotheker; der zögerte noch einen Moment — dann ergriff er sie aber plötzlich heftig — und nun lagen sich die beiden Männer in den Armen und das Volk jubelte und die Jungfrauen der Prozession umringten das Brautpaar und brachten es zu den Vätern, die Musik blies Tusch auf Tusch — die Bruderschaft machte vergnügte Gesichter, denn noch nie war ihre Kasse so gefüllt wie heute.

Der Alkalde und die Domherren waren aufgestanden und gingen zu den Versöhnten; sie gratulirten ihnen in doppelter Hinsicht — zu ihrer endlichen Versöhnung und zu der Gnade, die der Himmel ihnen an ihren Kindern erwiesen.

Es wurden jetzt noch viele Tänze versteigert, das Publikum schenkte ihnen aber keine Aufmerksamkeit mehr. Die Helden des Tages waren Donna Soledad und Don Eusebio. Sie mußten noch oftmals tanzen vor dem ganzen Volk, jedoch Niemand überbot die Peseta, die wir in die Schalen geworfen, sie mußten sich noch mehrmals küssen — aber plötzlich waren sie, lange bevor das Fest zu Ende, mit ihren Vätern verschwunden. Am Abend aber war die Stadt zu

Ehren dieses Ereignisses glänzender illuminirt als seit vielen Jahren, und es wurde so viel Feuerwerk abgebrannt, daß die Nationalgardisten zur Abwehr kommandirt werden mußten, weil man fürchtete, die Jugend werde die ganze Stadt in Brand stecken.

**Intermezzo.**

# **Menageriebilder.**

## **I. Hyronimus**

Im Jahre 1867 fand ich mich durch das Fallissement eines Handelshauses in Buenos Ayres plötzlich als Mitbesitzer einer in Europa herumreisenden Menagerie. Ich mußte trotz meines Schreckens lachen, als mir die Mittheilung gemacht wurde. Ich hatte zwar einmal eine Heerde Elephanten aus einer Entfernung von etwa einer englischen Meile mäschenstill betrachtet, auch mit keineswegs objektivem Gemüthszustande von einem großen bengalischen Tiger mein Wagenpferd zerreißen sehen — im Uebrigen aber wußte ich von derartigen Bestien, ihrer Behandlung in der Gefangenschaft und dem Geschäftsbetrieb einer herumziehenden Menagerie ungefähr so viel wie ein Rabe von italienischer Opernmusik. Die Welt ist rund und dreht sich! dachte ich, und beschloß, mich ebenfalls zu drehen, das heißt: ich dampfte fort nach Verona, wo die Menagerie damals ihre Zelte aufgeschlagen hatte.

Ich fand die Anstalt recht bedeutend und war überrascht von der Schönheit und guten Auswahl der Thiere. Nach kurzer Unterredung mit meinem Compagnon, der das Geschäft regelrecht gelernt hatte, war ich entschlossen, eine Zeit lang der Bande zu folgen, um zu probiren, ob ich »halber Menageriebesitzer« bleiben oder die Geschichte so schnell wie thunlich losschlagen sollte.

Von Eisenbahnfahren war bei unserem Geschäftsgang keine Rede; wir pilgerten mit unsern acht Wagen von Stadt zu Stadt und verschmähten es selbst nicht auf Dörfern einzelne Thiere gegen Viktualienlieferungen zu zeigen.

Unsere Caravane hatte jedenfalls ein seltsames Aussehen, denn die ersten drei Wagen zog in höchsteigener Person der Hauptschmuck — in doppelter Beziehung das Hauptzugstück unserer Menagerie — ein prächtiger, indischer Elephant. Würdevoll wie ein Patriarch stolzierte er mit seiner angehängten Last dem Zug voran, in stets gleichmäßiger Seelenruhe, das große graue Haupt geneigt und den Rüssel etwas nach dem Leib zu eingezogen; aber die kleinen listigen Augen schweiften lebhaft umher, nichts, gar nichts entging diesen schwarzen funkelnden Sternen, und in welchem

Rapport diese mit dem Gedächtniß des riesenhaften Burschen standen, sollten wir bald erfahren.

Damit unser kostbares Zugstück nicht so offen all' den neugierigen Blicken ausgesetzt war, ging Hyronimus — so hieß der Elephant — in einem leichten Holzhäuschen ohne Boden mit Rädern und Leinwanddach; in der Kopfgegend war eine Art Giebel ausgebaut, welcher auf der Landstraße offen, vor Dörfern und Städten geschlossen wurde, und Hyronimus wandelte so, ohne an dem ambulanten Käfig Anstoß zu nehmen, zufrieden des Weges, den sein Führer ihn lenkte.

Wir waren bis Desenzano (am Gardasee) gekommen, als plötzlich Hyronimus kurz vor dem Flecken Halt machte und sehr bestimmt sich hinplanzend die Absicht kund gab, keinen Schritt weiter zu gehen. Dies gab natürlich eine gewaltige Stockung in unsern Zug. Hyronimus stellte sich, als die Versuche ihn von der Stelle zu bringen, ihm lästig wurden, quer in den Weg und litt mit sehr lebhaft erhobenem Rüssel und röthlich glitzernden Augen nicht einmal, daß irgend etwas Lebendiges an ihm vorbeipassirte. Es war gerade Markt in Desenzano, die Landstraße von Fuhrwerken belebt und bald hatte sich hinter uns eine erkleckliche Anzahl von beladenen Maulthieren, Karren, Eseln und Wagen angesammelt,



deren Scharren und Rasseln nebst dem Fluchen und Schimpfen der Begleiter durchaus nicht dazu beitragen, den störrischen Hyronimus zu beruhigen und die Verwirrung zu heben. Es wurde jetzt alles Mögliche bei dem Elephanten versucht, Güte, List, Leckerbissen, Gewalt — Hyronimus stand wie eine Mauer und schlug schließlich, zornig geworden, mit den Hinterfüßen aus, so daß er im Nu sein Holzhäuschen zertrümmert hatte. Einen vorwitzigen Maulthiertreiber, der durchaus an dem Elephanten vorbeireiten wollte, versetzte Hyronimus einen Jagdhieb mit seinem Rüssel auf den zerknitterten Filzhut, daß Mann und Hut blitzschnell am Boden lagen. Wären wir nicht schnell zur Hand gewesen, der kecke Bursche wäre sicherlich zerstampft worden. Die Sache wurde jetzt entschieden sehr kritisch.

Das Gerücht von diesem wunderlichen Vorfall hatte sich schnell in der Stadt verbreitet. Hilfesuchende liefen über das Feld in den Ort und bald erschienen unter einem Haufen Volkes drei berittene Karabinieri in schöner Uniform mit einer hohen Obrigkeit und sechs Zugpferden, deren Augen verhängt waren.

Die Obrigkeit klagte, die bewaffneten Männer des Gesetzes warfen sich in die Brust. Hyronimus sah sich in Seelenruhe diese Leute an und hielt nur, für den Kenner höchst verdächtig, seinen Rüssel in einem

kühnen Bogen hoch in der Luft. Er litt es verhältnißmäßig ruhig, daß die sechs Rosse ihm vorgespannt wurden, dann aber ergriff er den Leitstrick, zog alle sechs Pferde zu sich heran, ergriff das nächste Pferd dreist bei den Schwanzhaaren und machte Miene, es unter sich zu bringen. Nur mit schneller Entschlossenheit gelang es dem Wächter, den Schwanz des Pferdes abzuschneiden, worauf der enttäuschte Hyronimus einen trompetenartig gellenden Ton ausstieß. Sofort antworteten aus ihren Wagen Löwe, Tiger, Bären, Papagei und Affen und jetzt entstand eine wahrhaft babylonische Verwirrung. Sämmtliches friedliche Markt-Gethier hinter uns drängte aus der unheimlichen Nähe der Caravane fort, die Besitzer suchten sie festzuhalten — vor uns sprangen die Pferde der Karabinieri wahre Polkatänze, so daß sehr schnell einer der Helden am Boden lag, die andern sechs Pferde gallopirten in die Stadt zurück, die schreienden Treiber ihnen nach.

Einige Zeit verging. Man sprach vom Erschießen des Elephanten, aus der Stadt kam die Nachricht, daß man dort schon eine kleine Kanone zur Abfahrt bereit mache, und unsere Angst, auf eine so elende Weise das kostbare Thier verlieren zu müssen, stieg auf's Höchste — da schlug ganz plötzlich der eine von unseren Wärtern, Anguilotto mit Namen, ein helles

Gelächter auf. Er schaute auf ein Häuschen an der Straße und rief: »Ich weiß, woran's liegt! Nur Ruhe, nur Geduld noch einen Augenblick, er wird gleich wieder gehen!«

Der Bursche verschwand in dem Bauernhäuschen und kam bald mit einem Korb voll Wirsingkohl heraus. Hyronimus schaute dem Anguilotto mit sichtbarer Genugthuung nach und schwenkte in liebenswürdigster Stimmung pendelartig seinen Rüssel, als er den Wärter bald darauf mit dem Kohl herauskommend erblickte. Alsdann verspeiste er behaglich, zufrieden und schnell in sechs Bissen die Kohlköpfe und nach dieser Mahlzeit setzte er sich in einen lustigen Trab, unsere anderen Wagen, die gewohnt waren, sich von dem Elephanten das Tempo der Fahrt angeben zu lassen, hinterdrein. Hyronimus schien in dem Glauben zu sein, er müsse das Versäumte jetzt nachholen, denn er hörte auf kein Halt, er ließ sich in seinem Eifer durch nichts hemmen. Er jagte, gefolgt von den anderen Wagen, durch das allarmirte Städtchen, mitten durch die ihm entsetzt ausweichenden Marktleute, alles umrennend, was ihm in den Weg kam. Athemlos keuchten wir hinter ihm her, jetzt in Angst und Besorgniß vor seinem Laufen wie vorhin vor seinem Stillstehen. Uns auf den Fersen folgte die Polizei, und Hyronimus

machte erst wieder Halt, als wir die Weiden des Oglioflusses, etwa eine Stunde von Desenzano zu Gesicht bekamen.

Darüber waren wir nun gewissermaßen froh, denn die Desenzaner Polizei hatte endlich die Verfolgung aufgegeben und uns unserem Schicksal überlassen. Jetzt stand Hyronimus still, bewegte wieder, sehr zufrieden mit sich, pendelartig seinen Rüssel und verschnaufte. Anguilotto klärte uns über das Wunder, welches der Wirsingkohl bewirkt, auf und wir hatten Grund genug über Hyronimus' Gedächtniß zu erstaunen. Vor dreiviertel Jahren, berichtete der Wärter, hatte man ebenfalls den Ort passirt und da dort der Hausbesitzer Kohl anbot, war dieser gekauft und dem sehr lüstern danach schauenden Elephanten ein Kopf davon gereicht worden. Das blieb mit so feurigen Buchstaben in Hyronimus' Hirn eingegraben, daß er auch diesmal nicht vorüber wollte, ohne den Wirsingkohl gekostet zu haben und so kam es, daß wir des ausgezeichneten Gedächtnisses unseres Hyronimus wegen in Desenzano keine Gastvorstellung gaben. —

Trotzdem mir der alte Bursche durch seine tolle Laune keine geringe Angst gemacht, ward er von diesem Tage an einer meiner intimsten Freunde (die Menschen mitgerechnet). Mich interessirte das

schlaue, überlegende und seltsam phantastische Thier im höchsten Grade; Hyronimus wußte auch sofort herauszufinden, wer ihn gerne hatte, er zeigte schnell eine besondere Vorliebe für mich und in kurzer Zeit war ich so vertraut mit ihm, wie sein Wärter. Ueberhaupt begann jetzt das Leben unter den Thieren einen großen Reiz auf mich auszuüben, und abgesehen von meinen geschäftlichen Interessen hätte mich das Studium der Thiercharaktere und die höchst überraschenden Züge ganz ungeahnt feiner Geisteskombinationen, welche selbst bei den verrufensten Bestien vorkommen, allein schon an meine Menagerie gefesselt. So folgte ich denn mit gutem Humor und großem Interesse unsern Zickzack-Wanderungen und habe mir dabei gelegentlich fast von jedem unserer fremdländischen Gesellen einen hübschen Zug notirt, die ich dem geneigten Leser der Reihe nach erzählen werde. Zunächst also weiter von meinem »großen Freunde«!

Wir waren nach Brescia gekommen und gaben Vorstellung. Hyronimus hatte soeben ein Vorderbein auf einen hohen Klotz gesetzt, hielt das andere in die Höhe und verharrte in dieser schwierigen Stellung mit einem gewissen künstlerischen Ehrgeiz ziemlich lange, als mir, da ich unverwandt in seine Augen sah, eine gewisse Unruhe in diesem auffiel. Ich sah

hinunter und erblickte einen Knaben, der sich das Vergnügen machte, mit seinem Spazierstöckchen in den feststehenden Zehen des Thieres herumzustochern: dies störte jedenfalls den reinen Kunsteifer von Hyronimus höchlich. Ich nahm dem Knaben den Stock aus der Hand versetzte ihm damit einen leichten Schlag und gab ihm dann sein Eigenthum wieder. Das schien jedoch dem beleidigten Hyronimus ein zu gelindes Strafmaß zu sein, denn ohne irgend welche Gemüthsbewegung zu zeigen, ohne nur einen Moment seine Kunstübungen zu unterbrechen, langte er blitzschnell mit dem Rüssel hinunter, nahm dem erschreckten Knaben den Stock aus der Hand und legte ihn ruhig oben zwischen den Balken des Daches der Bretterbude hin, worauf er, als wenn nichts geschehen wäre, sein rechtes Hinterbein kunstvoll in die Höhe hob.

Der Junge heulte, das Publikum lachte und klatschte Bravo und Hyronimus schwenkte mit großer Würde und tiefster Befriedigung seinen Rüssel. Dieses extemporirte Kunststück meines Freundes verschaffte uns in der Stadt eine hübsche Einnahme. —

Wir hatten bei der Menagerie auch einen schönen Neufundländer Hund, der Karo hieß. Er wußte sich des Elephanten Freundschaft dadurch zu erwerben, daß, wenn man dem Hunde etwas zum Apportiren

hinwarf, er dies dem Elephanten brachte, worüber dieser, im Fall es Früchte waren, sich sehr befriedigt zeigte. Wir hatten aber seit längerer Zeit nichts mehr apportiren lassen und Niemand dachte an dieses freundschaftliche Uebereinkommen der beiden Thiere. Wir waren auf dem Wege nach Mailand und es ging ziemlich lange Zeit ohne Vorstellung vorwärts. Nun hatte Hyronimus, seitdem er einmal in zu kaltem Wasser gebadet, einen bei Elephanten sehr seltenen Widerwillen gegen das Wasser in Seen und Flüssen bekommen. Begießen ließ er sich gern, aber ihn in einen Fluß oder Teich hineinzubringen, war ein schweres Werk geworden. Nichtsdestoweniger hielt es mein kundiger Compagnon für durchaus angezeigt, daß das Thier besonders auf der Reise hin und wieder ein Bad nähme; es mußten also alle möglichen Listen und Ränke angewendet werden, den Elephanten in's Wasser zu locken. Zuletzt zeigte sich eine Art Reisbrod als das beste Mittel, um die Scheu des Thieres vor dem Wasser zu besiegen.

Wir hatten hinter Treviglio Halt gemacht, es sollte gefüttert werden und vor unserm Ruheplatz zeigte sich verlockend eine kleine seeartige Erweiterung der Adda. Sofort drängte sich uns der Gedanke auf, daß dies ein vortrefflicher Badeplatz nicht nur für uns, sondern auch für Hyronimus wäre. Wir badeten zuerst,

und mit sehr ernstem, ahnungsvollem Gesicht schaute der Elephant unserem Treiben in den Fluthen zu. Lustig bellend sprang Karo am Ufer entlang, aber Hyronimus, der sich sonst gerne dem bellenden Hunde zu nähern pflegte, stand sehr still, den Kopf gesenkt, und ließ den Rüssel fast bis zur Erde herabhängen.

Die Reihe des Bades kam an ihn. Er wurde umkreist vom lustigen Karo, mit Reisbrod zum Ufer gelockt und dann diese Lockspeise weit ins Wasser geworfen. Der Elephant stand noch immer still, wie wenn er noch erst einmal mit sich zu Rathe gehen wollte, ob es denn keinen andern Weg gäbe, als den durch's Wasser, um das Brod zu bekommen. Nicht weit von ihm stand Karo und sah mit vergnügt funkelnden Blicken auf das schwimmende Brod; plötzlich ergriff zu unserem nicht geringen Schrecken Hyronimus mit dem Rüssel den heulenden und strampelnden Hund, warf ihn mit einem gewaltigen Schwung in's Wasser und wartete dann ruhig und geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Der verständige Karo hatte seine Mission schneller als wir begriffen, und bevor wir uns noch klar machen konnten, was die unbegreifliche That unseres »großen Freundes« bedeuten sollte, war Karo zum Brode hingeschwommen, hatte es erschnappt und kehrte



jetzt, den Leckerbissen im Maule, zurück, sprang zum Ufer hinauf und legte das Brod vor den Elephanten hin, der es schnell und sehr vergnüglich verspeiste.

Wir probirten es in der Folge noch zweimal, Hyronimus mit dem Reisbrod in's Wasser zu locken. Das Brod ward in den Fluß geworfen — der Elephant rührte sich nicht vom Fleck. Auf Karo aber hatte die Luftparthie eine so nachhaltige Wirkung ausgeübt, daß er, obgleich er sich vorsichtig von dem Elephanten entfernt hielt, dennoch sofort nach dem Brod schwamm und es seinem großen Gönner überbrachte. Das zweite Mal riß er sich sogar von dem ihn haltenden Wärter los, um von Hyronimus nicht erst »in Person sich laden« zu lassen.

## **II. Die feindlichen Brüder.**

Unsere Menagerie wäre ja gar keine echte und rechte Menagerie gewesen, wenn wir nicht auch den Repräsentanten der drolligen, zu täppischen, aber im übrigen höchst gewandten Tölpelei, einen großen braunen Bären, besessen hätten.

Pompejus hieß dieser ungeschlachte Geselle, der zahm wie ein Hund, ehrlich-grob wie ein Altbayer,

und hartköpfig wie ein dänischer Bauer war.

Pompejus vertrug sich mit allen Thieren der Menagerie gut. Er sah den Königstiger nicht an, zog vor dem großen Löwen die Hinterbeine ein, ging der Schlange sorgsamst aus dem Wege, hielt die Affen in Respekt, verachtete den wohlverwahrten Büffel — aber der kleine gelbe Kaplöwe war nun einmal des Bären Antipathie. Pompejus konnte den schwächtigen, schleichenden Südländer nicht ansehen, ohne nicht sehr lebhaft Zeichen seines Mißfallens über diesen Collegen in arte —«menagerie» kund zu geben.

Diese Abneigung war gegenseitig. Caracalla — diesen wohlklingenden Namen trug der Kaplöwe — schaute stets böse auf Pompejus und drückte sich mit heimtückisch leuchtenden Augen in die hinterste Ecke seines Käfigs, wenn er des ehrlichen, plumpen Pompejus schwere Tritte vernahm. Pompejus konnte nämlich an einer Kette mit Ring, welcher letztere leicht verschiebbar an einer runden Stange längs der Zuschauerrampe aufgezogen war, durch den ganzen Raum des Menageriegebäudes laufen, diente auf diese Weise zur Unterhaltung der Jugend in den Zwischenpausen der Thierbändiger-Produktionen, und übte zugleich eine sehr wirksame Polizei aus, daß Niemand über das Gelände stieg; bis zu den Käfigen,

welche meist in einer langen Reihe aufgestellt wurden, reichte Pompejus Kette nicht, obwohl diese Vorsicht überflüssig war, denn der Bär ließ alle seine »Collegen« ungeschoren, wenn diese nur ihn unbehelligt ließen. Ruhig wandelte Pompejus wie eine Schildwache hin und her, ohne aufzusehen, nur vor dem Käfig des Kaplöwen machte er gewöhnlich einen Augenblick Halt, hob den Kopf, wendete ihn einige Male wie schüttelnd hin und her und wanderte dann wieder weiter. Dies stete mißliebige Kritisiren seiner Person ärgerte den kleinen Kaplöwen. Er faßte allmählig Muth, diesem Kopfschütteln gleichfalls ein Zeichen des Mißfallens entgegen zu setzen, das heißt: Caracalla stellte sich dicht vor die Eisenstäbe seiner Behausung, zog die Barten seines Mauls in die Höhe, daß man die scharfen glänzenden Zähne sah, und fauchte den kopfschüttelnden Bären an — dies Geräusch erfolgte so regelmäßig wie der Gang eines Pendels. Der Bär wanderte fast den ganzen Tag, und je seinen zwanzigsten Schritt — dann war er vor dem Löwen — annoncirte Caracalla mit Fauchen. Wir waren an diesen Gefühlsaustausch der beiden Thiere schon so gewöhnt, daß wir dies gar nicht mehr hörten — man soll aber in einer Menagerie sich an gar nichts gewöhnen und nicht das scheinbar Geringfügige überhören, sondern den kleinsten Umstand, der etwa

zur Verschärfung von Konflikten zwischen den Thieren dienen könnte, sorglichst aus dem Wege räumen; diese Lehre prägten uns die beiden feindlichen Kollegen ein.

Es war großer Reinigungstag in unserem hölzernen Thiertempel, und unter vorsichtiger Assistenz aller Wärter, meines Compagnons und meiner Wenigkeit wurden die Thiere, jedes einzeln, in den Interimskäfig hinübergeführt, während ihre Behausung gewaschen ward. Diese Uebersiedlung war durchaus keine Kleinigkeit. Jedes Thier hat einen spezifischen Geruch, und da wir nur einen einzigen Interimskäfig hatten, so mußten der Reihe nach alle Thiere in diesen Käfig gebracht werden, und jedesmal sträubte sich der Nachfolger energisch, den Raum zu betreten, welchen soeben sein Vorgänger verlassen. Mit einem großen Blasebalg nebst Kohlenbecken wurde zwar nach jeder Evacuation der Interimskäfig gelüftet; aber die Nase der Thiere ist unendlich viel feiner als die der Menschen, und so gelang es stets nur mit großer Mühe, das sich weigernde Thier in den Käfig zu bekommen.

Was sich nun einst bei dieser Translokation ereignete, ist mir noch heute unerklärlich, wahrscheinlich zog der Wärter das Gitter, welches die zwei Käfige für einen Moment zu Einem machte, um

sich sofort wieder hinter dem Thiere zu schließen, wenn es auf die andere Seite des jetzt vergrößerten Käfigs gegangen war, zu früh auf — genug! Plötzlich befand sich der magere geschmeidige Kaplöwe unten zwischen den Räderparthieen der beiden an einander geschobenen Käfige (je drei größere Käfige bildeten einen Wagen) und diese beiden standen leer.

Unser Schreck war kein geringer — der Kaplöwe ist allerdings nur ein kleines feiges Thier, aber immerhin ein Löwe, und wenn er hinaus auf die Straße käme, konnte das Unheil schrecklich werden. Blitzschnell ward das Nothzeichen mit der gellenden Pfeife gegeben. Augenblicklich fielen sämtliche Klappen vor die Käfige herab, alle Ausgänge, alle Lücken wurden verschlossen, man lief zu den Waffen, der kleine Löwe, selbst sehr erschreckt, sprang über die amphitheatralisch ansteigenden Zuschauerbänke zum höchsten Punkt des Holzgebäudes und stand nun dort oben im Dunkel, mit phosphorartig leuchtenden Augen auf uns herunterstarrend.

Das sollte aber unsere geringste Verlegenheit sein. Kein Mensch gedachte des Pompejus und dessen alter Feindschaft mit dem Löwen; dieser hatte aber sehr wohl und zwar mit wildestem Zorn den Sprung seines Feindes über die Barriere gesehen; mit aller Macht seines starken Nackens drängte sich der Bär plötzlich

dem fliehenden Thiere nach, riß und zerrte, die Stange fuhr aus ihrem Verbande, hinunter schoß Pompejus das Gebäude entlang, heraus war der Ring aus der Stange, und in wilden Sätzen sprang jetzt der Bär dem Löwen, die Bänke hinauf, nach. Vor Entsetzen schrie bei diesem Anblick das gesammte Personal auf, denn jetzt war es selbst für den Thierbändiger keine Möglichkeit mehr, den Löwen etwa einzuschüchtern und zu ergreifen. Wir waren den losgewordenen Bestien ganz machtlos gegenüber und sahen uns trostlos an. Mir zitterten gewaltig die Beine, und mein Compagnon stand blaß wie eine Leiche da und brachte kein Wort über die Lippen. Plötzlich ermannte er sich und befahl, den Käfig des Kaplöwen weit offen dicht an die Rampe zu fahren. Er kannte den feigen Charakter des kleinen Löwen und baute eine schwache Hoffnung darauf:

der Löwe würde vielleicht vor dem Bär flüchtend in seinen sichern Käfig springen, wo alsdann blitzschnell das Gitter vorgeschoben und die beiden Thiere von einander getrennt worden wären.

Während man eiligst diese Anordnung ausführte, jagte Pompejus dem vor ihm im Halbdunkel fliehenden Löwen nach, daß die Geländer und Barrieren der verschiedenen Platzreihen vor dem gewaltigen Körper des wie toll umherfahrenden

Burschen zersplitterten. Hin und her, auf und nieder, ging die wüthende Hetzjagd. Pompejus brummte und schnaufte, der Löwe heulte und zischte, stellte sich auch hie und da und schlug nach dem Bären, Pompejus richtete sich dann aber in seiner ganzen Höhe mit geöffnetem Rachen schnaubend auf und wieder weiter ging das wilde Jagen. Blinde Schüsse wurden nach den beiden Bestien abgefeuert, statt aber die Thiere zu erschrecken und einzuschüchtern, machten sie solche nur noch wilder. Unsere Angst und Noth wuchs. Der Bär war ein Prachtexemplar, gut abgerichtet, eingewöhnt und allgemein beliebt, der Löwe hatte dreitausend Franken gekostet — eines der beiden Thiere mußte und zwar schnell erschossen werden, sonst, das sahen wir ein, verloren wir schließlich beide. Wir gelangten zu dem schmerzlichen Entschluß, den Bären opfern zu wollen, sobald wir ihn zum Schuß bekommen könnten. Eiligst wurde mit Spitzkugeln schweren Kalibers geladen — da stand ganz plötzlich die wilde Jagd still — der Löwe war verschwunden und wir hörten ihn unter den Bänken hindurch nach der Rampe zu herabkriechen. Pompejus aber stand oben, den Kopf ängstlich vorgestreckt, die Hinterbeine eingezogen und zitterte — langsam, aber mit der ihr eigenthümlichen, starren Stätigkeit bewegte sich, den Kopf hin und her

schwingend, unsere große *Python bivittatus*, die ostindische Tigerschlange, auf den erschreckt stehenden Bären zu, und ihre grün und gelbe Flecken schimmerten in dem gedämpften Lichte auf dem rothbräunlichen glitzernden Hautgrunde.

Ein Geräusch erschallte hinter mir und wie ich mich wendete, sah ich unseren Wärter *Anguilotto* mit seiner Peitsche aus Nilpferdhaut auf den ängstlich heranschleichenden und sich duckenden Kaplöwen losschlagen; dann faßte er den Abgehetzten und Eingeschüchterten energisch bei dem Nackenfell und trug ihn mit wunderbarer Sicherheit in den Käfig, dessen Eisenstabweihen augenblicklich vorfuhren. Also der war gerettet! athmeten wir auf und unsere Aufmerksamkeit wandte sich nun wieder ganz dem unheimlichen Drama zu, das sich dort nahe am Dache abspinnen zu wollen schien; der dumme Pompejus, statt wie der Löwe herunterzuspringen, hatte sich vor der den Kopf erhebenden zischend züngelnden Schlange gleichfalls aufgerichtet und schnaubte diese wüthend an.

Der Python war eigentlich ein ganz unschädliches Thier, nicht giftig und so gut gezähmt, daß ungereizt ein Kind ihn sich um den Hals hätte legen können; Thieren gegenüber jedoch zeigte sich diese Tigerschlange stets böse, war eine starke, gefährliche,



kühne Gegnerin und hätte den Bären todt gewürgt und wäre dann wahrscheinlich ruhig in ihren Kasten zurückgekehrt, da das leckere Reptil nur kleinere Thiere und solche von weißem Fleisch, wie Tauben, Kaninchen, Hühner und Ferkel fraß. Was nützte uns aber das, wenn sie dem Bären erst alle Rippen eingedrückt hatte! Dergleichen mußte sich wohl unser Anguilotto auch überlegen, denn mit wenigen gewandten Sprüngen sah ich ihn jetzt zu den beiden Thieren hinaufeilen. Den gewöhnlichen Akkord, durch welchen er sich stets der Schlange anzukündigen pflegte, scheinbar ganz harmlos pfeifend, ergriff er dieselbe mit der einen Hand fest am hintern Theil des Kopfes, wo die Kiefern endeten, mit der andern faßte er den Schwanz und trug das Thier, während der Bär sich beruhigt auf seinen regulären vier Füßen niederließ, hinunter in seinen offen stehenden Kasten.

Wie aber in aller Welt war denn die Schlange aus ihrem Kasten gekommen? — und hervor trat sehr verlegen »Fritze« der Mecklenburger. Da der Löwe, erklärte er, in einer Kiste zu uns über's Meer gekommen und schon einmal in eine solche lieber als in seinen Käfig gesprungen sei, habe er eine der großen leer dastehenden Affenkisten als Schlupfwinkel für den Gelben öffnen wollen, sich aber in der Aufregung vergriffen und die fast gleich

aussehende Schlangenkiste aufgeklappt. Die Erzählung Fritze's umzog romantisch ein starker Duft von Getraidekümmel, der — unglücklicher Weise für des Mecklenburgers Zuverlässigkeit — in Genf sehr gut zu haben war.

Um den Bären bekümmerten wir uns vorläufig gar nicht; in großen Sorgen saß er, den Kopf gesenkt, oben auf den Bänken des dritten Ranges, und kam schließlich zerknirscht und sehr weichmüthigen Herzens herab, um sich nach einer gründlichen Tracht Schläge an seine Stange legen zu lassen. Wir ketteten ihn bis auf weiteres wie wir dachten, dort an und machten jetzt die erheiternde Erfahrung, daß wir in Zukunft die feindlichen Thiere sich gar nicht aus den Augen zu schaffen brauchten, denn Pompejus stand jetzt nie mehr den Kopf schüttelnd vor des Löwen Käfig still; im Gegentheil, wir hörten zu gewissen Zeiten in dem gemessenen Gange unseres nach wie vor umherwandernden Pompejus eine Art eiligen Polka-Zweitritt, und wußten jetzt auch außerhalb der Menagerie genau, daß der Bär den Käfig des Kaplöwen gerade in diesem Augenblick passirte. Caracalla aber vergrub bei diesem Tanzschritt seines ehemaligen Feindes sein braunes Katzenhaupt in seine Pfoten, als ob er die tiefste Weisheit der friedlichst

ruhigsten Lebensbetrachtung aus diesen saugen wollte.

### **3. »Mustapha« und »John«**

Wie ein geschickter Theaterdirektor hat auch der geschäftskundige Menageriebesitzer sehr verschiedene Repräsentanten seiner »Kunst«. Bei den Ersteren ist es die Klasse der anerkannten Heroen, die allein schon durch die Macht ihrer Erscheinung, durch ihren Namen wirken; bei den Letzteren sind es die großen Thiere: Elephant, Kameel, Löwe, Königstiger, dann kommen die Helden der Sensation, der Schauererwecker: Schlangen, Molche, Rieseneidechsen; für die Kinder, Bauern, Lehrjungen und das sonstige naivere Publikum erweisen sich die Affen, das Wunderpferd und der Riesenhund sehr nützlich, und schließlich bietet der erfahrene und für seinen Beruf begeisterte Direktor auch noch etwas für den Kunstverständigen — es gibt noch einen feinen Bissen, irgend ein seltenes, scheinbar unansehnliches Exemplar von Vogel, Blutsauger, Tigerkätzchen, Aeffchen, derentwegen der Hochgebildete und der Fachgelehrte die Menagerie aufsucht.

*Mustapha* und *John* zählten in unserer Menagerie zur Rubrik der sehr Nützlichen. *Mustapha* hieß unser Wunderpferd, und auf den Ruf *John* hörte ein sehr ernst dreinschauender aber ungemein gewandter grundhäßlicher Mandrill (Affe) mit blauen Backen und lebhaft rother Nase.

Rasteten wir in großen Städten, so waren *Mustapha's* Obliegenheiten sehr unkünstlerischer Art. Das kleine lebhaftes Pony-Pferd ward vor ein Wägelchen gespannt und fuhr zweimal täglich in der Stadt herum, hielt vor Bäckerläden, Metzgereien und auf den Märkten, um Fleisch, Brod und Gemüse für die Künstler nach Hause zu schaffen. Auf Dörfern und in kleinen Städten aber strahlte *Mustapha* in hoher Glorie des Künstlerberufs; dort las er Zahlen von einer Tafel, deren Werth er mit Hufschlägen angab, sagte auf dieselbe Weise wie viel die Uhr sei, errieth das Alter ältlicher verblühter Jungfrauen im Publikum, natürlich galanterweise immer um zehn Jahre jünger, und rechnete in allen vier Spezies zum Staunen des ihn umstehenden Kreises mit wunderbarer Fertigkeit bis vierzig — viel weiter rechnete nämlich *Fritze*, unser zweiter Menageriewärter, ein geborener Mecklenburger, »aus dem Kopfe« auch nicht, und daher war es natürlich, daß *Mustapha*, der Schüler, sich nicht arrogant über seinen Meister erhob.

Des Pony's staunenerregende Kunst bestand darin, daß er den leisen, fast unmerklichen Bewegungen seines Herrn mit dessen Peitschenspitze folgend, jedes Zucken derselben entweder mit einem leichten Hufschlag seines Vorderfußes auf den Boden oder durch starkes Nicken mit dem Kopfe beantwortete.

Wie der Bändiger und sein Thier in der Kunst auf gleicher Höhe standen, so waren sie auch außerhalb dieser in ihrem Geiste sich vollkommen ebenbürtig. Der Mecklenburger war ein schlauer, durchtriebener Geselle, und der kleine, dickmähnige Mustapha gab in List und Verschlagenheit seinem Meister nichts nach. Er stand in großer Gunst bei dem ganzen Menageriepersonal und auch bei seinem Dressirer — denn Mustapha's Kunststücke gingen stets glatt wie am Schnürchen.

Bei jeder Vorstellung pflegte Fritze zum Schluß ein großes Effektstück zum Besten zu geben. Er rief nämlich: »Mustapha! Wie gibt's Zucker? — Fritze hustete anscheinend sehr unwillkürlich einmal. Das Pferdchen sprang zu seinem Meister hin, nahm mit dem beweglichen Maule einen Schlüssel aus dessen Tasche — Fritze hustete wieder harmlos, das Pferdchen brachte den Schlüssel zu John, dem Affen, der in einer Lakaienlivree bereit dastand, schlotternd und glotzend. Der Mecklenburger hustete zum dritten

Mal und John sprang mit dem Schlüssel zum großen grünen Koffer Fritze's, der bei dieser Vorstellung stets den Hintergrund bildete, schloß ihn kunstgerecht auf, nahm ein Stück Zucker dort heraus und brachte es dem Wunderpferdchen, das diese Belohnung vergnügt zerkaute.

Diese Scene verfehlte nie, einen wahren Begeisterungsturm hervorzurufen und John's blanke Lakaienmütze mit Kupfermünzen zu füllen. So lebten diese Drei ein ausnahmsweise harmonisches Kunstgenossendasein — bis ein ganz gewöhnliches, harmloses, alltägliches Ereigniß gewaltigen Zorn, Aerger, Prügel, Beißen und Schlagen zwischen ihnen hervorrufen sollte.

Fritze hatte an und für sich eine sogenannte Roßnatur. Er konnte noch so erhitzt plötzlich in kaltes Wasser springen, ohne nur einen Schnupfen davon zu tragen: er konnte essen und trinken, was es war und in beliebigen Quantitäten, er war nicht im Stande, sich den Magen zu überladen, er konnte stundenlang bergaufgehend brüllen und rufen, und seine Stimme litt nicht den geringsten Schaden.

In Turin jedoch bekam Fritze — in Folge von verfälschtem Getreidekümmel, wie er behauptete — die Grippe. Der starke Mecklenburger fühlte sich schwach, legte sich in seinem offenen Verschlag zur

Seite seiner geliebten grünen »Lade« auf seine Matratze, schimpfte viel, schlief viel und hustete regelmäßig.

Es war früh am Vormittag Mustapha, zufällig losgebunden, schlenderte im Gebäude umher, sich einzelne verlorene Halme suchend und gefolgt von seinem Freunde John, welcher sich damit vergnügte, einzelne weiße Haare aus Mustapha's Hinterbeinen zu ziehen, auf welches Zupfen das Pferdchen mit zierlichem aber sehr kräftigem Ausschlagen dem zurückspringenden Affen antwortete. So waren die Beiden zur Lagerstätte ihres fest schlafenden Gebieters gekommen, standen still, sahen ihn ehrfürchtig an und lauschten dann eine Weile. Fritze hustete — Mustapha spitzte die Ohren und John stellte sich in seiner Lakaienposition erwartungsvoll auf die Hinterbeine. Fritze hustete wieder und das Pferdchen brachte den Kopf an des Mecklenburgers Rocktasche, das Husten wiederholte sich und jetzt zweifelte das Pferdchen keinen Augenblick mehr, was es zu thun hatte. Es nahm mit seinem weichen Maule den Schlüssel aus der offen stehenden Tasche, gab diesen bei den nicht ausbleibenden erneuten Hustenzeichen seines Gebieters dem Affen — Fritze hustete regelmäßig weiter in seiner Grippe und Mustapha und John wiederholten das Zuckerholen

unverdrossen so lange, bis zwei Pfund des vorrätigen Stückenzuckers nebst einem Pfund Kandis — Fritze's wichtigster Produktionsrequisite und seine Hustenarznei — vollständig aufgefressen waren. Die beiden Künstler kauten, daß sie kaum zu Athen kommen konnten. Plötzlich regte sich der Mecklenburger, unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach seinem Koffer hinauf. Erschreckt sprang er dann in die Höhe — sein Koffer war offen und neben diesem standen friedlich Mustapha und John. Dem klugen Affen schien allerdings eine kleine Ahnung aufzudämmern von dem, was bevorstand, denn er schaute sich etwas ängstlich um, als suche er irgend einen Vorsprung an der Wand, auf den er sich im Nothfall schwingen könne. Mustapha hingegen sah seinen Herrn urgemüthlich an und wedelte mit dem Schweife.

Im ersten Schreck dachte Fritze, er sei bestohlen worden. Ein Blick jedoch in seinen Koffer zeigte ihm, wer seine geheiligte »Lade« aufgeschlossen und was eigentlich vorgegangen. Fritze, nicht im Entferntesten das Mißverständniß, welches die Beiden zu Dieben gemacht hatte, ahnend, war über die Künstler, die seine Krankheit und seinen Schlaf so schmäählich mißbraucht hatten, grenzenlos erbost — er warf den Koffer zu und versetzte Mustapha ein paar tüchtige



Maulschellen. Das Pferdchen aber begriff den Grund dieser Strafe nicht. In dem Bewußtsein, ganz korrekt gehandelt zu haben, sah es zuerst heftig erschreckt seinen Meister an, da dieser jedoch fortfuhr, dem Thiere Püffe zu geben, drehte es sich plötzlich wüthend um und schlug in dem engen Verschlag so heftig nach Fritze aus, daß dieser auf den Tisch flüchten mußte; dort traf er mit John zusammen, der die Backentaschen noch voll Kandisstücken hatte. Auch ihn traktirte der Mecklenburger mit Ohrfeigen. John wagte sich nicht vom Tisch vor Mustapha's wüthendem Ausschlagen und wollte doch auch nicht den Seitenstößen seines Meisters ausgesetzt bleiben. Er war in Verzweiflung — Verzweiflung bringt leicht zum Aeüßersten; angesteckt von der Rebellion seines Kunstgenossen, sprang er dem Mecklenburger pfeifend und pfauchend auf die Schultern und zauste ihn tüchtig in den Haaren. Fritze schrie um Hilfe.

Es war schönes Frühlingswetter; die Raubthiere schliefen und wir Anderen saßen vor der Menagerie. Erschreckt lief jetzt Alles in das Holzgebäude und verwundert sahen wir den Mecklenburger — John auf dem Kopfe, und Mustapha wüthend an dem wackelichen Tisch und diesen mit den Hinterbeinen bearbeitend — in seiner keineswegs beneidenswerthen Situation. Ein Maurerpinsel voll Wasser, dem Affen

in's Gesicht gespritzt, trieb diesen in die Flucht und in den entferntesten Winkel der Menagerie; Mustapha hatte eine derartige Aufforderung gar nicht mehr abgewartet, sowie er den Pinsel in das Wasser tauchen hörte, verschwand er schleunigst und stand jetzt ruhig und verschnaufend bei seiner Krippe.

Fritze erzählte uns, was vorgefallen war. Er nahm die Sache bitter ernst. Erst als mein Compagnon ihn husten hörte und ihm das Benehmen der Thiere als wahrhaft rührenden Kunsteifer erklärte, zwang auch ihn das Komische an der Geschichte zu süßsaurem Lächeln, welches durchaus nicht vergnüglicher wurde, als er unter unserem unauslöschlichen Gelächter sein Lager wieder aufsuchte.

Trotz seines Aergers ward Fritze doch schnell wieder gesund; es sollten aber noch eigenthümliche Nachwehen von diesem Unwohlsein für ihn zurückbleiben. Als er bei der nächsten Produktion in alter Sicherheit bei seinem berühmten Zuckerkunststück das gewohnte Hustenzeichen gab — pfiß und pfauchte John ängstlich und sprang in wilder Hast davon auf einen in der Nähe stehenden Kastanienbaum bis in dessen Wipfel, während Mustapha zur höchst unangenehmen Ueberraschung Fritze's den Kreis der Zuschauer durchbrechend und ein halb Dutzend Kinder und Frauen über den Haufen

rennend, ebenfalls Reißaus nahm, so daß der Dressirer nun ganz allein vor seiner grünen Lade dastand. Das Stückchen machte dieses Mal vollständiges Fiasko.

Der Mecklenburger versuchte vergebens, die verschüchterten Thiere durch das Hustenzeichen wieder gefügig zu machen. Er mußte seinen Kopf sehr anstrengen, bis er ein anderes unauffälliges Zeichen für seine Zuckergeschichte gefunden hatte, denn an dieser Krönung seiner jedesmaligen Produktion hielt Fritze so fest, wie an der Grützwurst seines Heimathlandes. Endlich hatte er ein unverfängliches Mittel herausgebracht; er ließ nämlich höchst harmlos seine schwere norddeutsche Hand auf seine von Messern und Korkziehern klimpernde Beinkleidtasche fallen — diese Idee war prächtig. Dennoch verging längere Zeit, bis die beiden Thiere sich an dies neue Zeichen gewöhnt hatten und sich wieder an des Mecklenburgers grüne Lade heranwagten.

#### **4. Aus dem Löwenkäfig.**

Unser »*Barbarossa*« war ein prächtiger afrikanischer Löwe mit stattlicher graurostfarbener Mähne und großen glänzenden Augen. Er war schon fünf Jahre bei

der Menagerie und hatte, wie mein Compagnon sich ausdrückte, Geschäftsgeist. Das heißt: er ließ sich ruhig betrachten, spazierte auf einen Zuruf seines Wächters majestätisch im Käfig umher, erhob sich ohne Murren aus dem tiefsten Schlaf und zeigte sich in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit, wenn sein mecklenburger Fütterer, mit Namen Fritze, einen zischenden Laut durch seine großen weißen Zähne streichen ließ. Jeden Abend aber, zur Zeit der Thierbändigervorstellung, stand der König der Thiere ruhig wartend an der Käfigwand und harrte bis diese aufgezogen wurde, um sich dann zum Bühnenkäfig zu begeben. Mit ruhigem festem Schritte, der auf seinen elastischen Ballen eigenthümlich klang, spazierte Barbarossa durch den kleinen schmalen Gang zum Ort der Vorstellung, producirte sich dort in den von ihm verlangten Sprüngen und schauerlichen Stellungen und harrte dann wieder genau auf die Minute an der verschiebbaren Gangthüre, um in seinen Käfig zurückzukehren. Sobald der Thierbändiger die Vorstellung auch nur zehn Sekunden länger hinzog, als die ein für alle Mal feststehenden zwölf Minuten, so war Barbarossa sicher aus der Zahl der Akteurs getreten und stand bei seiner Gangthüre.

Die Gewohnheit wird auch bei den wildesten Bestien in der Gefangenschaft eine Art Ersatz für das,

was sie vom freien Leben entbehren, und diese übt sogar nicht selten auf den Charakter der Thiere Einflüsse aus, die fast veredelnd auf ihr Seelenleben zu wirken scheinen.

Barbarossa hatte eine Lebensgefährtin — »*Xenobia*« hieß sie — eine hellgelbe, glatte, geschmeidige Löwin, mit der er im besten Einvernehmen lebte. Unser König der Thiere stand trotz seiner furchtbaren Mähne und seines durchdringenden, mächtigen Auges so zu sagen ganz ebenso unter dem Pantoffel dieses kleineren, schwächeren Thieres, wie mancher sehr gefürchtete hohe Herr in seiner Häuslichkeit sich dem Willen eines kleinen, zarten, blauäugigen Persönchens fügt. *Xenobia* schnappte häufig ihrem gestrengen Herrn und König die schönsten Bissen weg, Barbarossa knurrte und schüttelte sich, ließ es aber, ohne die Pranken zu erheben, geschehen. Zuletzt mußten wir beim Füttern die beiden Thiere trennen, da der Löwe zu sehr zu kurz kam und wir ein plötzliches gefährliches Geltendmachen seiner Rechte seiner schwächeren Hälfte gegenüber fürchteten. Die Scheidewand zwischen den beiden Thieren wurde also nur Mittags und dann Abends, wenn es zur Vorstellung ging, vorgeschoben, denn *Xenobia* war nicht gezähmt und ließ sich nicht zähmen, wie überhaupt die weiblichen

Raubthiere viel wilder, tückischer und gefährlicher als die meist größeren und stärkeren männlichen sind. Befand sich der Löwe nun bei der Vorstellung, so mußte die abgesperrte Xenobia in ihrem Einzelkäfig völlig im Dunkeln gehalten werden; sie brummte, kratzte den Boden und sprang dann herum wie rasend, und nur das Schließen aller Klappen, so daß sie absolut nichts mehr sehen konnte, brachte sie einigermaßen zur Ruhe. Erschien dann nach der Produktion Barbarossa wieder und ward die Löwin aus ihrem Gefängnisse befreit, so sprang sie mit einem wilden Satze auf ihren Gebieter zu, stieß ihn derb mit der Schnauze, sprang über ihn fort und verengte ihm zuletzt mit kunstvollen Rundläufen den Raum in seinem Käfig auf eine so seltsam chikanöse Art, daß der in die Ecke gedrängte Barbarossa plötzlich hervorbrach, die Löwin über den Haufen rannte und sich so Luft und Ruhe verschaffte. Dies Spiel wiederholte sich regelmäßig fünf Jahre hindurch fast allabendlich; wie ein kleiner Streit und gelegentliches Geltendmachen der Autorität des Mannes das Eheglück nicht einschlafen lassen soll, so schien dies tägliche Intermezzo das friedliche Bündniß dieser beiden Thiere stets innig zu erhalten und Xenobia und Barbarossa führten wirklich eine ungetrübte, gemüthliche Musterehe.

Eines Abends nun wollte Xenobia, die sonst einen unwandelbaren Appetit besaß, nicht fressen. Barbarossa stand ob diesem Wunder auf, ging einige Male im Käfig hin und wieder, und fraß dann alles allein — aber als der Löwe von der Vorstellung kam, schlich Xenobia fast auf dem Bauch kriechend bis zur Mitte des Käfigs und legte sich dort matt hin. Barbarossa spazierte verwundert und ernst im weiten Kreise um die Löwin, stieß sie dann mit der Schnauze an und als sie darauf nur leise winselte, brüllte Barbarossa auf eine eigenthümlich krächzende Art, die uns plötzlich Alle um den Käfig versammelte.

Jetzt sahen wir erst, daß Xenobia krank und zwar schwer erkrankt war. Dies machte uns große Sorge. Hätte dem Löwen etwas gefehlt, so würde ihm sein Bändiger Anguilotto nach einigem bedauernden Zureden, Ermuntern und Streicheln den Rachen aufgesperrt und Arznei eingeschüttet haben. Barbarossa hatte dies schon in ähnlichen Fällen mit sich geschehen lassen. Wer konnte aber der wilden Löwin etwas eingeben? — Es war auch unmöglich, ihr durch die Nahrung Medizin beizubringen, da sie, wie alle ungezähmten Thiere, bei Krankheiten weder fraß noch trank. Unsere Befürchtungen bestätigten sich — Xenobia's Krankheit nahm zu und der Löwe lag ihr gegenüber, den Kopf auf die Vorderfüße

gedrückt, und starrte sie regungslos an. Er nahm allerdings seine gewöhnliche Portion Nahrung zu sich, ging auch zu seiner Produktion und absolvirte sein Pensum — zurückkehrend stieß er stets wie das erste Mal die kranke Xenobia mit der Schnauze: sie winselte, er brüllte dumpf und von Neuem legte er sich vor sie hin. Wir trennten die Thiere nicht mehr und so ging dies vierzehn Tage ganz gleich weiter; da fanden wir eines Morgens Xenobia todt. Der Löwe zeigte sich jetzt seltsam erregt, schnuppernd ging er im Käfig auf und ab, stand vor der Todten still, scharrte den Boden, beroch ihren Kopf, stieß sie einmal, zweimal — zuletzt bei jedem Gange an, wendete die Leiche, die Krallen sanft hochhaltend um und versuchte sie zu erheben — da dies aber stets mißlang, gab er endlich dies Gebahren auf und legte sich wie früher vor die Löwin hin, die Augen ohne zu zucken starr auf sie gerichtet.

So verharrte er, nur die Nasenlöcher hin und wieder bewegend, etwa eine halbe Stunde, dann that er plötzlich, als ob er, was sich zugetragen, begriffen hätte. Er sprang auf und zog sich in eine Ecke des Käfigs zurück, mit keinem Blick mehr auf die Löwin schauend, ja es schien sogar, als ob er sich vor ihrem Körper zurückzöge, denn wenn er jetzt einmal unruhig seinen Käfig durchmaß, machte er einen großen



Bogen um die todte Löwin und hielt seine großen unheimlich glänzenden Augen beharrlich zum Käfig hinausgewandt. Die Scheidewand ward zwischen ihm und die todte Xenobia geschoben, der Löwe ließ dies ruhig geschehen und die Leiche wurde fortgeschafft.

Wir konnten an Barbarossa nun nichts Ungewöhnliches bemerken, ausgenommen eine mißmuthige Stimmung, wie wenn er sich langweile. Es fand sich nicht so schnell eine neue Lebensgefährtin für unsern König, und allmählich veränderte sich jetzt unser pflichtgetreuer und verständiger Barbarossa zu unserem großen Verdruß sehr bedeutend. Er ward faul und träge, erhob sich mißmuthig auf Fritze's Zuruf und folgte ihm häufig gar nicht. Er ließ sich zum Eintritt in den Vorstellungskäfig nöthigen und that dort auch nur sehr widerwillig und verdrossen seine Pflicht — meistens lag er mit geschlossenen Augen den ganzen Tag schlafend, unempfindlich im hinteren Theile seines Käfigs, und des Nachts lief er umher, brummte und kratzte aufgeregt die Wände, so daß Niemand schlafen konnte. Endlich erhielten wir aus Amsterdam ein passendes Exemplar einer Königin für Barbarossa, eine ziemlich sanfte Löwin. Sie wurde in dem Nachbarkäfig untergebracht, das Schiebefenster fortgezogen, und jetzt sahen sich die beiden Thiere

mit großem Staunen und großer Aufmerksamkeit an. Sie übten das sorgfältige Betrachten wohl eine Woche lang. Als wir annehmen konnten, daß sie sich beide an einander gewöhnt hatten, wurde aus den beiden Käfigen einer gemacht, und in der ersten Zeit schien es, als ob Barbarossa und auch wir für Xenobia einen vollgültigen Ersatz bekommen hätten. Sehr bald jedoch zeigten sich Vorboten von Charakterdifferenzen der beiden Neuverbundenen, die allmählig einen unheimlichen Anstrich bekamen.

Das erste tiefe Gewittergrollen tauchte bei den Mahlzeiten auf.

Die neue Löwin »Klara« suchte durchaus nicht in ungebändigter Wildheit und derb zugreifender Freßlust, wie das Xenobia's Art war, ihrem Herrn und Gemahl das Beste wegzuschnappen: im Gegentheil, Klara that, als ob ihr gar nichts an dem Fressen gelegen wäre, sie schlich, wenn das Futter kam, so still im Hintergrunde des Käfigs hin und her, wie wenn sie es weder sehe noch rieche. Ganz unmerklich jedoch hatte sie dann in wenigen Augenblicken das Beste von dem ihr zugetheilten Fleisch verschlungen, schlich sich zu ihrem nichts ahnenden, behaglich sein Fleisch beleckenden Barbarossa heran, riß ihm durch eine Tatzenbewegung mit Blitzgeschwindigkeit seine ganze Portion fort und vertheidigte ihren Raub, indem

sie zum Ersticken schnell davon fraß, auf das wüthendste; sowie sie es verschlungen hatte, war sie die sanfteste Löwengattin von der Welt

Die ersten zwei Mal hatte der überraschte Barbarossa die Löwin mit Brummen und zornigem Knurren im Käfig herumgejagt und ihr einen großen Theil des Raubes wieder entrissen. Bei den nächstfolgenden Mahlzeiten gelang ihm das nicht; die Löwin kratzte und schlug nach ihm mit Vorder- und Hintertatzen und würgte das Fleisch hinunter. Das hatte Xenobia nie gethan. Sobald Barbarossa diese mit Knurren verfolgte, ließ sie das erschnappte Stück fallen. — Der Löwe ward allmählig über diese Art und Weise seiner neuen Gattin nachhaltig zornig. Er begegnete ihr den ganzen Tag durch mit mißliebigen Kopfschwenken und versetzte ihr nicht selten beim Vorüberspazieren einen Seitenhieb.

Die selige Xenobia hatte sich in solchen Tagen oberherrlicher Mißlaune in einer Ecke des Käfigs aufgestellt und etwaige Ausfälle ihres Mannes kunstgerecht mit ihren Tatzen parirt; Klara aber floh anscheinend vor des zornigen Barbarossa's Pranken und versetzte dagegen unversehens ihrem aufgebrachten Herrn und Gebieter empfindliche Bisse in die Hinterbeine.

Die Gereiztheit der beiden Thiere gegen einander verschärfte sich und wir sahen uns genöthigt, sie für den größten Theil des Tages getrennt zu halten. Jetzt standen sie, wenn jedes sein Fleisch bekam, an dem Schiebefenster auf den Hinterbeinen und knurrten sich wüthend durch die Eisenstäbe an, immer anhaltender, immer zorniger, so daß wir auch diese schließen mußten.

Wir versuchten jetzt durch eine zeitweilige gänzliche Trennung das Verhältniß der beiden Thiere zu einander zu verbessern. Die Löwin verhielt sich nun wie gewöhnlich lauernd still, während Barbarossa ruhelos wanderte, auf jeden Laut im Nebenkäfig lauschte und sich überhaupt sehr aufgeregt benahm.

Die Trennung schien die Sache noch zu verschlimmern; der Löwe zeigte jetzt gar keine Lust mehr in den Vorstellungen mitzuwirken, sein »Geschäftsgeist« schwand gänzlich und wir empfanden diesen Verlust sehr schmerzlich.

Es wurde jetzt im Rathe beschlossen, die Thiere wieder zusammen zu geben, da sich die Stimmen der Erfahrensten dahin geeinigt hatten, daß die Löwin ihrer Haut sich sehr gut wehren könne und Barbarossa wahrscheinlich wieder Sinn für seine Geschäftspflichten bekäme, die er ja auch in der ersten Zeit der Mißstimmung gegen seine hellgelbe Gattin

nicht versäumt hatte. So ward die Scheidewand denn hinweggezogen und die beiden Löwengatten sahen sich an und blieben beide stumm in ihren Käfigräumen; nach einigen Minuten näherten sie sich und schlichen an einander vorüber, wohl zehn-, zwanzigmal. Wir hielten das für die Präliminarien einer friedlichen Annäherung, als plötzlich die tückische Klara ihrem majestätischen Gemahl einen gewichtigen scharfkralligen Hieb über das Ohr versetzte. — Barbarossa sprang auf, seine Augen sprühten Feuer, seine Mähne sträubte sich wie große Borsten und sein Schweif stand im Bogen in die Höhe. Er brüllte gurgelnd. Mit größter Schnelligkeit wurde jetzt hinter der flüchtenden Klara die Scheidewand eingeschoben — blitzschnell jedoch hatte sich der wüthende Löwe durchgedrängt und in Klara's Käfig wälzte sich im nächsten Moment ein gurgelnder, fauchender, brüllender, kreischender Knäuel von Tatzen und schwellenden, zuckenden Muskeln. Es war keine Möglichkeit, die wüthenden Bestien von einander zu bringen. Binde Schüsse, Feuerwerkskörper, Stacheln, Peitschenhiebe schienen die Balgerei nur noch wilder, verbissener zu machen. — Plötzlich sprang Barbarossa zurück und schoß, von der Löwin verfolgt, in seinen Käfig. Es gelang, die Löwin von ihrem Gemahl zu trennen und beide Thiere

durch eingeschobene Wände im engsten Raume zu halten. Das zwang sie zur Ruhe. Sie keuchten und schnauften und waren beide übel zugerichtet, beide bluteten aus vielen Wunden; die Löwin schien nicht bedeutend verletzt, dem Barbarossa aber war das Fell oberhalb des Auges abgerissen und eine genauere Betrachtung zeigte, daß das Auge zerschlagen war.

Einen derartigen Ausgang hatte keiner von uns erwartet, diese Katastrophe war wie ein Blitz aus heiterem Himmel hereingebrochen und so schnell auch wieder beendet. Wir sollten aber noch lange an den Folgen dieser Unbedachtsamkeit zu tragen haben. Beide Thiere lagen fast einen Monat krank. Klara war zuerst wieder hergestellt und zeigte sich wieder ganz als die stille, schleichende, sanfte Klara von vorher. Barbarossa's Auge war verloren — dies sollte jedoch unser geringster Schaden sein.

Des Löwen Charakter hatte sich seit den Differenzen mit seiner neuen Gefährtin noch mehr zu seinem Nachtheil verändert, als der Tod Xenobia's dies gethan. Die alte Trägheit und Verdrossenheit kehrte zurück, dazu aber gesellte sich jetzt eine wilde Wuth, die bei der geringsten Störung seiner Ruhe hervorbrach, eine gefährliche rachsüchtige Tücke, wie diese nur den bösesten eben eingefangenen Wüstenbestien eigen ist. Und in dieser

Gemüthsverfassung blieb der Löwe. Natürlich war nicht mehr daran zu denken, ihn zu den Vorstellungen verwenden zu können, ebenso wenig die Thiere jemals noch einander zu nähern. Im Gegentheil, der Haß zwischen diesen Beiden war so tief eingewurzelt, daß wir sogar die Käfige auseinander stellen mußten, damit sie ihr Athmen und ihre Schritte nicht hörten.

Die todte Xenobia ward von uns noch lange aufrichtig betrauert und wir knüpften an diesen Fall die Moral, daß durch »eine glückliche Ehe« selbst in einem Löwenkäfig ein unbestreitbar günstiger Einfluß auf den Charakter der gefürchtetsten Raubthiere ausgeübt wird, während die »sanften Löwinnen« nicht immer die besten Löwengefährtinnen abgeben.

**Märchen.**



## **Der Schnupfengeist.**

Ehe man noch wußte, was gut oder böse sei, lebte der Schnupfengeist im Himmel. Er war aber immer ein finsterer Gesell und die Engel waren ihm wenig Freund. Wenn er ankam, bließ ein kalter Wind vor ihm her und scharfe Zugluft umgab ihn. Und die Engel brauchten ihn bloß anzusehen, war ihre gute Laune fort. Er hatte aber auch gar kein freundliches Aussehen, denn er war gebildet ganz und gar aus einer dunkelgrauen Wolke, hatte einen Bart von tausend und noch mehr Eiszapfen, selbst mitten im Sommer, und am Hals eine gluthfarbene, dicke Binde von Abendroth und da alle Geister im Himmel, um die Schönheit und Freudigkeit des dortigen Lebens anzuzeigen, einen Kranz auf dem Kopfe tragen, bald von Rosen, bald von Lilien, Veilchen oder Maiblumen, so hatte auch der Schnupfengeist einen Kranz auf, aber — der war von dampfenden, gebratenen Aepfeln! Nun lebte er schon seit geraumer Zeit in dem Himmel, jedoch hatte er noch kein einziges Mal gelacht, und daher wollte auch Niemand mit ihm sprechen, sondern, sobald er sich zeigte,

flohen die Engel. Er aber wurde darob immer finsterer und im Zorn über die Engel drang er ihnen seine eisige Gesellschaft auf. Da sah denn der Herrgott mit Verwunderung, wie die Engel bald die Backen, bald die Stirne verbunden hatten, hörte, daß sie viel nießen mußten, heiser waren und durch die Nase sprachen.

»Was ist denn das mit Euch?« sprach der Herrgott, »ich habe ja hier ein wahres Lazareth!« »O,« erwiderten die Engel, »der böse Schnupfengeist ist schuld! So wie er uns begegnet, sind wir krank, und er gibt sich Mühe, uns recht oft zu begegnen.«

Da erhob der himmlische Vater seine Stimme und rief den Schnupfengeist herbei, damit er sich verantworten möchte. Das Ende war: er wurde aus dem Himmel verbannt. Mit brummigem Lachen ging der Geist fort, und das Thor des Himmels fiel hinter ihm zu. —

Als er nun draußen war, besann er sich: »Wo gehe ich jetzt hin?« Er sah unten die Erde und, ohne lange nachzugrübeln, dachte er: »Na! jetzt will ich da unten leben.« Er flog also hinab, immerzu, immerzu, und erreichte die Erde. — Da kehrte er bald in diesem Hause ein, bald in jenem, bald im Dorfe, bald in der Stadt; doch nirgends, wo er sich zeigte, hieß man ihn willkommen. »Hol' dich der Henker!« rief der Kaufmann, der beim Buche saß und rechnete, wenn

der düstere Geist sich bei ihm blicken ließ. — »Du nichtswürdiger Gast!« rief die sonst sanfte Stickerin und nießte, sobald er bei ihr ins Zimmer trat. — Mit lautem Weinen und Schreien empfingen ihn die Kinder und wollten mit den Füßen nach ihm stoßen. — Was aber dem Geist das Unangenehmste war: wenn er irgendwo nicht bald weichen wollte, so kochte man Kamillenthee und sog dessen Dampf ein, den der Geist gar nicht riechen konnte, oder man trank Fliederthee zum Schwitzen, was ihm geradezu ein Gräuel war, oder man machte heiße Umschläge mit gewärmten Tüchern, die dem Geiste auch unerträglich waren, weil er Furcht hatte, sein Bart schmelze, und unbärtig wollte er nicht gern erscheinen. Endlich sah der Schnupfengeist ein, daß auch auf Erden kein Bleiben mehr für ihn wäre. Aber wo nun hin? — »Nun,« dachte er, »dann bleibe ich gar nicht! Das heißt, ich treibe mich zwischen Himmel und Erde umher.« So that er auch; er flog von der Erde fort und schwebte frei in der Luft. Doch seine Tücken konnte er nicht lassen; bald also kehrte er unten auf der Erde ein, bald suchte er durch die Himmelspforte sich zu stehlen; indeß, dort oben war man sehr aufmerksam, dafür gab es aber um so mehr Unachtsame auf der Erde.

An und für sich jedoch war der Schnupfengeist gar nicht so böse; nur weil man ihn überall haßte und von sich stieß, wurde er solch' eine Plage für Menschen, Thiere und sogar für Engel.

Wie nun aber das böseste Wesen ein Herz hat, das heißt, einen guten Funken in sich, so hatte auch der Schnupfengeist ein verborgenes edles Gefühl und nicht etwa ein Herz von Eis. Ich weiß das; ich bin mit ihm wohlbekannt. Mich besucht der düstere Geist sehr oft. Wir sind so zu sagen befreundet mit einander, und da hat mir der Schnupfengeist einmal heimlich, ganz heimlich Etwas aus seinem Innern anvertraut. Ja, meine Lieben, zu Poeten hat selbst der Schnupfen Vertrauen und enthüllt ihnen sein rauhes Herz. Der Dichter sieht selbst beim verstocktesten Schnupfen eine milde, warme Thräne, wie ich Ihnen gleich durch meine Erzählung beweisen werde.

Es war in einer kleinen Stadt. Dort lebten Mann, Frau und auch eine schöne Tochter in einem kleinen, netten Häuschen. Der Vater war ein guter Mann, aber etwas heftig und streng, die Mutter eine stille Frau, die ihre Hausgeschäfte besorgte; die Tochter nur war sehr schön, sehr still und sehr gut. — Schon lange hatte sie im Geheimen, ganz im Geheimen einen armen Verwandten lieb, der in ihrem Elternhaus lebte und mit ihr auferzogen war. Der Vetter, ein blonder

schöner Junge, hatte sein Mühmchen ebenfalls sehr lieb, auch ganz im Geheimen, und sagte keinem Menschen Etwas davon, nur dem Traumgott und da selbst wurde er roth dabei. Elisabeth aber sagte es selbst dem Traumgott nicht.

In dieses Haus nun kehrte der böse Schnupfengeist ein, ihm behagte die Stille und der Friede dort nicht, und er dachte: »Ich will Euch ein wenig in Bewegung bringen!«

Zuerst also spürte ihn der Vater, der ward höchst ärgerlich, zankte den ganzen Tag und legte sein Taschentuch nicht aus der Hand — Abends, als die Tochter zur Ruhe gehen wollte, gab sie dem Vater, nach täglicher Gewohnheit, einen Kuß. — »Halt,« dachte der Schnupfengeist, »die liebt er,« und schon am nächsten Morgen zeigte auch die Tochter böse Spuren von der Sorglichkeit des unholden Gastes. Aber still ertrug sie es, ohne eine Klage, ohne eine Verwünschung.

»Das ist doch merkwürdig,« überlegte der Gast. Er beobachtete das Mädchen längere Zeit, dann rief er aus: »Das erste Mal, daß man mich nicht verwünscht, ja, daß man mich sogar geduldig und mit einer gewissen Freudigkeit aufnimmt!« Eine große Thräne rann über seine Wange und schmolz einen Eiszapfen

vom Bart herunter. »Dem Mädchen will ich wohl thun,« sagte er weiter bei sich.

Er schaute in ihr Herz; denn er stammte ja aus dem Himmel und konnte das leicht, und bemerkte dort bald die schöne, stille Liebe zu Vetter Richard. Sogleich war sein Plan gemacht.

Er hatte gehört, wie der Vater am Morgen zur Tochter sprach: »Nun hast Du auch den Schnupfen, das hat der Kuß von gestern Abend gemacht. — Ja! ja! man mag sagen, was man will, das Küssen überträgt doch den Schnupfen auf den Andern. Doch! doch! ganz gewiß, und wenn alle Aerzte der Welt behaupten, es ist nicht wahr — hier ist das Beispiel, das lebende Beispiel, vor meinen Augen, meine eigene Tochter!«

Diese Worte überdachte der Schnupfengeist und ging sofort aus Werk. Er gab dem Richard in der Nacht einen Kuß, und dieser bekam davon einen so furchtbaren Schnupfen, daß ihm das Wasser nur so aus den Augen lief.

»Woher hast denn Du den furchtbaren Schnupfen?« fragte ihn am Tage der Oheim.

»Daß weiß ich wirklich nicht,« antwortete bescheiden Richard.

»Du weißt es gewiß; Du wirst ja roth! Du willst es mir nur nicht sagen; — hat Dich doch etwa Elisabeth geküßt?«

»Nein!« betheuerte Richard und wurde roth wie eine Purpurrose.

Jetzt mußte die Tochter kommen — aber auch sie verneinte bescheidenlich, verschämt die Meinung des Vaters; — aber auch sie wurde roth, und ihr Herz klopfte so, daß der Vater es merkte.

»Ich glaube Euch allen Beiden nicht. Ihr habt Euch geküßt; Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Ihr habt Euch geküßt; der Schnupfen ist der Verräther; er bringt es aus Tageslicht. — Sagt einmal, habt Ihr Euch etwa nicht gern?«

Beide schwiegen, denn sie wollten nicht lügen und schämten sich doch auch, die Wahrheit zu sagen.

»Die Wahrheit! die Wahrheit!« rief der Vater, »die reine Wahrheit will ich hören!«

Da endlich gestanden sie, daß sie sich wohl sehr lieb hätten.

»Nun seht Ihr, sagte der Vater, »ich habe Recht. Ihr habt Euch geküßt, heimlich; heimlich; Heimlichkeiten will ich aber nicht, die taugen nicht. Wenn Ihr Euch küssen wollt, thut es in meiner und Aller Gegenwart, nur nicht heimlich, nur nicht heimlich. — Macht mal jetzt gleich den Anfang!«

Da schämten sich die Beiden noch mehr, aber der Vater bestand darauf, und sie mußten es thun, und sie küßten sich noch öfter, und alle Leute wußten nun, der

Richard ist der Bräutigam der Elise, und Elise die Braut Richard's, und nach einem Jahre sagten die Leute: jetzt sind sie verheirathet, die Elise mit dem Richard.

Diese Geschichte ist gewiß wahr, der Schnupfengeist hat sie mir erzählt mit seinem eigenen Munde, er hat sie mir betheuert mit der Hand auf dem Herzen, und ich als Dichter, der bei allem das Edle und Schöne herausfinden muß und es verkünden, ich habe sie niedergeschrieben, um meinen Freund vor der Welt zu rechtfertigen, um den Menschen zu zeigen, daß der Schnupfengeist doch kein grausames, herzloses Ungeheuer. — Der Schnupfengeist ist mir aber auch dafür dankbar, er hat mir von seinem Kranze einen Bratapfel gegeben, an dem ich mir im Winter die Hände wärmen kann, und ich habe an die leere Stelle eine Blume ihm eingeflochten, die heißt Passionsblume, und er trägt sie mit stiller Wehmuth.



## **Das Märchen vom Segelschiff.**

Amalie Hellwig ging am Strande des Ostseebades Misdroy spazieren. Es war ein prächtiger Tag. An dem blauen, lichtvollen Himmel schwebten große, schwere silberglänzende Wolken, ihre Schatten fielen auf das Meer und zeichneten dunkle Flächen in der lebhaft grünen wellenschlagenden Fluth, die noch vom gestrigen Winde stark in Bewegung war. Ein Segel schaukelte fern auf den Wogen und schimmerte abwechselnd weiß im Sonnenlicht und sah dann wieder dunkel und stumpf aus »Wie das Hoffen der Menschen,« seufzte Amalie, indem ihr Auge auf dem Schiffe ruhte, »diesen Augenblick lächelnd und glänzend, in der nächsten Minute düster und farblos.«

Wenn ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen an dem Strande eines Seebades philosophirt, statt an ihr malerisch herabfallendes, aufgelöstes Haar und an die Toilette der allgemeinen Nachmittagsstrandpromenade zu denken — so hat das etwas zu bedeuten, und das Was kann nur aus dem Herzen stammen, denn das echte wahre Weib philosophirt immer mit dem Herzen — Amalie war eine solche unverfälschte weibliche

Natur, und ihr so allgemein gehaltener Seufzer des menschlichen Hoffens hatte ein ganz bestimmtes Ziel; er schwebte darauf hin eine junge, glückliche, liebevolle Frau zu werden; nur — und das war das Wunder — hatte Amalie immer noch keine Person gefunden, an welche sich ihr Sinnen und Sehnen adressirte. Wie viele Offiziere, vermögende junge Kaufleute, reiche Referendare, sogar besoldete Assessoren hatte Amalie nicht schon kennen gelernt, sie hatte schon oft Versuche mit ihrem Herzen gemacht; aber immer war dies wenig interessirt, still und ruhig geblieben — die Liebe, die echte, das ganze Wesen im Innersten ergreifende Liebe war noch nie in Amaliens Herz eingezogen, und dieses sehnte sich nach diesem mächtigen, einzigen Zielpunkt des Frauenlebens — einen geliebten Mann so recht innig und treu damit zu umschließen. Der allgemeine Seufzer mit all seinen traumhaft halbdunkeln, halbleuchtenden, gaukelnden Hintergedanken flog über das Meer hinaus und wiegte sich auf der schäumenden Fluth. . . . ob das kleine Schiff ihn aufgefangen hat? ob es diesen als kostbare Beute betrachtete und jetzt froh damit nach Hause fuhr? — Das Fahrzeug war verschwunden, und Amalie seufzte: »Jetzt fährt es in seinen stillen kleinen Hafen. ..«

Es fuhr aber nicht in seinen kleinen Hafen; ich weiß das besser. Das Schiffchen war kein wirkliches Schiffchen — es war ein Seegespenst, und in diesem wiegte sich der Meergeist auf seiner Fluth und der hatte wirklich Amaliens Seufzer gefangen — der Meergott ist sonst ein finsterer Geselle; er bekümmert sich nicht viel um die Seufzer junger Mädchen; zusammengezogen hat er meist seine düsteren Augenbrauen, sein mächtiges Haupthaar wogt auf und ab wie das quellende Meer, und unter seinem Dreizack, ohne welchen er nie ausgeht, brausen Stürme hervor und zucken Blitze über sein wüthend brüllendes Element. Jedoch auch der finstere Geist hat Stunden, wo ihn ein so recht unschuldiges schönes Menschenwesen rührt, ganz besonders, wenn er es am Strande wandeln sieht, die goldschimmernden Haare lang herabfallend aufgelöst, die weichen, runden, rosig angehauchten Kinderwangen vom leisen Wind umkost und die träumerischen Augen den leuchtenden Himmel der Jugend wieder spiegelnd. So etwas macht selbst des Sturmgottes Herz warm, und unser Geist auf dem kleinen Schiffe legte seinen Dreizack wie ein Gewehr über die Schulter und fuhr in freundliches Sinnen versunken nach Hause. Das heißt nach einiger Zeit gedankenvollen Schaukelns tauchte er mit seinem Schiffchen hinab in sein kühles, dämmerig dunkles

Reich. Dort ging er auf dem Meeresgrunde spazieren. Er hatte nachdenklich seinen weißbärtigen Kopf in die Hand gestützt, hielt sich das Kinn und murmelte: »Ein hübsches Kind — und so schwer seufzen. Ein gutes Mädchen, das sah ich ihr an, und hier an meiner Fluth seufzend, wünschend — sollten wir nicht einmal« — er sprach wie alle mächtigen Beherrscher in der Mehrzahl — »sollten wir nicht einmal auch zur Abwechselung einen unausgesprochenen, süßen Wunsch einer zarten Jungfrau erfüllen können. Wir wollen jetzt auch einmal mit dem zarten Gefühl einer glücklich gefundenen Liebe an uns denken lassen.« Und der Meergott nahm seinen Dreizack, den er während der Zeit seines Ueberlegens an einen unterseeischen Felsen gelehnt hatte, wieder zur Hand, fuhr sich damit sinnend durch die Haare und spazierte eine Strecke weiter. Plötzlich stand er still. . . . »So geht es gut — so können wir es machen, wir bleiben auf diese Weise ganz in unserm Bereich, und die glückliche Erinnerung des Mädchens gehört dann ganz uns an.«

Er tauchte jetzt hervor und richtete seinen Dreizack gegen die Sonne — das schönste Wetter blieb von diesem Augenblick an, und die Tage verschwanden wie die Stunden.

Auch Amaliens Badezeit war jetzt im Fluge zu Ende, und nach der in den Meerbädern üblichen Sitte gehen sämtliche Badegäste bei ihrem Abschiedsbade mit einem Blumenkranz auf dem Kopf in die See, lassen sich diesen von der Fluth fortnehmen und bitten dann den Geist des Meeres, die Kur ihnen gut gedeihen zu lassen und die Wirkung der Bäder zu segnen. Natürlich nahm Amalie ihr Bad ebenfalls mit solch einem Kranz. Ihre Wirthin hatte ihr einen schönen Kornblumenkranz verehrt, und auf dem rothseidenen Band, welches das Blumengewinde schloß, stand mit Goldbuchstaben aufgedruckt: Amalie Hellwig.

Der Meergeist fuhr wieder in der Ferne auf seinem Segelschiffchen, als Amalie ihr letztes Bad nahm. »Dasselbe Schiff!« sprach sie gedankenvoll vor sich, »wie oft werde ich noch an dich mit deinem glänzend weißen frischen Segel in der staubigen Stadt denken müssen — bringe all meine Träume in den Hafen des Glücks, kleines Schiff!« Der Meergeist saß in seinem Boote und hörte Alles. Er lächelte unter seiner ernsten strengen Miene. Amalie hatte jetzt sein feuchtes, brausendes, blitzendes Element betreten, er winkte einer kleinen Welle, und diese, sich zu einem langgezogenen, stets ansteigenden, anschwellenden Wasserstrich erhebend, eilte zuletzt groß wie ein Wall

dem Strande zu — brausend, zischend schlug die durchsichtige, kraftvolle Fluth über Amaliens Haupt zusammen und wie im Triumphe trug sie tanzend ihren Kranz in das Meer hinaus. Mit wasserumflorten Augen sah Amalie ihrem Kranze nach. — Wo mag er hingehen — vielleicht zu dem Schiff, doch bevor noch Amalie diesen Gedanken zu Ende denken konnte, war Kranz und Schiff ihr aus dem Gesicht entschwunden.

Es war am Nachmittag. Die ganze Badegesellschaft ging am Strande spazieren. Die Sonne stand schon schräg und warf scharfgoldene, schimmernde Strahlen auf den Saum der Strandwellen, auf die weißen Dünen und, mit dunkelgoldnem Licht sie übergießend, auf die Badegesellschaft. — Amalie promenirte ein wenig hinter ihrer Mutter, die mit einer Freundin lebhaft plaudernd ging; da schaukelte wieder fern das Schiff mit Gold überglüht und ging auf und ab in den Wogen. — »Du winkst mir freudig Abschied zu, und ich muß fort von Dir mit Sehnsucht.« Plötzlich hörte Amalie hinter sich halblaut ihren Namen nennen; »Amalie Hellwig«, ertönte es. — Amalie wendete sich um, und vor ihr stand ein junger Mann, durch ihr unvermuthetes Stillstehen im Gehen aufgehalten, dicht vor ihr still, und dieser hochgewachsene junge Mann hatte — ihren Kranz in der Hand. Und das war folgendermaßen zugegangen.

Heinrich Walden, ein talentvoller junger Kaufmann aus dem nahen Stettin hatte, vom schönen Wetter angelockt, eine kleine Erholungsreise nach Misdroy gemacht. Er war soeben erst angekommen, hatte sich zum Strande begeben, um die Sonne sinken zu sehen, und schaute jetzt gedankenvoll auf das tiefgefärbte, aufblitzende, ewig bewegliche Meer hinaus. Er sah auch das kleine Segelschiff in der Ferne, und wie er so hinsah, schien es ihm, als ob etwas gegen ihn zu treibe. Etwas wie ein Kranz. — Richtig, ein blauer Kranz schaukelte von ferne. Auf den nassen Blumen blitzte das Abendlicht wie Diamanten, — Heinrich streckte die Hand nach dem nahegekommenen Kranz aus, und eine sanft den weichen Sand hinauf leckende Welle warf ihm das Blumengewinde in die Hand. Er nahm seinen Fund, betrachtete das Band und las halblaut für sich »Amalie Hellwig«.

Jetzt standen sich die beiden jungen Leute einander gegenüber und errötheten Beide. »Mein Kranz!« war Amalie unwillkürlich entfahren, und der junge Mann verbeugte sich lebenswürdig lachend vor der Dame.

»Das Meer hat mir auf wunderbare Weise Ihren Namen gesagt, mein Fräulein, und mir das Glück Ihrer Vorstellung jetzt verschafft,« sprach der junge Mann, sichtbar angenehm überrascht von diesem Zusammentreffen.

Amalie ward mit Roth übergossen, sie wußte nicht, was sie sagen sollte, fand keine Worte in dieser Situation, über und über verlegen, kehrte sie sich um und eilte ihrer nichts ahnenden Mutter, die ruhig weiter gegangen war, nach.

»So, jetzt hat er den Kranz, jetzt brauche ich nichts mehr zu thun,« murmelte der Meergeist im tiefsten Baß in seinem Schiffchen, schaukelte noch einige Male auf und ab und verschwand in den Wogen. Bei seinem Hinabtauchen stieß er aber, als ob er sich von einem ihn beengenden Geschäft befreit fühlte, so gewaltig ausholend nach allen Seiten mit seinem Dreizack in das Wasser, daß Sturm aufstand, die Wellen hoch sich aufbäumten, dunkles Gewölk sich ansammelte, und Regen, viel Regen auf die brausenden Wogen herniederfloß. Amaliens Heimreise mußte des Unwetters wegen aufgeschoben werden.

Während dieser trüben Stunden traf Amalie auffallend oft mit dem Kranzfinder zusammen. Amalie konnte sich drehen und wenden, wohin sie wollte, immer war dort der junge Mann anwesend, und merkwürdiger Weise ersah ihn ihr Auge, das doch diesen jungen Mann vermeiden wollte, aus dem dichtesten Menschengewirr immer zuerst.

Das eine wie das andere hatte seine guten Gründe. Als Amalie in der Abendlichtbeleuchtung so plötzlich



erröthend vor dem Herrn Walden stand — er den Kranz mit ihrem Namen in der Hand, sie so schamhaft jungfräulich verlegen, machte diese Mädchenerscheinung einen tiefen Eindruck auf des jungen Herrn Walden Herz, und Amalie ersah plötzlich in der schlanken, jugendfrischen, angenehm lächelnden Gestalt, die ihren Kornblumenkranz so ritterlich hielt — »ihr so lang erträumtes Ideal«.

Das schlechte Wetter dauerte fort, die Fahrwege wurden immer grundloser, und das Meer blieb stürmisch. — In dieser Zeit mußte es sich nothwendig fügen, daß die kurze Bekanntschaft am Strande erneuert wurde. — Beide junge Leute fanden sich nicht getäuscht, und Amalie sah nichts mehr vom schlechten Wetter; im Gegentheil, es kam ihr vor, als ob ihr Segelschiff da draußen im Meere, das sie oft im Geiste vor sich sah, gar nicht mehr so viel mit Licht und Schatten wie der Menschen Hoffnungen wechselte. — Am achten Regentage schien es ihr sogar ganz weiß stundenlang im schönsten Lichte zu strahlen. — Herr Heinrich sprach gegen Abend noch vertraulich und wichtig mit der Mutter — er wies Briefe nebst Schriften vor, und Amaliens Segelschiff schwebte vom neunten Tage an auf den Wellen im wahrhaften Polkamazurka-Takt schaukelnd und hatte einen unwandelbaren weißen Glanz, der ihr wahrhaft

blendend und berauschend lichtvoll erschien. — An diesem Tage hatte aber auch Amalie von Herrn Heinrich Walden den ersten, den Verlobungskuß bekommen. —

Das ist das kleine Märchen von dem Segelschiff.

## **Lizzie's Schwur.**

Miß Castor war schon durch mehrere Saisons die stolzeste Schönheit von New-York, nicht nur ihrer äußeren Erscheinung wegen, obwohl sie mit ihrer hohen, vollen Gestalt, den großen schwarzen, sieghaften Augen, der edlen weißen Stirn, dem weichen dunklen Haare und dem charakteristischen rothen Munde in dem blassen Gesichte völlig diese Bezeichnung verdiente; sie verdankte diesen Ruf hauptsächlich ihrer kalten, unnahbaren Gemüthsart, dem stolzen, ablehnenden Wesen, welches sie besonders der Herrenwelt gegenüber zur Schau trug.

Während Lizzie Castor gegen die Frauen die Liebenswürdigkeit selbst war und sich sanft und gutherzig zeigte, hatte sie für die Männer und vorzüglich für die jungen, die sie mit Huldigungen überhäufte, nichts als ironisches Lächeln und spöttische, kühle, kurze Worte. Sie reichte ihren glühendsten Verehrern kaum die Fingerspitzen und behandelte sie, als ob sie Luft wären — und doch waren unter diesen jungen Leuten viele ernsthafte Freier, reiche, schöne, gescheidte Männer, die jedes

andere Mädchen als »vortreffliche Partie« mit Vergnügen angenommen hätte — und Lizzie Castor war doch schon dreiundzwanzig Jahre alt.

Allerdings konnte ihr Vater stolz sein. Ihr Vater gebot über Millionen; er gehörte als politische Person zu den ersten der Stadt; er führte ein fürstliches Haus und »herrschte« als Industrieller über mehrere Tausende von Arbeitern und Angestellten aller Art. Lizzie selbst hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen; sie sprach die vier Weltsprachen und war eine talentvolle Dilettantin in fast allen Künsten; denn die Natur hatte sie an Geist und Körper in gleich hervorragender Weise begabt. Jedoch das allein konnte — wie man sich ganz richtig sagte — nicht die Ursache dieser ablehnenden Kälte gegen die Herrenwelt sein; sie widersprach zu sehr allen übrigen Eigenschaften dieses Mädchens. Man schloß deshalb, daß Lizzie tief in ihrem stolzen Herzen eine unglückliche Liebe trüge, daß Derjenige, welchen sie wollte, sie nicht mochte, und ihr Herz deshalb für alle Anderen gänzlich todt wäre. Das Gerücht brachte ihr Herz in Verbindung mit John Dobson, einem eigenthümlichen Manne, der früher ein überaus häufiger Gast im Hause Castor gewesen war, aus dem man jedoch nie recht klug wurde, ob er wirklich zu den Verehrern des Fräuleins gehört hatte. Dobson war

durch Speculation in Silberbergwerksactien sehr reich geworden; er hatte den Ruf eines unglaublich glücklichen Geschäftsmannes; er war die Ruhe selbst; nichts brachte ihn in Aufregung; er sprach wenig und handelte bedächtig und sicher. Der Erfolg heftete sich an seine Sohlen, und was er in seiner ruhigen, entschlossenen Manier in die Hand nahm, gelang und schlug zu seinem Glücke aus.

John Dobson war kein ganz junger Mann mehr; er mochte schon in der Mitte der Dreißiger sein — er tanzte nicht, rauchte nicht, spielte nicht, trank nicht und sah keine Dame so an, daß sie je an seinen Blick Hoffnungen irgend welcher Art knüpfen konnte. Er begegnete allen gleich höflich; seine Unterhaltung war stets ernst, und seine Bemerkungen zeugten von einem durchdringenden scharfen Verstande und überraschend feinem Beobachtungsvermögen und seltsamer Weise von viel Phantasie. Wer von allen Damen konnte sich aber rühmen, mit ihm mehr als fünf Minuten gesprochen zu haben? Lizzie allein. Diese würdigte er in seiner gemessenen Manier seiner stets still und wenig laut geführten Unterhaltung — und Lizzie hörte ihm zu mit weitgeöffneten glänzenden Augen; sie bevorzugte ihn, soweit ihr Stolz dies zuließ, sichtbar; Dobson zeichnete sie in seiner Art vor allen übrigen weiblichen Wesen aus —

und dennoch erschien er plötzlich nicht mehr an den Gesellschaftsabenden im Hause Castor, und man sah ihn fortan nirgends, wo Lizzie zugegen war.

Es muß etwas zwischen ihnen gegeben haben — sprach man in der Gesellschaft — und das Gerücht hatte Recht: es hatte etwas gegeben.

Eines Tages war Dobson zu einer ungewöhnlichen Zeit, am Vormittag, bei Lizzie erschienen; er hatte ihr fest in die Augen gesehen und dann gesprochen:

»Fräulein Lizzie, sie müßten kein Weib sein, wenn Sie nicht wüßten, wie es mit mir stände. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie mehr Antheil an mir nehmen, als an den anderen Männern, welche Sie umschwärmen. Ich biete Ihnen Hand, Herz und Vermögen — können Sie sich entschließen, mein Haus zu theilen?«

Zornsprühend hatte ihn darauf Lizzie angesehen. Sie ergriff die Hand nicht, die er ihr bot; sie trat einen Schritt zurück, und geisterbleichen Gesichts, mit glühenden Augen und bebenden Lippen rief sie ihm entgegen:

»Nein — nie, nie!«

Dobson sagte nichts; er schaute sie nur verwundert und etwas blässer als sonst, im Uebrigen so ruhig, sicher und klar wie immer an.

Lizzie wurde noch blässer; ihr Athem flog.

»Zehntausend Fuß unter der Erde will ich Ihr Weib werden,« rief sie höhnisch lachend. »Ja, wenn wir uns zehntausend Fuß unter der Erde wiederfinden, dann wiederholen Sie Ihren Antrag« — fuhr sie zornbebend fort — »dort bieten Sie mir Ihre Hand, und ich werde sie dann nehmen, John Dobson,« schloß Lizzie mit vor Ingrimm und Spott funkelnden Augen.

Ueber Dobson's ruhige Züge huschte jetzt etwas wie Licht, und um seinem feinen Mund spielte ein fast humoristisches Lächeln. Nur eine Sekunde! Er war wieder so ruhig, bedächtig und sicher wie immer.

»Sie sprechen im Ernst, Fräulein Castor?« fragte er höflich.

»Ja — zehntausend Fuß unter der Erde — das schwöre ich!« antwortete Lizzie mit fast wildem Blicke und zuckendem Munde.

»Ich habe ihr Wort,« erwiderte darauf freundlich John Dobson und entfernte sich mit einer tiefen und höflichen Verbeugung.

Als er fort war, eilte Lizzie in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Bett und preßte das Gesicht in die Kissen, um ihr heftiges Schluchzen und Weinen zu ersticken; denn sie hatte Dobson geliebt, heiß, wild, leidenschaftlich, wie sie nur lieben konnte, und liebte ihn noch. Sie hatte ihn abgewiesen, weil seine Ruhe und würdige Männlichkeit sie tief beleidigte.

Sie hatte gehofft, ihn als Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, wie ihre anderen Anbeter, und was sie bei jenen verachtete, ja haßte — das ersehnte sie mit der ganzen Kraft ihres heißblütigen, stolzen Herzens von diesem Manne. Sie hätte sich ihm mit jubelndem Herzen in die Arme geworfen, wenn er ihr nur ein wenig die Cour gemacht, sie bewundert, ihr ein schmeichelndes Wort gesagt haben würde, nur einmal, nur auf eine Stunde den Anbeter, den Liebhaber ihr gegenüber gezeigt hätte; sie hätte ihr Leben gegeben für einen schwärmerischen Aufblick aus seinen Augen, für einen Handkuß, für eine Minute Schmachts, für Zeichen, daß seine ruhige, stolze, in sich gefaßte Männlichkeit besiegt sei durch ihren Zauber. Nur ein Atom von dem seinerseits, womit sie überschüttet wurde von Anderen — aber nichts von dem gewann sie ihm ab. — Er hatte keinen Blick für ihr heißes Wünschen, für ihr Sehnen, welches monatelang ihr Inneres verzehrte.

Gegenüber ihrer heißen Liebe — so sah Lizzie dies an — behielt er seine empörende Gleichgültigkeit und zeigte eine Sicherheit, wie ein Basilisk, der einen kleinen Vogel gebannt hat und ihn verschlingt wenn es ihm gutdünkt. Dieses Vögelchen wollte sie nicht sein; er sollte sich in seiner unfehlbaren Sicherheit doch getäuscht haben, und als er nun ohne weiter



vorhergegangene Annäherungen — in Lizzie's Sinn — so mir nichts dir nichts mit seiner Werbung kam, da explodirte der seit Langem angehäuften Zündstoff der Leidenschaft und des Verdrusses bei Lizzie in der Art, wie wir das gesehen haben.

Lizzie war nach diesem verhängnißvollen Vormittag noch bleicher als sonst, ihr Mund fester verschlossen und ihre Haltung noch stolzer und ablehnender als früher.

Dobson schien Lizzie nie näher gekannt zu haben.

In der Gesellschaft jedoch hieß es von der Zeit an: Miß Castor habe eine unglückliche Leidenschaft für John Dobson, und das sei die Ursache ihrer Gleichgültigkeit und Kälte gegen alle anderen Männer.

Herr Castor, der Vater, hätte John Dobson sehr gern als seinen Schwiegersohn gesehen. Er sprach sich nach der Katastrophe, von der er nichts Näheres, weder von seiner Tochter noch von Dobson erfahren, gegen Lizzie deshalb aus.

»Dobson kommt nicht mehr in unser Haus,« begann Herr Castor diplomatisch. »Ihr müßt Euch gezankt haben.«

»Wir haben uns gezankt,« erwiderte darauf eiskalt Lizzie.

»Er ist ein ehrenhafter, reicher, nobler Mann, den ich vor Allen gern als Deinen Gatten gesehen hätte,«

fuhr Herr Castor mit mehr Gefühl, als er sonst merken zu lassen pflegte, fort.

»Er hat einen Leberfleck an der linken Wange,« warf Lizzie scheinbar frivol und spöttisch leicht hin.

»Es ist nicht der Leberfleck, der Euch trennt,« sprach darauf ernst Herr Castor und richtete seine klugen, scharfen Augen auf seine Tochter: »das ist nicht Deine Art, um eines Leberfleckes willen einen Mann wie Dobson zurückzuweisen; es ist die Eitelkeit und der Hochmuth Deines Herzens, der auch diesen edlen Mann verwirft. Du machst Dich sehr unglücklich,« schloß darauf der kluge, starre Geschäftsmann auffallend weich. »Es ist mir leid um Dich, wie um Dobson.«

Darauf sprachen Vater und Tochter nicht mehr über diesen Gegenstand.

Herr Castor aber verkehrte jetzt mehr mit dem abgewiesenen Freier seiner Tochter als früher, stets jedoch außer seinem Hause, und Dobson lebte so ruhig und dem Anschein nach mit sich und der Welt durchaus zufrieden, wie bisher.

Und Lizzie?

Wer in ihr Herz hätte blicken können, der würde unter ihrem Stolz und ihrer Kälte eine heiße Gluth entdeckt haben, deren Gewalt noch geschürt wurde, durch Reue und Verzweiflung darüber, einen Mann

wie Dobson, den sie jetzt ganz zu erkennen anfing, dessen so ruhige, männliche Entsagung und Treue — denn er näherte sich keiner anderen Frau — ihr immer mehr imponirte, immer mächtiger ihre Achtung gewann und ihr eine immer tiefere Leidenschaft einflößte, von sich gestoßen zu haben.

So vergingen zwei Jahre.

In dieser Zeit näherte sich Dobson Fräulein Castor nicht; jedoch fiel es scharfen Beobachtern — und solche giebt es in der Gesellschaft immer — auf, daß der Mann, welchen eine schon halb verklungene Sage mit der stolzen Schönheit in Verbindung gebracht, diese sozusagen umkreise, allerdings in einem sehr weiten Kreise und so vorsichtig, zurückhaltend und unmerklich, daß nur wenige dies wahrnahmen; denn andere, gleichfalls feine und geschickte Beobachter des vornehmen New-Yorker Lebens bestritten das entschieden.

Da reiste Dobson plötzlich nach der alten Welt; er unternahm eine Vergnügungstour, und wenige Wochen später hieß es, daß auch Herr Castor eine Tour nach Europa machen wollte.

Das Gerücht log nicht.

Eines Tages eröffnete Herr Castor Lizzie seine Absichten.

»Ich mache eine Sommertour nach London, Paris, Neapel und so weiter,« begann er ziemlich kurz und geschäftsmäßig beim Diner zu Lizzie. »Ich will und kann Dir nicht verhehlen,« fuhr Herr Castor fort, »daß Dobson schon drüben ist und mich eingeladen, ihm zu folgen: ich sage nicht, daß ich mich ihm anschließen werde für die ganze Reise — ein Zusammentreffen mit ihm ist jedoch sicher und unvermeidlich, und ich frage Dich deshalb, ob Du mit willst.«

Lizzie wurde blaß, und dann flog eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht — jedoch ohne einen Moment sich zu besinnen, antwortete sie:

»Ich werde Dich begleiten, Pa! Europa ist groß; wir werden nicht immer beisammen sein, und eine Begegnung mit Dobson fürchte ich nicht —«

In Herrn Castor's unbeweglichem, hartem Gesicht leuchtete etwas wie Befriedigung, ja fast wie verhaltene Freude.

Lizzie merkte dies nicht; denn sie schaute beharrlich zu den großen, grellen, weißen Wolken draußen am Himmel auf und suchte mit aller Macht ihre Erregung und das heftige Klopfen ihres Herzens niederzukämpfen.

Als sie in ihrem Boudoir war, seufzte sie aus tiefster Seele, und in ihre starrblickenden leidenschaftlichen Augen kam ein Ausdruck von Schmerz, und dann

wurde deren Feuer milde; um den festen Mund zuckte es verrätherisch, und die stolze Schönheit weinte lautlos und heiß.

»Ich liebe ihn heut wie vor Jahren,« sprach es in ihrem Herzen; »aber ich werde ihm nie angehören können — ich Thörin! Es steht ein Schwur zwischen ihm und mir, und ich werde mich nie so demüthigen können, ihm zu zeigen, daß ich wünschte, jene höhrenden Worte damals nicht ausgesprochen zu haben. Er hat es auch so ernsthaft genommen, wie es ihm entgegen geschlendert wurde — diese zwei Jahre haben mir bewiesen, daß er fest an meinen Worten hält; sonst hätte er doch versucht, sich mir wieder zu nähern. Gelegenheiten boten sich ja in Fülle. Ich habe, grausam gegen mich selbst, aus Thorheit, Eitelkeit, Laune mein Liebesglück verscherzt, aber ich werde ihn wiedersehen, vielleicht sprechen, in seiner Nähe weilen — und schon das erscheint mir ein Glück, wenn es auch ein sehr schmerzliches sein dürfte.«

So sprach Reue, Gram und resignirte Hoffnung in dem Herzen des leidenschaftlichen Mädchens.

Dem schnellen Entschluß des Herrn Castor folgte amerikanisch rasch die That, und drei Wochen später waren Herr Castor und Fräulein Tochter schon in Paris und trafen alsbald Dobson. Die Männer sprachen sich öfter, und auch Lizzie traf mit Dobson zusammen.

Die Begegnung war jedoch flüchtig; sie wanderten einige Mittagsstunden durch den Louvre. Er war so ruhig, höflich, freundschaftlich und leidenschaftslos wie immer, und Lizzie, deren Brust fast zu zerspringen drohte vom Uebermaß sich widersprechender Empfindungen, benahm sich, ein Raub dieses inneren Kampfes, ganz gegen ihren Willen steif und theilnahmslos.

Dobson verließ Paris und reiste gen Süden; auch Castor fand bald die Metropole Frankreichs nicht mehr interessant genug, um ihn noch ferner zu fesseln, auch er wandte sich der Schweiz zu.

In Luzern trafen Dobson und Castors sich wieder, und man wohnte zufälliger Weise sogar in dem gleichen Hotel. Lizzie und Dobson saßen bei der Mittagstafel neben einander, und Lizzie sprang fast das Herz bei der Freundlichkeit und der stets sich gleichbleibenden, unstörbaren Sicherheit des geliebten Mannes. Herr Dobson erklärte, daß er auf der neueröffneten Gotthardbahn nach Mailand reise — morgen schon.

Herr Castor freute sich, daß er dieselbe Tour am nächsten Tage auch anzutreten gedachte und sie dann wahrscheinlich zusammen reisen würden.

Herr Dobson verbeugte sich artig und sprach schlicht und einfach und ohne jede Erregung aus, daß

ihm das sehr angenehm sei.

Lizzie saß still und schaute auf ihren Teller nieder; sie kämpfte bei dem so heiteren Tone der Worte ihres Nachbars mit Thränen.

Am nächsten Morgen traf man sich auf dem Dampfschiffe und in Fluelen bestieg man die Eisenbahn.

Der Zug war sehr besetzt. Die drei Reisegefährten konnten nicht bei einander sitzen Dobson mußte seinen Platz am Ende des Waggon suchen.

Er ließ sich dort ruhig nieder und beschäftigte sich mit seinem Feldstecher und seinem Reisebuch.

Der Zug stieg in die Höhe, über Wiesen, durch Wald und Felsen, an Wasserstürzen vorbei, über Brücken und Viaducte; der mächtige Koloß, der Gotthard, mit seinen Gletschern trat näher, und Göschenen war erreicht.

Hier hielt der Zug, die Maschine wurde gewechselt, die Lampen im Wagen wurden angezündet, ein langgezogener Pfiff, das Läuten verschiedener elektrischer kleiner und großer Glocken, und hinein fuhr der Zug in den gigantischen Erdwall, der, zehntausend Fuß hoch bis an die Wolken seine ewig eisbekränzten Gipfel erhebend, Italien vom germanischen Lande trennt. Die Erregung der Passagiere war stark; die Temperatur im Wagen stieg,

und die zuerst hellbrennenden Lampen bekamen nun röthliches Licht: das gab dem Inneren der Wagen einen feierlichen, fast düsteren Charakter.

Die Fahrt sollte vierzig Minuten dauern. Zwanzig Minuten waren schon unter dem erwartungsvollen Schweigen der Reisenden verflossen, seitdem man in dem Berge war, und weiter brauste das Dampfroß und die rollenden Wagen dröhnten dumpf.

Da ereignete sich etwas Seltsames.

Ein bisher still auf seinem Platze sitzender Herr hatte sich erhoben und schritt durch den Wagen, bis dahin, wo Herr Castor und, stark verschleiert, die junge Dame, seine Tochter saß.

Es war Herr Dobson, der seinen Platz verlassen.

Er stellte sich hochaufgerichtet vor Fräulein Lizzie hin und sprach mit lauter Stimme:

»Fräulein, wir sind zehntausend Fuß unter der Erde. Ich erinnere Sie an Ihr Wort. Ich biete Ihnen meine Hand, mein Herz, mein Vermögen — wollen Sie mein Weib werden?«

Eine seltsame Pause trat ein: die Wagen rollten; die Lokomotive stieß von Minute zu Minute einen dumpfen heulenden Pfiff aus; rothes Fackellicht fiel von draußen schwankend in den Wagen und beleuchtete den großen Mann, der da stand. Er hatte Englisch gesprochen; es waren Engländer im Zuge,



auch die anderen Passagiere mußten ihn verstanden haben; denn Alle hatten sich jetzt von den Sitzen erhoben und starrten verwundert nach dem seltsamen Fremden und der jungen Dame hin, der seine Anrede galt. Athemlos lauschte man den Dingen, die sich da entwickeln würden.

Man bekam nicht viel zu hören, und die Scene fand einen so schnellen Abschluß, wie sie plötzlich und überraschend begonnen.

Die junge Dame erhob sich hastig von ihrem Platze, schlang die Arme um den vor ihr stehenden Mann und flüsterte ihm mit bebender Stimme in's Ohr:

»Ich will Dich tausend — zehntausendmal will ich Dich!«

Plötzlich ertönte ein durchdringender langgezogener Pfiff; das Tageslicht begann zu leuchten; die sonderbare Scene war vergessen; alle Passagiere stürzten an die Fenster, um den Ausgang des Riesentunnels zu sehen.

Der Zug hielt, und bevor die neugierigen Reisenden sich wieder des Abenteuers, dessen Zeugen sie eben gewesen, erinnern und nach den handelnden Personen dieses originellen Dramas ausschauen konnten, hatten diese eiligst den Wagen verlassen und ihre Plätze waren leer.

Man sah aber noch den blauen Schleier der Miß hinter dem Gerüst von der Alberga di San Gotardo in Airolo verschwinden.

Der Zug fuhr ab, weiter in's italische Land hinein, zu Cypressen und Oelbäumen.

Herr Castor mit seiner Tochter und Herr Dobson machten einen kleinen Spaziergang.

Lizzie ging am Arme Dobson's etwas voraus, indeß Herr Castor eifrig die Gesteinsarten hier zu untersuchen schien.

»Und Du hast die ganzen zwei Jahre daran gedacht?« hören wir jetzt Lizzie ganz glücklich fragen.

»Von dem Moment an, als Du von den zehntausend Fuß unter der Erde sprachst, setzte ich meine Hoffnung auf diesen Augenblick und habe sehnsüchtig auf die Eröffnung der Bahnlinie gewartet.«

»Und bautest so felsenfest auf mein Wort?« frug Lizzie weiter.

»Ich kenne Deinen Charakter und baute auf Dein Wort, weil ich fest glaubte, daß Du mich nur aus Stolz und Laune abgewiesen, da ich fast ein Wenig zu hinterwäldlerisch vorging. Das konnte Dich beleidigt haben — so überlegte ich bei mir — weil ich aber sah und fühlte, daß Du mich liebtest, so schien es mir

unmöglich, daß Du mir ewig zürnen könntest — und die zwei Jahre, in welchen Du alle Freier abwiesest, haben mich in meiner Ansicht, in meinem Glauben, in meinem Vertrauen bestärkt.«

»Und so hast Du mich in meiner Pein gelassen und zwei Jahre lang diesen Moment erlauert?« sprach darauf schmollend, wie jedes andere zärtliche Mädchen, Lizzie.

»Nicht erlauert — aber erwartet,« erwiderte Dobson. »Ich glaubte bestimmt, daß, wenn ich mich Dir wieder genähert, Du mich nun zum zweiten Mal abgewiesen hättest, und dann wäre ich ein einsamer Mann geblieben. So hatte ich schon Dein Wort und konnte Dich beim Wort nehmen, ich wußte, daß Dein Stolz wiederum es nicht zulassen würde Dein Wort zu brechen. In der Secunde, als Du das Spottwort von den zehntausend Fuß aussprachst, stieg bei mir die Idee auf, daß dies das Mittel wäre, Dich Dir selbst abzutrotzen.«

»Du bist ein schrecklicher Mensch,« sagte Lizzie, einen innigen Gluthblick in die Augen des neben ihr dahinschreitenden großen Mannes werfend.

»Nicht schrecklicher als Du, Mädchen. Du hast zwei Jahre mit keiner Wimper gezuckt und fortgeblickt, wenn Du mich gesehen — darauf habe ich ruhig die paar Jährchen abgewartet und Dich

schmollen lassen. Du hast in der Zeit Dein Herz kennen gelernt, und ich eine Million Dollars gewonnen, sodaß wir jetzt ohne Geschäft leben können, wo wir wollen, wenn es Dir gefällt, aus Dankbarkeit gegen den Vater Gotthard, unseren zweiten Schwiegervater, sogar hier in Airolo« schloß Dobson mit dem ihm oft eigenen drolligen Humor.

»Nun, zuerst setzen wir doch unsere Reise nach Mailand fort,« mischte sich jetzt Herr Castor, der mittlerweile das Paar eingeholt und die letzten Worte gehört hatte, in das Gespräch. »Ich möchte doch nicht als Dritter im Bunde diesen ganzen Sommer hier sentimental mit Euch spazieren gehen — das heißt Steine betrachten,« fügte Herr Castor sehr heiter gestimmt hinzu.

»Natürlich, Pa,« antworteten darauf die beiden Glücklichen lachend.

»Weißt Du übrigens,« warf jetzt Lizzie mit ernster Miene ein, »daß dreitausend Fuß an den zehntausend fehlen. Göschenen und der Tunnel liegen gegen dreitausend Fuß über dem Meere, wie ich mich erinnere im Reisebuch gelesen zu haben. Ich habe also dreitausend Fuß noch zu gut und, wenn Du Dich nicht gut beträgst, kann ich diese als Scheidungsgrund geltend machen.«

»O, Deine Rechnung stimmt nicht,« gab darauf lachend Dobson zurück, »ich wußte sehr wohl, daß diese dreitausend Fuß noch fehlen, aber als alter gewiegter Kaufmann habe ich sie verdienen wollen — der Handel ist abgeschlossen und unsere Rechnung quitt. . .«

Die amerikanische Colonie in Rom, wohin die Familie Castor mit Dobson als Verlobtem des Fräulein Lizzie einige Wochen später kam, war nicht wenig überrascht durch das fast gleichzeitige Eintreffen der Verlobungsanzeige im »Herald« und der beiden »unglücklichen« Liebenden, an deren Zusammenfinden sich höchst seltsame Legenden knüpften.

Was wir davon erlauscht, haben wir unsern Lesern hier mitgetheilt.

## Das möblirte Zimmer.

Ein Chambregarnist, das heißt ein so armes Menschenkind, das in einer großen Stadt gezwungen ist, ein möblirtes Zimmer zu bewohnen, gehört jedenfalls zu den bedauernswürdigsten Wesen, — denn zu einem sehr großen Theil werden nur diejenigen Zimmer von Familien vermietet, welche für diese überflüssig sind, und wenn man einen Wohnraum ausscheidet, so wählt man gewöhnlich nicht den behaglichsten und angenehmsten — das liegt in der menschlichen Natur, und ganz besonders in jener der Familie, und außerdem ist ja der Chambregarnist fast immer ein junger Mann, der bei Tag im Geschäft und Abends im Wirthshaus oder im Café sich aufhält. Was schadet es da also, wenn der Ofen raucht, die Stube über dem Hauseingang liegt, besonders im Winter die Eigenschaft eines angehenden Eiskellers hat, unter ihr eine Fellniederlage etablirt ist oder daneben ein Zimmtmagazin sich befindet — der junge Mann spürt das nicht, er hat einen gesunden Schlaf und Morgens früh geht er fort.

Ich, ein unglückseliger, nicht mehr ganz junger Mann und Chambregarnist, hatte die eben geschilderten Erfahrungen recht gründlich gemacht — innerhalb sechs Monaten achtmal mein Logis gewechselt. Das erste Mal wohnte ich über einer Kupferschmiedwerkstatt, die letzten drei Stuben hatten einen Zitherlehrer, einen Organisten und eine Klavierspielerin zu unmittelbaren Nachbarn. Ich war so weit gekommen, daß ich das Wort Kupfer nicht mehr aussprechen hören konnte und die Musik bitterlich haßte.

Aus dem Centrum der Stadt wandte ich mich nach der Vorstadt — dort, wo die Hausreihen durch Gärten ab und zu unterbrochen waren und man von den obersten Stockwerken in's nahe freie Feld und zur fernen Haide sehen konnte; würden doch wohl weniger Gewerbe betrieben und nicht so viel Musik gemacht werden — so kalkulierte ich und schritt auf ein hübsches altes Haus zu, das im Intelligenzblatt »ein freundliches, angenehmes, ruhiges Zimmer für einen Künstler« ausgeschrieben gestanden. Das lockte mich, ein Künstler, ein Zeichner war auch ich und mich dürstete förmlich nach Ruhe und einem angenehmen Zimmer.

Zwar lag das Haus nicht in einem Garten, wie ich mir beim Lesen der Annonce dieß vorgestellt hatte —

es war sogar sehr stark von alten winkligen Bauwerken umgeben, aber von den oberen Fenstern aus mußte man über diese fort eine schöne Aussicht haben, zudem war die Straße wirklich so recht idyllisch ruhig.

Ich überlegte daher jetzt nicht mehr lange und schritt auf das Haus zu.

Der Wirth war sehr freundlich

»Das Zimmer ist allerliebste, sagte er, »allerdings Mansarde und im dritten Stock gelegen, aber sehen Sie es sich nur an, lieber Herr — wer das Zimmer gesehen, hat es stets gemiethet,« überredete der Wirth.

»Und doch steht es jetzt leer,« wagte ich dagegen einzuwenden.

»Ja — der letzte Miether, ein Graveur, hat geheirathet. Dagegen ist für uns Vermiether kein Kraut gewachsen. Ich weiß übrigens nicht, ob er sich nicht jetzt schon hie und da wieder nach seinem stillen Zimmerchen bei mir zurücksehnt,« setzte der Mann mit eigenthümlichem Blinzeln hinzu.

»Nun — ich will das Zimmer ansehen,« entschloß ich mich.

Wir stiegen endlose Treppen hinauf, bis wir das Dach sahen. Ein langer, halbdunkler Flur mit mehreren Thüren zur Seite wurde durchschritten und



der Wirth öffnete eine Thür, durch welche blendendes Licht mir entgegenströmte.

Ich trat in ein geräumiges, wirklich hübsches Zimmer, aus dessen einem großen, allerdings etwas schräg durchbrochenen Fenster ich eine prächtige Aussicht zunächst über ein Halbdutzend Hausdächer, dann aber über Feld und Au bis zum fernen, bläulich-duftigen Walde hatte.

Das Zimmer war reinlich, nett möblirt, der Preis mäßig und ich miethete es.

»Wer wohnt neben mir?« frug ich, da ich Geräusch durch die wahrscheinlich dünnen Wände hörte.

»Ein alter Herr mit seiner Tochter. Ein kleiner Rentier!« gab der Wirth Auskunft.

»Spielt die Tochter Klavier?« fragte ich.

»O bewahre!« versicherte der Wirth. »Sie hat dazu keine Zeit, sie führt die Haushaltung und stickt für Geschäfte,« beeilte sich der Wirth mich zu beruhigen.

»So, dann kann das Geschäft abgeschlossen werden!« sagte ich und zahlte das Angeld.

Am nächsten Morgen saß ich schon in meinem neuen Zimmer, fühlte mich überaus behaglich und zeichnete ein Rudel Rehe im lauschigen, heilig-stillen Walde.

Hilf Himmel — was war denn plötzlich das!

Ein entsetzliches Tönen drang da mit einem Mal aus dem Nebenzimmer — Töne, welche, wie mir schien, die Mauern Jerichos gleichfalls hätte umblasen können.

Es war ein schöner Choral, der dort angestimmt wurde — aber ich hatte in meiner Wuth kein Gefühl für die Erhabenheit und Innigkeit von: »Wie schön leucht't uns der Morgenstern«. Ich gestehe es — ich war so außer mir, daß ich alle Instrumente und alle Choräle der Welt verwünschte, obwohl ich ja sonst den alten, ehrwürdigen Melodien des Gesanges und des Orgelspieles in der Kirche mit Andacht und Ehrfurcht lauschte.

Ich fuhr mir mit beiden Händen an den Kopf, ich sprang verzweifelt vom Stuhl auf, so daß dieser polternd hinter mir auf den Boden fiel, und ich lief wüthend in dem Zimmer von einer Wand zur andern, indeß nebenan in mächtiger Feierlichkeit und in weihevoll gehaltenen Tönen »in Gnad' und Wahrheit von dem Herrn« dazu weiter schallte.

Wie ich darauf die drei Treppen zu dem parterre wohnenden Wirth hinunterkam, weiß ich nicht. Plötzlich stand ich, nach Athem ringend, vor ihm und keuchte ihm entgegen:

»Mein Herr! Sie haben mich schändlich hintergangen. Sie haben mir verschwiegen, daß ein

Musikant, der ein entsetzliches, hirnerschütterndes Instrument bläst, neben mir wohnt und da sein schauerhaftes Wesen treibt!« schrie ich fast, als ich wieder etwas zu Athem kam.

»Ich habe nichts verschwiegen,« vertheidigte sich der Hauswirth, »der Mann ist kein Musikant. Hie und da spielt er aus Liebhaberei die Baßtuba — das hat noch Keinen inkommodirt.«

»Noch Keinen inkommodirt!« rief ich höhnisch und wild. »O, ich kenne diese Liebhabereien. Ich bin seit Monaten von diesen wahrhaft in Verzweiflung gebracht worden und habe mich hier hinausgeflüchtet, weil ich glaubte, hier Rettung zu finden vor der Musik — und jetzt bekomme ich zum Nachbar einen Posaunenbläser. Herr Wirth!« rief ich eisern entschlossen, »entweder ich oder dieser schreckliche Virtuose — entscheiden Sie sich! Ich bleibe keine Stunde länger in dem Logis, wenn ich nicht die Gewißheit habe, daß dies Trompetengezeter bald sein Ende nimmt. Aufgeben wird der Herr sein Trompeten nicht — das kenne ich — also heißt es — entweder zieht er aus oder ich gehe.«

»Sie sind sehr aufgeregt,« erwiderte der Wirth. »Ich hielt Sie für einen ruhigen, überlegenden Menschen. Nun, die Leutchen, so angenehm sie mir als Miether sind, zahlen wenig, ihr Kontrakt ist längst abgelaufen

und nicht erneuert — die Wohnung werde ich immer los, sie ist hübsch und billig. Ich hoffe, Sie werden lange Zeit bei mir bleiben. Wenn Sie etwas mehr Miethe zahlen, will ich den Leuten kündigen. Es kann nämlich wohl sein, daß mir die Wohnung ein, zwei Monate leer steht. Ich lebe nur von diesem Hause und da muß ich doch eine kleine Sicherheit haben.«

So lautete das Raisonement des Wirthes.

»Gut, das sollen Sie haben,« entschied ich; »es ist mir Alles werth, diesen furchtbaren Trompetenkünstler aus der Nachbarschaft zu haben.«

Damit endete unsere Unterhandlung, und ich verfügte mich hinauf in mein Zimmer, um meine lieblichen Rehe im Walde weiterzuzeichnen. Bis zum Abend blieb es ruhig, dann aber — ich hatte eben nach einem ermüdenden Nachmittagsspaziergang einzuschlafen versucht — ertönte jäh im Nebenzimmer im Posaunenton das Abt'sche Schlummerlied: »Schlaf' wohl, schlaf' wohl, schlaf' wohl, du süßer Engel du« — und noch nicht genug damit — eine Frauenstimme begleitete das Trompetengeschmetter.

Ich sprang aus dem Bette, verstopfte mir die Ohren mit großen, dicken Pflocken Baumwolle fest und immer fester — ich zog die Decke über den Kopf, ich dachte an Meeresrauschen, an wogende Getreidefelder

— jedoch an Schlaf war nicht zu denken, die Trompete tönte durch alle meine gewaltsamen Vorstellungen wie die Posaunen des jüngsten Gerichts hindurch, und der Frauenzimmersgesang — obwohl die Stimme jung und nicht unangenehm klang — schien mir wahrhaft höhnisch das Instrument überschreien zu wollen.

In meinem Zorn stellte ich mir die Sängerin mit einem Mund vor, der von einem Ohr zum andern reichte und das Aussehen eines Froschmaules hatte. Endlich schlief ich ein, und was weckte mich am Morgen: »Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh'!« im gefühlvollsten Fortissimo des gräßlichen Instruments.

Ich zog mich rasch an, um hinaus ins Freie zu eilen, um dieser Mahnung zu entfliehen; zum Walde wollte ich hinaus, um dort in der Stille der nicht trompetenden Natur mein Rehbild zu vollenden.

Als ich mein Frühstück eingenommen und mit Mappe und Farbenkasten auf den Gang hinaustrat, kam mir ein junges Mädchen entgegen; sie erschien mir auffallend nett, trotz großer Einfachheit, gekleidet — das Halbdunkel des Flurs gestattete mir nicht mehr zu sehen als ein weiches Madonnenoval, eine hohe Stirn und dunkle Augen. Ihr Gang — ich schaute der

Erscheinung einen Moment nach — war ungewöhnlich elegant und elastisch.

Ohne mich auffällig zu machen, durfte ich nicht länger stehen bleiben. Ich konnte deshalb nicht wahrnehmen, in welcher Thür — es wohnten nach hinten heraus noch zwei Familien im Dachstock — das Mädchen verschwand; sie hatte mich nicht begrüßt, im Gegentheil — sowie sie mich erblickte, den Kopf zur Erde geneigt, als ob sie dort etwas suchte — so war sie stumm an mir vorübergegangen.

Dieser Zufall — denn etwas Anderes war doch wohl das Neigen des Kopfes nicht — verfolgte mich auf meinem Waldspaziergang. Ich sah stets durch das Gebüsch aus dem dunkelsten Goldgrün des sonnendämmerigen Laubdickichts die Gestalt des Mädchens mit der hohen Stirn und dem seltsam gesenkten Haupte auf mich zuschreiten.

»Wer mag sie sein — wohin mochte sie gehören?« fragte ich mich, »ob sie dort oben wohnt — oder vielleicht nur zufällig in Geschäften zu Besuch zu Jemanden ging — —«

Diese Gedanken beschäftigten mich so, daß ich sehr wenig fleißig an meinen Rehen war — dagegen ein neues Blatt Papier auf die Mappe legte und versuchte, den gesenkten Kopf des Mädchens von heut Morgen zu skizziren.

Ich war mit mir sehr unzufrieden — meine Zeichnung sollte noch kolorirt werden — dann hatte ich sie auf Porzellan zu übertragen — das war mein Beruf, mein Geschäft — ich war Porzellanmaler für künstlerische Objekte, wie große Vasen und dergleichen, und statt der Rehe zeichnete ich einen stark gesenkten Kopf eines mir unbekanntes Frauenzimmers. . .

Was waren das für Phantastereien für einen sonst stets so durchaus gesetzten, zielbewußten, praktischen Menschen, wie ich einer bin?

Ich kehrte Abends in meine Wohnung zurück und diesmal — o, welch' ein Glück! — unterblieb das schreckliche Konzert meiner Nachbarn.

Ich schlief die Nacht vortrefflich — stand wohlgemuth am nächsten Morgen sehr früh auf und machte mich sofort an meine Arbeit. Die Rehe wurden kolorirt — die Sonne in meinem Walde begann goldene, lichte Strahlen, die mir herrlich gelangen, durch das Gebüsch zu werfen — da, krach! schmettert es im Nebenzimmer los: »Morgenroth, Morgenroth — leuchtest mir zum frühen Tod!«

»Ja, das könnte auch mich tödten!« schrie ich fast ingrimmig auf. »Gott sei Dank, daß in vierzehn Tagen das Gedröhne ein Ende hat!«

Das Lied aber wollte heute kein Ende nehmen, immer und immer wieder fing der schreckliche Trompeter die Melodie von Neuem an, und nun — es war fürchterlich — variierte der gräßliche Mensch noch.

Ich hielt den Kopf so weit wie möglich zum Fenster hinaus, damit ich weniger hörte. Ich zählte die Spatzen auf den Dächern und hielt überlaut Zwiegespräche mit ihnen, um die Posaumentöne zu übertäuben.

Endlich hatte der entsetzliche Mensch nebenan genug und ich wandte mich wieder zu meiner Waldidylle. Sehr lange hatte ich noch nicht wieder gearbeitet — da störte mich ein leises Klopfen an der Thür.

Ich rief mürrisch und sehr laut »herein«, und in den Rahmen des Eingangs tritt — die Mädchengestalt von gestern früh.

Das Licht fiel voll auf diese und ich erblickte jetzt ein auffallend sanft aussehend schönes Frauenzimmer mit kastanienbraunen Haaren und nicht mit dunklen Augen, wie mir dies gestern im Gang vorkam, sondern mit seltsam leuchtenden hellgrauen — das Schönste an diesem Gesichte war aber die hohe, reine Stirne und der kleine, süße Kirschenmund.

Ich war erstaunt über diesen Besuch und mein Gesicht muß auch diese Ueberraschung ausgedrückt



haben — denn die Schüchternheit der jungen Dame, die, nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen, nicht tiefer in das Zimmer trat, nahm sichtbar zu — das Mädchen bebte und rang nach Worten.

Ich beeilte mich, der peinlichen Situation ein Ende zu machen, indem ich ohne Zwang sehr freundlich und in voller Aufrichtigkeit fragte, welcher Ursache ich das Glück dieses Besuches zu danken hätte?

Statt aller Antwort erfolgte ein Strom von Thränen und heftiges und sehr bald lautes Schluchzen von Seiten des schönen Besuches.

Jetzt wußte ich nicht, was ich machen sollte — Frauen weinen zu sehen, war mir stets im hohen Grade unangenehm. — Es benahm mir die Fassung, es machte mich nervös, sogar zornig auf mich selbst wegen meiner Haltungslosigkeit. Und dies Mädchen in Thränen zu sehen und ihr herzbrechendes Schluchzen so hilflos hören zu müssen, verursachte mir wahrhaft physischen Schmerz.

Ich riß mich gewaltsam empor, ich faßte einen verzweiflungsvollen Muth — ich wollte auf die Weinende zugehen und einige Worte der Beruhigung, Tröstung sprechen — da verstummte plötzlich das Schluchzen, die Thränen versiegten in den Augen des Mädchens, es richtete seinen Kopf empor und trat mit etwas gewaltsamem Muth vor mich.

»Mein Herr!« sprach die schöne junge Dame, »Sie sehen mich so unglücklich durch Ihre Schuld,« begann sie in einem Tone, durch den noch tausend Thränen zitterten.

»Durch meine Schuld?« fragte ich höchlichst betreten.

»Ja!« antwortete sie, die großen grauen Augen fest auf mich richtend, »denn Ihretwegen müssen wir die Wohnung verlassen.«

»So sind Sie also die Gattin des trompetenblasenden Herrn neben mir?« erkundigte ich mich, nicht sehr angenehm berührt durch diese Eröffnungen.

»Ich bin nicht die Frau, sondern die Tochter,« fuhr die junge Dame jetzt fort. »Es ist hart von Ihnen, uns aus diesem Asyl, daß wir seit zwei Jahren jetzt ungestört innehaben, zu vertreiben. Wir haben uns hier oben hinaufgeflüchtet, weil wir glaubten, daß hier das Instrument Niemanden inkommodiren würde — es hat sich auch bisher noch kein Miether beklagt — und jetzt, nachdem wir uns diese Zeit so glücklich und wohl gefühlt, werden wir wieder hinausgestoßen, wer weiß, zu welchen rohen Menschen, und Sie gönnen einem alten einsamen Manne nicht sein so harmloses Vergnügen, die einzige Erholung und Zerstreung

seines Alters — die Erinnerung an jene Zeiten, wo er noch als bedeutender Künstler wirken konnte —«

Und wieder brachen Thränen aus den Augen der jungen Dame und wieder schluchzte sie so tief und schmerzlich.

Mir war bei dieser Rede seltsam zu Muthe geworden. Erst fühlte ich einen freudigen Stich im Herzen, als sie sagte, sie wäre nicht die Frau, sondern die Tochter des trompetenden Herrn — dann verstimmte mich die Vertheidigung des Blasens ihres Vaters, und dann rührte mich ihr Kummer fast selbst zu Thränen.

Ich suchte nach einer Antwort — nach Worten, welche ihr beweisen sollten, daß ich kein Herz von Stein hatte. Ich dachte ihr klar zu machen, durch welche Umstände ich so musikfeindlich geworden — ich sah auf die Erde und sann — da hörte ich die Thüre gehen — ich blickte auf und sah noch das helle Kleid in der Thüröffnung verschwinden — die Thür ging leise in's Schloß und ich war wieder allein im Zimmer.

Ich kam mir wie ein echter Tölpel vor, und dazu noch wie ein unhöflicher, zänkischer, hartherziger, roher, ungebildeter Mensch.

Was hatte ich für ein Recht hier, diese sonst gewiß ganz friedlichen, harmlosen Leute zu vertreiben?

Wenn der Mann ein kindliches Vergnügen darin fand, ab und zu auf der Posaune zu blasen, und ich die Posaune, überhaupt die Musik nicht mehr leiden konnte, besaß ich deßhalb ein Recht, diese Leute zu behelligen — mußte sich die ganze Welt nach meiner Laune richten — durfte deßhalb der Mann die Posaune nicht blasen, weil es mir, dem Eindringling hier, nicht gefiel. . . Morgens und Abends die Viertelstunde? — Wie viel Zeit verlor ich nicht mit unnützem Patiencelegen, mechanischem Bleistiftspitzen, gedankenlosem Durchlesen alter Zeitungsschnitzel — konnte ich diese Beschäftigung nicht auf die Zeit des Posaunenspiels verlegen — dabei würde mich dies doch nicht stören. . . Wie viele Zeit verträdelte ich mit schlechtem Singen und Pfeifen — und jetzt treibe ich einen alten Mann fort, weil er mir täglich eine halbe Stunde Zeit raubt? Warum koche ich Morgens währenddessen nicht Kaffee und reibe nicht beim Abendkonzert meine Farben? — — Die Ohrenqual — sann ich weiter — ist nicht so arg, mußte ich mir sagen. Ein langdauerndes Krähen von einem Halbdutzend Hähnen der benachbarten Höfe — wie ich das oft wahrgenommen — störte mich nicht sehr, und der Lärm war entschieden größer als der dieses Posaunensolos — auch zeichnen mußte sich schließlich dabei lassen —

zum Beispiel Schattenvertheilen und untermalen — diese Gedankenreihe drängte sich mir auf, unmittelbar nachdem der seltsam schöne, überraschende Besuch mich verlassen. Solche Worte sprach mein Gewissen zu mir, und ich muß gestehen, daß mein Gewissen in diesem Fall auffallend ähnlich der jungen Dame sah, die soeben in meinem Zimmer geweint hatte.

Ich saß wohl eine Stunde still vor meinen Rehen und tuschte braun und gelb und kam mir meiner Zimmernachbarn wegen wie ein echter Barbar, wie ein grausamer, eigensinniger, hartherziger, unverträglicher Mensch vor, der seinem Nebenmenschen keine Freude gönnt.

Ich tuschte die Bäume grün, ich malte den Himmel blau, und indem mein Inneres friedlicher, sozusagen sommerlicher gestimmt wurde, kam ich zu einem Entschluß.

Ich zog meinen Ausgehrock an und stieg die Treppen hinunter zu dem Hauswirth.

Er empfing mich etwas erstaunt — gegen vorgestern mußte ich wunderbar sanft und zufrieden jetzt aussehen.

»Herr Bernard — ich habe den Leuten gekündigt,« so sprechend empfing er mich — »Sie werden zwei Thaler monatlich mehr nicht zu viel für den Ausfall finden,« fügte er sanft hinzu.

»So, Sie haben gekündigt?« erwiderte ich, weniger erfreut, als der Wirth geglaubt haben mochte, »das war etwas schnell.«

»Aber, verehrter Herr! Sie haben mich ja förmlich dazu gedrängt, sofort zu kündigen, Sie wollten ja keine Minute mehr ohne diese Gewißheit im Hause bleiben. Sie brannten ja förmlich darauf, die Leute oben fortzuhaben,« fiel der Wirth etwas ungeduldig ein.

»Allerdings,« erwiderte ich, »das Blasen war mir sehr unangenehm — besonders im ersten Augenblick — ich vermuthete eine stille Nachbarschaft — ich war am allerwenigsten auf einen Blechbläser gefaßt — die Töne erschreckten mich, sie regten mich auf und erregten meinen Zorn — doch nachdem« — fuhr ich bedächtig fort — »ich den Mann öfter habe blasen hören, entdeckte ich, daß er ein Virtuose auf dem Instrument ist — das ist kein gewöhnliches Dilettantenspiel, wie ich in meiner Ueberraschung zuerst gefürchtet. Es ist mir allerdings nicht angenehm — nein, keineswegs« — versicherte ich — »jedoch ich glaube, daß ich mich an diese Posaune gewöhnen werde — man gewöhnt sich ja an so Vieles,« flocht ich philosophisch ein, »was Einem zuerst auf das Peinlichste unangenehm war.«

»Also wünschen Sie, daß ich die Kündigung rückgängig mache?« unterbrach mich der Hauswirth. Sie nehmen Ihre Bedingung, dieser Nachbarschaft wegen fortzuziehen, zurück?« forschte der vorsichtige Hausbesitzer.

»Ja!« antwortete ich schnell. »Ich will wenigstens nicht die Veranlassung sein, daß diese vielleicht sonst ganz guten, rechtlichen und bescheidenen Leute meiner Person wegen aus der Wohnung müßten.«

Der Wirth sah mich forschend an. Es war mir zu Muth, als würde ich roth, und ich machte mir mit meiner Uhrkette zu thun.

»Das klingt anders als vorgestern,« ließ sich darauf der Wirth vernehmen. »Ich habe mit der Kündigung auch einen Tag gewartet. Ich dachte, vielleicht würden Sie sich's anders überlegen — Sie waren so sehr im Eifer — da Sie aber auch am nächsten Morgen wie wüthend aus dem Hause stürmten und den ganzen Tag nicht heimkamen, dachte ich, es wäre ihr unabänderlicher Entschluß, und sagte den Leuten, sie müßten schon Ende des Monats ein anderes Logis suchen, der neue Herr, ein berühmter Maler, der dort neben ihnen eingezogen, könnte das Trompeten absolut nicht ertragen. Man war recht böse auf Sie,« fuhr der Wirth gemüthlich plaudernd fort, »und besonders Fräulein Anna, sie sagte: sie hätte das Ihnen

nicht zugetraut, Sie sähen sonst so anständig und nicht so roh und oberflächlich und leichtfertig wie die anderen jungen Leute aus; sie hätte geglaubt, Sie würden für Musik ein fühlendes Herz haben.« Hierbei sah mich der Wirth wieder so — ja, wie soll ich sagen — impertinent an, daß ich mich eiligst gezwungen fühlte, meine Uhr zu ziehen und das Zifferblatt zu studiren. — — »Nun, es freut mich, daß die Parteien einig,« schloß der Hausbesitzer. »Ich werde dem Herrn Selke sogleich den Umschwung in der Witterung kundthun,« endete, wie mir schien, etwas malitös spöttisch der Wirth.

»Ja, thun Sie das,« bestärkte ich ziemlich verlegen und entfernte mich aus dem Zimmer.

Am Abend desselben Tages ließ sich im Nebenzimmer mit auffallend sanfter, getragener Stimmführung die Posaune vernehmen; sie blies ganz prachtvoll: »Nun ruhen alle Wälder«, und dieser gewaltige Gesang der Posaune wurde begleitet von einer geradezu wunderbar süßen Frauenstimme.

Ich lauschte athemlos. Ich war ganz verduzt zuletzt. Wo hatte ich denn bisher meine Ohren gehabt — waren die Posaune und die Frauenstimme gestern und vorgestern von einem mißgünstigen Zauber verhext gewesen, oder bin ich jetzt von der liebevollen Fee Almansorine aus Lumpazi verzaubert?



Das Konzert rührte und entzückte mich — der Posaunenbläser war ja ein wirklicher, wahrhafter Künstler auf seinem Instrument, und seine Tochter — Anna hieß sie — ja, Anna — ich hatte den Namen, welchen der Wirth verrieth, nicht vergessen, hatte die süßeste, sympathischste Stimme von der Welt.

Als der Vortrag im Nebenzimmer zu Ende, ward ich wahrhaft traurig, und ich schmachtete förmlich nach dem Choral morgen und sehnte mich danach, daß die Posaune wieder von Frauengesang begleitet sein möchte.

Der nächste Morgen brachte aber nur: »Ihr Freunde, seht, es strahlet der Morgen!« aus der Stummen als Posaunensolo — also ohne die Frauenstimme. Ich fand, daß der Mann sehr schön blies — die Posaune aber erst durch eine weibliche Stimme, welche sie begleitete, ein wahrhaft herrliches Instrument sei.

Am Abend jedoch erfreute und entzückte mich ein italienisches süßes Duo.

So ging es viele Tage, aus Sommer wurde Herbst. Wenn an irgend einem Tage das Konzert nebenan ausfiel, kam mir der Tag als ein verlorener vor. Ja, ich darf sagen, daß ich von einem Tag zum andern nur für die Abendkonzerte lebte, denen ich andächtig, dicht an der Wand sitzend, von wo ich mein Bett abgerückt hatte, lauschte.

Meine schöne Nachbarin sah ich fast täglich Morgens, wenn sie die Einkäufe besorgte, hie und da auch auf der Straße. Wir grüßten uns höflich und freundlich, sie schien sich aber vor mir zu geniren und wich jeder etwaigen Begegnung — und ich suchte eifrig eine solche herbeizuführen — sorgfältig aus. Auch ihren Vater sah ich. Es war ein auffallend kleiner, dünner Herr, dem ich eine solche Lungenkraft, wie sie zur Bewältigung des mächtigen Instruments gehörte, gar nicht zugetraut hätte. Er grüßte mich nur sehr kühl und sah mich ziemlich unfreundlich an, er schien nicht vergessen zu können, daß ich einst sein Spiel und sein geliebtes Instrument verachtet.

Ich wartete immer auf ein glückliches Ungefähr, das meinen Eifer, in nähere Berührung mit meinen Nachbarn zu kommen, zum Ziele führen sollte — aber ich wartete und wartete vergebens.

Eines Tages saß ich gegen die Dämmerungszeit in meinem Zimmer und grübelte, wie ich einem Zufall in die Hände arbeiten könnte — da erschreckt mich aus dem Nebenzimmer ein gewaltiger Knall, der so mächtig war, daß der Fußboden auch in meinem Zimmer dröhnte und zitterte und die Fensterscheiben klirrten; gleichzeitig mit diesem Krach ertönte ein lauter Schreckensruf.

Ich selbst war heftig erschreckt aufgesprungen.

Da ist ein Unglück geschehen,« sprach es in mir. Mein Herz, das sonst so leicht nicht aus dem Takt kam, klopfte mächtig — ich verspürte eine unnennbare Angst und Besorgniß. Ich war in Hemdsärmeln — daran dachte ich jedoch nicht — ich eilte aus meinem Zimmer hinaus auf den Gang, reiße, ohne anzuklopfen, die Thür zur Wohnung meiner musikalischen Nachbarn auf und erblicke in einer Staubwolke Fräulein Anna schreckensbleich vor einem umgestürzten großen, altmodischen Schrank stehen, indessen der alte kleine Herr vergebliche Anstrengungen machte, das Ungethüm von Möbel wieder aufzurichten.

Ich entschuldigte zuerst mein ungerufenes Erscheinen, dann meine unvollständige Toilette. Ich sagte, daß ich fürchtete, ein Unglück hätte stattgefunden, und die Besorgniß mich hergetrieben hätte, und sprach aus, wie erfreut ich jetzt sei, daß es nur ein kleiner Unfall wäre. Ich bot meine Hülfe an, das Möbel wieder aufzurichten.

Der kleine Herr sah nicht sehr erfreut über mein Eindringen aus — da er jedoch wohl einsehen mochte, daß er allein mit seiner Tochter den Riesenschrank nicht wieder würde aufstellen können, nahm er meine Hülfe an.

Ich bin groß und stark, ein baumlanger, bärenhafter Kerl, wie meine Freunde mich tituliren. Ich griff das gewaltige Möbel an, Fräulein Anna half, der alte Herr trat auch herzu, und so richteten wir Drei dann in kurzer Zeit das Ungethüm von Schrank wieder auf.

Nachdem dieß geschehen, schaute Anna sehr verlegen zur Erde und ihr Herr Papa richtete murmelnd einige Dankesworte an mich und schien gern zu sehen, wenn ich so bald als möglich wieder aus seinen vier Wänden wäre.

Ich jedoch war nicht gewillt, diesen Glückszufall, der mir eine nähere Bekanntschaft mit den Leuten so herrlich einfädeln konnte, aus der Hand gleiten zu lassen.

»Nicht Sie, verehrter Herr,« fing ich daher herzlich an, »sind mir Dank schuldig, sondern ich Ihnen für den Genuß, an welchem Sie mich allabendlich theilnehmen lassen!«

Herr Selke sah mich aus seinen kleinen, heißen, dunklen Augen scharf und unruhig an.

»Sie haben mir, verehrter Herr,« fuhr ich fort, »den Sinn für erhabene, schöne Musik geöffnet. Ich war zuerst ein Barbar — ich verstand nichts von der herrlichen Kunst — jetzt jedoch, ganz allein durch Ihre mir unabsichtlich gegebenen Konzerte bin ich ein begeisterter Verehrer der Posaune in Ihren Händen,

Herr Selke, und des begleitenden Gesanges durch Ihre Fräulein Tochter.«

Herr Selke schaute mich wieder ziemlich mißtrauisch an und verbeugte sich nur.

»Aber durch die Wand,« fuhr ich, trotz der wenig ermunternden Aufnahme meiner Worte, muthig und tapfer fort, »entgeht mir so manche feine Nüance — sowohl der Posaune wie auch besonders des Gesanges — dürfte ich mich nicht des wirklich großen Glückes erfreuen und ab und zu Abends hier in Ihrem Zimmer dem Konzerte beiwohnen?«

Herr Selke zog etwas finster seine Augenbrauen zusammen.

»Wir leben sehr einsam und abgeschlossen für uns, mein Herr,« erwiderte er reservirt, »und sind gern allein. Meine Tochter, sowie ich, wir sehnen uns nicht nach Bekanntschaften. Für uns Beide sind wir uns die ganze Welt — wir leben nur der Musik und musizieren einzig und allein nur für uns.«

Das klang wenig ermuthigend. Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, und dachte schon daran, höflichst und bescheiden meinen Rückzug anzutreten, als ich wahrnahm, daß Fräulein Anna auf ihren Vater, der sie jetzt ansah, einen ganz eigenthümlich sanftbittenden Blick warf.

Darauf fuhr Herr Selke plötzlich fort:

»Nun, mein Herr, da Sie uns schon mehrfach gefällig gewesen sind und jetzt seit Monaten unser Nachbar, den wir für einen anständigen Mann erkannt haben, wollen wir bei Ihnen eine Ausnahme machen. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt. Ich bitte Sie jedoch, daran zu denken, daß ich und meine Tochter, die wir unzertrennlich zusammengehören« — setzte er eigenthümlich beziehungsweise hinzu — »uns nie trennen wollen, nur für einander leben und keinerlei Aenderungen in unseren Verhältnissen eintreten zu sehen wünschen.«

Fräulein Anna, auf welche ich bei diesen seltsamen Worten unwillkürlich schaute, blickte, stark erröthend, verlegen zu Boden.

Herr Selke stand für einen so kleinen Mann außergewöhnlich starr und aufrecht da. Ich sprach meinen Dank dafür aus, daß es mir jetzt gestattet wäre, der Musik in der Nähe lauschen zu dürfen, und verabschiedete mich höflichst.

»Der kleine Alte hat Angst, daß ihm seine Tochter abwendig gemacht werden könnte,« murmelte ich, als ich allein in meinem Zimmer bei meinen Rehen saß und rothe Blumen in den grünen Grasboden hineintupfte. »Sein Verdacht ist nicht so ganz ungerechtfertigt, das Mädchen ist reizend, lieblich, so einfach, so wahr, so die Güte selbst, und ich durchaus

nicht abgeneigt, zwischen Papa und Tochter zu treten und da den Störenfried dieser ewigen Unzertrennlichkeit zu spielen. Der Kleine ist doch ein großer Egoist« — so schloß ich meine Betrachtungen — »das Mädchen ist jedenfalls über zwanzig Jahre, sie sieht nicht aus, als ob sie für das Leben abgestorben wäre — der Beruf des Weibes ist, zu heirathen. Er kann doch nicht verlangen, daß dies herrliche Geschöpf ihre ganze Jugend, ja ihr ganzes Leben der Posaune opfert« — und ich ertappte mich schon auf dem Wege, wieder ein grimmiger Hasser des kräftigen Instruments zu werden. Ich bezwang mich jedoch und schloß mit eisenfest gehaltener, schöner Begeisterung für die Posaune bald darauf ein.

Am nächsten Abend erschien ich pünktlich bei meinen musikalischen Nachbarn.

Ich nahm bescheiden in einer Ecke des Zimmers Platz, wählte mir aber mit Zeichnerblick einen Punkt, von dem aus ich Fräulein Anna's süßes Gesicht sehr deutlich und genau sehen konnte — und heute blies Herr Selke nicht nur Choräle. Er begann mit Rossini's »Stabat mater,« blies das Lied an den Abendstern aus dem Tannhäuser, ließ Meyerbeer, Weber, Mendelssohn folgen, und all' dies begleitete Anna mit dem lieblichsten Gesange.

Ich war im tiefsten Innern bewegt, als das Konzert zu Ende war und die vorgerückte Abendstunde mich zwang, Abschied zu nehmen, — und ich sprach jedenfalls in so überzeugungsvollen Worten meine Freude über den gehaltenen Genuß und meine Dankbarkeit dafür aus, daß auch Herr Selke das Mißtrauen ein wenig zurücktreten ließ und etwas wärmer mich zum Wiederkommen einlud.

Nach einem flüchtigen, jedoch eigenthümlich feurigen Blick, den Anna bei diesen Worten blitzartig auf mich geworfen, drehte sie mir den Rücken zu, indem sie sich anscheinend vollkommen theilnahmlos und gleichgültig für mein Kommen und Gehen bei der Theemaschine an einem Seitentischchen zu schaffen machte. Ich empfahl mich mit einer tiefen Verbeugung.

Diesem Abend folgten noch viele ähnliche.

Ich blieb ein nie fehlender Hörer der Abendkonzerte, meine Begeisterung für die Posaune nahm nicht ab — aber, wie ich hoffte, mich Fräulein Anna durch dies häufige Beisammensein etwas nähern zu können — dies wollte mir nicht gelingen.

Fräulein Anna hielt sich mir gegenüber in scheuer Entfernung, obwohl ich zu bemerken glaubte, daß, seitdem ich zugegen war, sie mit größerem Ausdruck und freudigem, innerem Hang und auch öfter sich an



der Musik betheiligte als früher. Sie wagte nur selten mich anzusehen und wich mir Morgens sehr geschickt aus, wenn ich sie treffen und eine kleine Unterhaltung anknüpfen wollte — und Herr Selke blieb höflich-abweisend und kühl-freundlich, wie er bisher gewesen.

So kam der Oktober heran.

Mir war es klar geworden, daß ich Anna liebte, ich redete mir auch ein, gestützt auf viele untrügliche Zeichen, daß trotz ihrer Zurückhaltung ich ihr nicht völlig gleichgültig sei, und sann Tag und Nacht über ein Mittel nach, eine Entscheidung herbeizuführen und den Widerstand ihres Vaters, der gewiß recht ernstlich sein würde, zu besiegen — das heißt all' dies, falls Anna sich vorher auf irgend eine Weise für mich erklärte.

Das Mittel aber wollte mir nicht einfallen und die Entscheidung blieb im dunkelsten Schleier der Zukunft. Auch dieser Monat nahte seinem Ende. Nach einem stürmischen, rauhen Tage war der Abend windstill geworden und ich spät zu Bett gegangen.

Es war Nachts etwa elf Uhr und mich ließen die oben angedeuteten Gedanken nicht schlafen — da vernahm ich plötzlich ein seltsames Knacken, Knistern und Rauschen. Ich hörte verworren laut sprechen, Thüren heftig gehen und in's Schloß fliegen,

eilige Schritte, Rufe auf der Straße. Es bemächtigte sich meiner eine seltsame Unruhe. Ich sprang hastig in meine Kleider und öffnete meine Thür. Es roch stark nach Rauch und das Knistern und Rauschen ward lauter — ich gehe einige Schritte nach der Treppe zu vor. Ein heißer, erstickender Rauch wälzte sich da mit einem Mal mir entgegen. Mein Licht erlosch und im Rauch zitterte dunkler Glutschein. Ich schrie in jähem Entsetzen laut: »Feuer, Feuer!« und eile zurück nach dem Zimmer meiner Nachbarn. Anna kam mir an der Thür entgegen, todtenbleich, nothdürftig bekleidet, sie taumelte im Gang und sank schwer zu Boden. Ich eilte auf sie zu, ergriff sie und trug sie hastig zur Treppe. Dort hatte die Glut jedoch so zugenommen, so daß sie mir die Haare versengte — ich prallte zurück und schleppte in Todesangst die Ohnmächtige zum offenen Fenster in meinem Zimmer und schrie mit der Verzweiflung der doppelten Todesangst für das arme Geschöpf in meinen Armen und um mich selbst nach Hülfe.

Mein Rufen mußte gehört worden sein, in großer Schnelligkeit baute sich ein Leitergerüst zu meinem Fenster auf. Ein Feuermann erklohm es eilig und erschien an der Oeffnung.

»Schnell! Schnell!« rief er. »Unten brennt Alles — es ist keine Minute zu verlieren!«

In diesem Moment schlug Anna die Augen auf, sah mich eine Sekunde starr an — dann versuchte sie, sich auf die Füße zu stellen.

Der Feuermann am Fenster trieb zur Eile.

»Geben Sie sie mir!« schrie er durch den aufdringenden Rauch.

»Mein Vater! Mein Vater!« schrie jetzt Anna.

Ich trug sie eilig zum Fenster.

»Retten Sie meinen Vater, er ist noch im hintern Zimmer!« rief Anna, indeß ich sie trug, angstvoll.

»Retten Sie meinen Vater!« und ihre Lippen berührten in bebendem, hauchartigem Kusse, aber doch in einem wirklichen, echten, gewollten, fühlbaren Kusse meine Wange.

Jetzt wäre ich durch die leibhaftige Hölle geeilt, um den Wunsch dieses holden Mädchens zu erfüllen. Ich übergab die schöne Gestalt der wieder vor Furcht und Schrecken halb Ohnmächtigen dem Retter am Fenster, sagte ihm, daß ich den alten Mann noch holen würde, und stürzte auf den Gang hinaus — da kam mir zitternd und bebend der alte Herr entgegen.

»Wo ist Anna!« stöhnte er und sah sich wie wirr um.

»Gerettet!« schrie ich durch den Qualm ihm zu. Er schien zurück in die Wohnung zu wollen — da packte ich ihn um den Leib und trug ihn zum Fenster und

setzte ihn hinaus, wo ein anderer Retter mit Lederhut und Seil den sich Sträubenden in Empfang nahm.

Der kleine Mann wehrte sich unsinnig — er schien absolut sich nicht retten lassen zu wollen.

»Um's Himmels willen, lassen Sie das Fenster los!« schrie ich und entfernte gewaltsam seine Hände von dem Brette, woran er sich festgeklammert.

»Meine Posaune!« rief jetzt der Kleine verzweifelt, »meine Posaune; sie steht links am Ofen!«

Ich eilte in das Zimmer daneben — dort waren schon Flammen — mein Haar knisterte, meine Kleider rochen brandig — ich fühlte sengende Hitze auf dem Leibe — doch in tollem Muth drang ich vor bis zum Ofen — ich erblickte die Posaune, sie war heiß, ich riß sie trotzdem hervor und stürmte mit ihr über den Gang in mein Zimmer und an's Fenster.

Ein heftiger Schreck durchzuckte meine Glieder — die Leiter war fort, Flammen prasselten unten und die Löschmannschaft sah ich nicht mehr.

Ich schrie und rief — kein Laut, keine Antwort — nur das Heulen der Flammen drang zu mir herauf — Krachen und Rauschen —

Ein Funkenregen wirbelte empor und jetzt drang die Glut unerträglich in mein Zimmer.

In meiner Verzweiflung eile ich auf den Gang in eine der nach hinten heraus gelegenen Wohnungen, ob

sich vielleicht dort mir eine Gelegenheit zur Rettung vor der gräßlichsten aller Todesarten bieten möchte.

Ich lief von einem Fenster zum andern. Es brannte dort noch nicht, wenn auch unten schon Qualm aufwirbelte und Glut leuchtete — da erblickte ich etwa zehn Fuß unter mir ein Zinkdach eines der eingebauten Hinterlogis.

Darauf hinabzuspringen, war zu gefährlich. Ich war groß und schwer — konnte mir die Füße brechen und wäre dann hilflos eine Beute des Feuers geworden — diese Erwägungen zogen blitzschnell durch mein Gehirn.

Ich besann mich nicht weiter lange — ich nahm die Posaune, hackte das Mundstück des gebogenen Rohres an das Fenster, kletterte hinaus und glitt, an der Posaune mich herablassend, tiefer. Meine Füße aber berührten noch nicht den Boden, doch war er nicht mehr weit entfernt — ich stieß den Fuß zum Absprung gegen die Mauer — da gab die Posaune nach und ich fiel mit dieser sehr unsanft auf das Dach hinab — dies jedoch war so heiß, daß ich mich keine Minute aufhalten durfte. Ich lugte umher, bemerkte ein Fenster und eilte, das Instrument in der Hand, darauf zu. Ich zertrümmerte die Scheiben, öffnete das Fenster von innen und zwängte mich mit dem Instrument hinein; ich gelangte in eine Bodenkammer — der

Feuerschein erleuchtete unheimlich den kahlen Raum, er war aus Lattenwänden gebildet. Ich riß einige Latten los, kam hinaus, tappte weiter und gelangte zuletzt zu einer Treppe. Ich stieg diese hinab und kam hinunter auf einen Hausflur, dessen Glasthüre verschlossen war — durch Zertrümmerung der Fenster dieser kam ich auf den Hof und durch ein Nebengäßchen auf die Straße.

Ich schöpfte Athem, wischte mir den Schweiß, der von der Stirne troff. Ich war gerettet und hielt die Posaune in der Hand.

Allerdings war diese nicht mehr heil — das Mundstück war abgerissen und die eine Seite stark verbeult. Ob sie noch Töne geben wird? frug ich mich — ob nicht am Ende der alte Enthusiast mir es nie vergeben wird, sein Instrument ruinirt zu haben — wo mag Anna sein? — diese Gedanken durchschwirrten meinen Kopf, während ich durch das krumme Nebengäßchen eilte, um auf die freie Straße zu gelangen.

\* \* \*

Indessen waren, wie ich später erfuhr, die Geretteten über den kleinen Platz, an welchem das brennende Haus lag, in ein Nachbarhaus gebracht und Anna wie ihr Vater mit Kleidern versehen worden. Dort standen sie, umgeben von den übrigen Hausbewohnern, die

gleichfalls sich dorthin geflüchtet, in einem großen Hausflur und schauten dem verheerenden Walten des Elementes zu.

Herr Selke sah finster brütend vor sich nieder, während Anna verzweiflungsvoll umherlief, die Hände rang und ein Mal um das andere rief:

»Er kommt nicht, er hat sein Leben eingebüßt unsertwegen. Er ist todt, erstickt, verbrannt« — und dann flehte und bat sie die Feuerleute wieder, doch noch einmal einen Rettungsversuch zu wagen.

»Fräulein — es ist unmöglich,« lautete die Antwort. »Wir haben über Erlaubniß lange verweilt — die Leitern fingen durch die Flammen aus den Fenstern an zu schwelen und zu kohlen und wären zusammengestürzt, sobald von oben Jemand darauf gestiegen wäre.«

»Er ist unsertwegen umgekommen! Er hat erst mich und dann meinen Vater gerettet, der Widerstand leistete — dann verschwand der Edle — er hat sicher die Besinnung verloren. O! Schrecklich, unsertwegen, unsertwegen! Es ist entsetzlich! . . .«

So jammerte sie zu den Nachbarn, zu ihrem Vater, der bei ihren Worten zitterte und schauderte — aber keine Silbe erwiderte.

\* \* \*

Ich kehre in meinem Bericht wieder zu mir zurück.

Da ich auf der Straße in der nächsten Nähe Niemand von den Bewohnern des brennenden Hauses fand, so ging ich dem Geräusch der auf und nieder gehenden Spritzen nach und kam auf den kleinen Platz, von wo aus der engen Straße wegen die Löscharbeiten geleitet wurden. Ich wand mich durch die Spritzen und Feuerleute hindurch und stand plötzlich vor dem Thorweg, in welchem ich Herrn Selke erblickte. Da erscholl ein Schrei aus der Tiefe des Hausflurs und plötzlich fühlte ich zwei weiche Arme um mich geschlungen und meinen Mund mit heißen Küssen bedeckt. Ich konnte mich nicht rühren, denn in der einen Hand hielt ich die große Posaune, die andere war durch die Umarmung an den Leib gepreßt.

»Er lebt!« rief die Stimme an meinem Munde. »Er lebt!« und an diesem Ton erkannte ich Anna. Ich ließ die Posaune fallen und schlang meinen Arm um die bebende Gestalt.

So standen wir einige Sekunden fackellichtbeleuchtet zwischen den Feuerleuten einerseits und dem im Hausflur versammelten Publikum andererseits.

Da riß sich Anna plötzlich von mir los und eilte wieder in das Halbdunkel des großen gewölbten



Hauseingangs zurück, wo sie, wie ich bemerkte, sich niederkauerte und die Hände vor das Gesicht schlug.

Ich ging jetzt auf ihren Vater zu.

»Mein Herr Selke,« sprach ich. »Hier ist Ihre Posaune.«

Er nahm zitternd das Instrument und sah mich wortlos an.

In seinem faltigen braunen Gesicht zuckte es, seine dunkelglühenden Augen bekamen einen eigenthümlichen Schimmer.

Er warf die Posaune heftig zur Seite.

»Ich war ein Narr,« sprach er. »Ein sinnloser Narr — dieses elenden Dinges wegen hätte ich um ein Haar ein Menschenleben — vielleicht sogar zwei vernichtet,« und seine Blicke suchten seine Tochter und blieben mit seltsamem Ausdruck auf dieser haften.

Ich mußte jetzt meine wunderbare Rettung erzählen, die Aller Augen auf die in der ganzen Nachbarschaft wohlbekannteste Posaune richtete.

Das Haus brannte nieder. Ein Unterkommen in der Nähe fand sich nicht und wir Drei, Herr Selke, Anna und ich, begaben uns in die Stadt zu einem Gasthof. Ich trug hierbei Herrn Selke's Posaune, der sie in dem Winkel, wohin er sie geschleudert, ohne sich weiter

um das einst so geliebte Instrument zu bekümmern, liegen gelassen hatte.

Am nächsten Morgen trat ich in das Zimmer des kleinen Herrn. Er saß mit Anna beim Frühstück.

»Herr Selke,« sprach ich. »Wir müssen uns jetzt eine Wohnung suchen. Ich hoffe, daß dies Feuer uns nicht getrennt, sondern sogar enger mit einander verbunden hat — so wenigstens fühle ich — und da, Herr Selke,« fuhr ich fort, »möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Trennen können wir uns nicht und zusammenbleiben jetzt nur unter einer Bedingung: — wenn Fräulein Anna meine Frau wird und Sie, Herr Selke, dann bei uns wohnen.«

»Natürlich! Natürlich! Das ist das Beste!« stotterte Herr Selke.

»Fräulein Anna, deren Gesinnung in diesem Punkt ich aber nicht kenne, müßte doch erst ihre Zustimmung geben,« warf ich zögernd ein.

»Sie fragen noch!« sprach Anna leise und wurde dunkelroth dabei. »Ich habe Sie ja gestern in meiner Todesangst und Leidenschaft fast gezwungen zu diesem Schritt, den Sie jetzt vielleicht aus Mitleid unternehmen. Ich — ich habe Sie von der ersten Begegnung an geliebt, als ich die Kündigung Ihnen vorhielt,« setzte sie verschämt stotternd hinzu.

»Ja, und es hat erst des Feuers bedurft, um Sie zu überzeugen, daß ich Ihr Wohl höher als mein Leben schätze!« rief ich aus.

»O nein!« flüsterte Anna — und sah scheu auf ihren Vater.

»Ja, mein Herr,« nahm jetzt Herr Selke, der nun wieder ganz der kleine, straffe Herr von früher geworden zu sein schien, das Wort. »Mir hat die Angst und Verzweiflung meiner Tochter die Augen geöffnet und mir gezeigt, welch' ein grausamer Egoist und welch' ein Narr ich war. Um meines Instrumentes willen hätte ich beinahe Ihr Leben geopfert und, wie ich dann ersah, auch den besten Theil des Lebens von meiner Tochter; auch dieser Leben und Lebensglück geraubt wegen meiner Schwärmerei für die Musik, für eine Posaune.

»Die Kunst allein, als ein Ausschließliches, das Alles in sich aufnimmt und verschlingt, das tyrannisch herrschen möchte über das Leben, ist eine Art Wahnsinn, der sich früher oder später selbst straft — das habe ich jetzt eingesehen.

»Das Instrument soll nicht mehr der Mittelpunkt unseres Lebens sein und uns beherrschen. . . Wenn es geht, will ich es wieder blasen. Natürlich« — setzte mit einem milden Seitenblick auf die Posaune, die am Sopha lehnte, Herr Selke hinzu, — »aber das Glück

und Wohl meiner Tochter, ihr junges Leben, ihre Ansprüche an Freud' und Leid des Daseins will ich nicht an meine Liebhaberei ketten, an die Liebhaberei eines alten Mannes.

»Mein Kind glaubt, — wie ich das so plötzlich erfahren,« — setzte Herr Selke hinzu, »ihr Lebensglück in der Verbindung mit Ihnen, Herr Bernard, gefunden zu haben. Ich kann da nichts thun, als meine Einwilligung geben. Ich will nur wünschen, daß Sie mein Kind, wie es dies verdient, zu schützen wissen.«

Was nach diesen Worten geschah, wird der freundliche Leser nicht erst durch meine ausführliche Schilderung zu erfahren wünschen, und ich kann wohl diese kleine Erzählung mit der Versicherung schließen, daß unter Anna's Führung und Leitung ich noch immer eine ziemlich große Begeisterung für die Posaune habe.

## **Ditta's Zopf.**

Ditta Ceprano saß vor der Thür ihres grauen dickwandigen Steinhäuschens im Dorfe Palenella am Fuße der waldig finsternen Abruzzern und schälte und spaltete Weidenruthen zur Ausbesserung eines sehr schadhaften großen Korbes, der neben ihr stand.

Es war ein warmer Aprilmittag, und heiße Sonne lag auf den Wäldern und dem Marmorfelsen, an welchen die kleine Häuserreihe des Dorfes sich lehnte und in dessen Ritzen Aloes ihre blaugrünen spitzen Blätter entfalteteten und wilde Rosen oft wie kleine wahrhafte Wasserfälle von rosa Blüten und Blumen herabhängen bis zu den flachen Dächern der dürftigen Wohnstätten, auf welchen Maiskörner und Getreide ausgebreitet lagen.

Die steinige Dorfstraße war leer und still, nur einige Hühner spazierten im Sonnenschein, und in den staubigen Löchern des Weges lagen hier und da kleine schwarze Schweine, alle Viere von sich gestreckt, und schliefen. Ganz Palenella war nach dem Städtchen Palene gegangen, um an einer Procession sich zu

betheiligen — nur Ditta Ceprano war zu Hause geblieben.

Das wunderte keinen Menschen, denn dies Mädchen galt für »toll«. Ditta hatte die Hand der reichsten und »vornehmsten« jungen Männer des ganzen Bezirkes ausgeschlagen, sie besaß Vermögen und arbeitete wie die Armen, sie tanzte nicht Tarantella, sie war nicht lustig, sie wollte keinen Geliebten haben, sie schlug ihren Maulesel nicht, auch wenn er störrig war — jede einzelne dieser Ungeheuerlichkeiten genügte, um in dem einsamen, verödeten, weltabgelegenen, in der Cultur um fünf Jahrhunderte zurückgebliebenen Dorfe den Ruf der Verrücktheit einzutragen. Zu alledem war das Mädchen noch schön und zwar von einem Aeußeren, das von all dem, was man in der ganzen Provinz bis Neapel zu sehen gewohnt war, das gerade Gegentheil bildete.

Die Frauen hier waren klein, behende, zierlich, mit niedlichen, tiefbraunen Gesichtern, kleinen, scharfen Nasen, aufgeworfenen Lippen, niedrigen, von wildem Kraushaar bis an die Augen umwirrten Stirnen. Stets lustigen Wesens schwatzten und lachten sie den ganzen Tag, und ihr Charakter setzte sich zusammen aus einer seltsamen Mischung von Leichtsinne und Berechnung, von Leidenschaft, Schlaueit und

Beschränktheit — Ditta dagegen hatte eine große volle Gestalt, ein längliches Gesicht, glatte schwarze Haare und ganz sonderbar ruhige, tiefbraune Augen, die nachdenklich auf allen Dingen hafteten, und einen wohlgeformten vollen, jedoch festgeschlossenen Mund; ihre Bewegungen waren langsam, ihr Gang edel und gemessen, sie war das ungeselligste Mädchen im Dorfe und sprach nie mehr, als sie nothwendig sprechen mußte.

Natürlich hatte dieser Gegensatz zuerst, als das Mädchen sich entwickelte, allen Burschen zehn Stunden im Umkreis die Köpfe verdreht, und Ditta bekam Anträge, so viel es Sonntage im Jahre gab. Denn die jungen Männer wurden nicht nur durch des Mädchens Schönheit angezogen — Jedermann wußte auch, daß Ditta zehntausend Lire auf der Banca Nazionale in Rom besaß — außer dem ziemlich großen Anwesen hier, das schuldenfrei ihr gehörte — ein für die Verhältnisse in jener Gegend gewaltiger Reichthum! Aber Ditta ließ die jungen Leute ruhig aussprechen, dann sah sie die Freier mit ihren mächtigen, stillen, durchdringenden Augen eine Secunde lang fest an und erklärte, daß sie überhaupt nicht heirathen wolle. So ging das von Ditta's fünfzehntem bis zum zwanzigsten Jahre — alle Sonn- und Feiertage einen Antrag und alle Sonn- und

Feiertage einen Korb, bis Ditta gar keine Antworten mehr gab, sondern nur noch eine verächtliche Handbewegungen für die Bewerbungen hatte.

Das verdroß nun endlich auch die »Buben« — sie erklärten Ditta für toll, und seit einem Jahre hatte sie Ruhe. Nur einer, der Sohn eines reichen Gutspächters weiter oben in den Bergen, ließ sich durchaus nicht abschrecken, und verfolgte das Mädchen mit wilder Beharrlichkeit. Bei allen Festen und Processionen, in der Messe und auf dem Markte in Palene lauerte er ihr auf und schmeichelte, bat, drohte, bis Ditta zu keiner Feierlichkeit mehr ging und selbst die Kirche nur Abends spät verstohlen besuchte. In der Befürchtung, den aufdringlichen und ihr wegen seiner ungebändigten, wilden rohen Natur besonders verhaßten Bewerber auch heute in Palene zu treffen, hatte sie vorgezogen, zu Hause zu bleiben und ihre Mutter für sich beten zu lassen.

Jetzt ertönte Stimmengewirr aus der Tiefe, Lachen, Schwatzen klang den Felsweg herauf, der zu der Ansiedlung führte, und ein ganzer Schwarm lustiger Menschen, untermischt mit Kindern, Ziegen, Hühnern und den hier nie fehlenden kleinen Schweinen, betrat die Dorfgasse, um sich zwischen den hier und dort an den Felsen geklebten Häusern zu verlieren.



Ditta hatte sich bei der Annäherung der Leute in das Haus begeben und daran gemacht, die Polenta für die Mutter zu wärmen. Sie stand in der großen steinernen, schwarz geräucherten Wohnstube, die zugleich Küche war, und die flackernden Spähne beleuchteten ihr ernstes, großes Madonnengesicht.

Die Mutter war eingetreten. Die grauhaarige, verwitterte alte Frau mit den kleinen, scharfen Glühaugen warf einen fast wilden Zornblick auf das Mädchen.

»O die Schande!« rief sie aus, das rothseidene Brusttuch ablegend und einen strohgeflochtenen Stuhl heftig mit dem Fuße fortschleudernd. »Ich allein werde eine unverheirathete Tochter im Hause haben — Alles zeigt mit Fingern auf mich. Ich bin die Mutter der ›Verrückten‹,« fuhr Frau Ceprano fort. »Ich darf mich schon nirgends mehr sehen lassen.«

»Bah!« machte Ditta, ohne vom Feuer aufzusehen. »Vor wem Dich nicht mehr sehen lassen —?«

»Vor unsern Nachbarn, vor der ganzen Gemeinde, vor allen Leuten weit und breit,« gab die Alte heftig zurück.

»Kümmere Dich nicht um das Gerede der Leute, Mutter, und zwinge mich nicht zu einer Heirath! Ich kann keinen von den Burschen hier nehmen!« sagte Ditta ruhig.

»Schließlich wird man Dich zwingen,« warf die Mutter dagegen ein. »Es wird Dir einer das Haar abschneiden, und Du mußt ihn dann heirathen,« fügte sie jammernd hinzu.

»Schande über diese Männer hier!« erwiderte Ditta, und ihre Augen flammten. »Schande über Männer, die ein Weib zwingen durch solche Mittel — ihr auflauern, ihr die Haare abschneiden, sie im Dorfe zeigen und dadurch die Arme so weit bringen, daß sie Den, der ihr das Haar geraubt, heirathen muß, um der Schmach zu entgehen, in der sie nun für immer steht, weil sie jetzt nie einen anderen Mann bekommen wird! — Pfui über diese Männer, die ihr Weib so erringen!«

»Und sind doch manche Widerspänstige so schon kirre gemacht und ganz glückliche Frauen geworden! Denke an die Emilia Mantori und die Teresina,« versetzte die Mutter; »zwei Jahre haben sie sich gesträubt und schließlich war der Zopf weg, sie kamen mit kurzem Haar von den Feldern, die Buben auf der Gasse liefen ihnen nach, und drei Wochen später war lustige Hochzeit, und sie sind's nun zufrieden.«

»Mir geschähe das nicht, Mutter,« entgegnete jetzt Ditta, »mir nie!« Und ihre braune Hand mit den wohlgeformten länglichen Fingern krümmte sich eigenthümlich zusammen, und ihr an und für sich

schon ungewöhnlich fest geschlossener Mund wurde blutlos. »Das ist Banditenart, und da darf man sich auch wehren wie gegen Banditen. Der mag sich hüten, Mutter, der mir die Hand auf mein Haar legt! Das wissen unsere Räuber hier wohl, und sie halten sich hübsch fern von mir.«

»Unsere Burschen sind keine Räuber,« erwiderte darauf Frau Ceprano. »Sie sind wild; aber es giebt auch gute darunter.«

»Ich kenne keinen,« entgegnete Ditta, »und ich will keines Weib hier werden. Wenn ich je heirate, so ist das sicher kein Mann, der mich seinem Maulesel gleichstellt, mir Arbeit aufbürdet und mich schlägt wie einen solchen, und Männer, die anders sind, giebt es hier in den Abruzzen nicht. Das weißt Du, Mutter, weshalb kommst Du mir immer mit Deinen Vorwürfen und Klagen? Du bringst es durch Dein Schelten und Drängen noch so weit, daß ich nach Rom gehe und ein kleines Geschäft anfangen —«

»Und Deine Mutter läßt Du hier in Armuth und Elend!«

»Ihr seid nicht arm, Mutter, denn so lange Ihr lebt, könnt Ihr hier auf dem Gütchen wohnen, das Euch bei geringer Arbeit reichlich nährt. Und dann — ich will ja gerne bei Euch bleiben, wenn Ihr mich nicht zu einer verhaßten Heirath zwingen wollt!«

»Nun gut! Ich will Dich nicht zwingen,« lenkte die Alte ein, »bleib wie Du bist, Du mußt es ja haben!«

Die Sonne neigte sich zum Untergang und goß rothgoldene Gluth durch die offene Thür in das Zimmer; draußen lagen die Berge alle in violetten Duft getaucht und mischten Rosen, Geranium und Lavendel fast berauschend ihre Wohlgerüche in die stille, warme, goldigklare Abendluft.

Die Beiden hatten stumm ihr Abendbrod verzehrt und Ditta war eben aufgestanden, um das Geschirr fortzuräumen, als ein Schatten zwischen die Sonnengluth draußen und den Hauseingang trat. Das Mädchen blickte auf. Ein keckes »Guten Abend, Signora!« tönte ihr entgegen.

In dem Thüreingang stand ein schöngewachsener junger Mann in blauer Sammetjacke und spitzem Hut, um den Leib einen großen rothen Wollshawl. Er hatte den Abendgruß gesprochen und schaute Ditta mit den scharfen, pechscharzen Augen leidenschaftlich an.

»Wollt Ihr zu der Mutter?« frug Ditta wenig einladend den Ankömmling.

Der junge Mann nahm den Hut ab. »Nein, zu Euch will ich, Signora,« erwiderte er geschmeidig, höflich.

»Wenn Ihr kommt, Pieteranton, mir dasselbe wie früher zu sagen, so könnt Ihr Euch die Mühe sparen,« klang es klar und bestimmt von Ditta's Lippen.

»Ihr verweigert mir also den Eintritt in Euer Haus, Ditta Ceprano?« frug jetzt der junge Mann, und sein schmallippiger Mund zog sich zusammen und seine stechenden Augen bekamen etwas von dem Ausdruck eines gereizten Tigers.

»Das Haus steht ja offen, tretet nur ein,« erwiderte Ditta ruhig, »da seht Ihr meine Mutter«, und nach diesen Worten schritt das Mädchen ruhig zur Hinterthür des Gemaches hinaus in den kleinen mit Aloegebüsch umfriedeten Garten.

Pieteranton trat in das Zimmer, warf den Hut auf den Tisch und setzte sich auf einen Sessel der Frau Ceprano gegenüber.

»Ihr scheint nicht besonders weit mit ihr gekommen zu sein, Mutter Ceprano,« nahm er zu der Alten gewendet das Wort.

»Ihr seht, wie weit,« gab die Alte mit unterdrückter Stimme zurück.

»Dann wird sie wohl bald nach Rom gehen und Ihr müßt arbeiten wie die Anderen, Mutter Ceprano,« warf der Bursche scheinbar ganz harmlos hin, »denn ihr gehört ja hier Alles. Es ist Vatergut und so geschrieben worden.«

»Sie wird mir das Gütchen lassen,« sagte die Alte kleinlaut.

»Aber nicht alle Arbeit mehr für Euch thun, Mutter Ceprano, denn sie schafft für Zwei, und den Zins wird sie in Rom allein brauchen,« fuhr der junge Mann mit einem kurzen, scharfen Seitenblick auf die Alte fort. »Euer bequemes Leben hat dann ein Ende, Mutter — Oder will sie Euch etwa mit nach Rom nehmen?« erkundigte sich Pieteranton theilnehmenden Tones.

»Ich weiß es nicht,« fuhr die Alte zornig heraus. »Sie hat nur heute wieder gesagt, daß sie von hier fort geht. Ich glaube, sie thut es bald.«

»So,« sagte der junge Mann und seine Lippen zuckten von verhaltener Leidenschaft, »dann schafft Euch nur zwei tüchtige Arbeiterinnen für das Feld an, Mutter Ceprano,« setzte er spöttisch hinzu.

»Das trägt der Acker nicht. Er ernährt so viel nicht, das wißt Ihr wohl«, versetzte darauf zornig die Mutter.

»So haltet das Mädchen hier!« warf Pieteranton leicht hin und streckte seine beiden mit gelben Gamaschen bekleideten Beine scheinbar sehr behaglich weit aus.

»Haltet! ja haltet!« höhnte die Alte. »Könnt Ihr sie etwa halten, Pietro?«

»Ja, ich kann's, wenn Ihr mir helft,« sprach der junge Mann, sich aufrecht setzend, leise. Dann erhob er sich, ging zur Hinterthür, spähte in den Garten hinaus, und als er wahrnahm, daß Ditta, wie er

vermuthete, diesen auch verlassen hatte, um nicht mehr mit ihm zusammenzutreffen, zog er die Thür zu, setzte sich näher zu der Alten und sprach leise: »Ich kann sie zwingen, hier zu bleiben, Mutter. Sie wäre die Erste nicht, die hat denjenigen heirathen müssen, der sie wollte. Ihr wißt ja, auf welche Weise. Es wäre freilich schade um die schönen Haare!«

»Und wenn sie Euch niedersticht, Pietro? Ihr kennt sie nicht!« warf die Alte, den unruhigen Blick zur Erde gesenkt, ein.

»Dafür sollt Ihr eben sorgen, Mutter Ceprano, daß sie das nicht kann. Nehmt ihr das Messer weg, wenn sie schläft, verbergt mich im Garten und laßt mich ein, wenn alles sicher ist. Ehe sie erwacht, ist ihr Haar mein — und alles ist in Ordnung.«

»Sie wird mich aus dem Hause jagen, wenn sie erfährt, wie es zugegangen; sie wird mich von sich stoßen, wie ein giftiges Thier, und es wird für mich alles noch schlimmer werden,« entgegnete die Alte sorgenvoll.

»Bin ich denn nicht da?« erwiderte Pieteranton, »und geschieht nicht alles zu ihrem Glück? Bin ich nicht der reichste junge Mann in der Landschaft? Ist Eine im ganzen Bezirk, die meine Hand ausschläge? Sagt, könnte ein Mädchen eine bessere Heirath machen? Es ist ja nur eine Laune, ein Eigensinn von

Eurer Tochter, der sie noch zur alten Jungfer und Euch zu einer gewöhnlichen Arbeiterin macht! So steht's, Mutter Ceprano.«

»Da habt Ihr Recht,« stimmte die Alte zu. »Es wäre ein Glück, wenn sie Euch nähme, für sie selbst, für Euch, für mich — aber Ihr kennt sie nicht, Pieteranton. Es giebt ein Unglück, sag ich Euch!«

»Bah! Redensarten — ein Frauenzimmer — das wäre neu!« lachte verächtlich Pieteranton. »Ich werde sie schon zähmen. Die Stolzesten und Wildesten sind später die Zahmsten und Sanftesten. Wenn ich ihren Zopf durch die Gassen trage, und ich würde das thun, falls sie sich noch weiter sperrte, so würde sie mir folgen wie ein Lamm dem Schäfer — das würdet Ihr sehen, Mutter. Es hat noch kein Mädchen hier gegeben, das diese Schmach ertragen und den nicht gern genommen hätte, der einzig und allein ihr die Ehre wiedergeben konnte.«

»Sie ist anders, als alle übrigen hier,« wandte besorgt die Alte ein. »Ihr seid zwar stark und klug und angesehen und der Mächtigste weit und breit, — aber was hilft dies Alles, wenn sie Euch haßt, Euch etwas anthut und mich von sich jagt?«

»Sie haßt mich nicht, es ist ja nur kindischer Stolz von ihr — ich kenne das — darüber mache ich mir keine Sorge,« versetzte Pietro. »Ihr wißt, ich habe



Euch eine Jahresrente verschrieben, wenn sie mein Weib wird, ich werde Euch dafür stehen, daß Ihr hier auf dem Gute bleibt und eine Magd halten könnt. Also macht's kurz, Mutter: wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?«

»Ich kann's nicht — ich wag's nicht.«

»So werdet arm wie die Aermsten hier! Arbeit ist ja gesund, wer lange arbeitet, der lebt lange. Addio, Mutter Ceprano!« höhnte der junge Mann, erhob sich und wandte sich zur Thür.

»Bleibt!« rief die Alte mit heiserer Stimme. »Ich will es thun.«

»Wann?« frag der junge Mann, in der Thür stehen bleibend.

»Ich werde Euch einen Boten schicken, wenn ich glaube, daß es geschehen kann. Der soll nur bestellen, ich möchte Euch sprechen und dann kommt Nachts elf Uhr.«

»Ich verlaß mich darauf,« sprach der junge Mann. »seid klug, verschwätzt nichts und haltet Wort!«

»Ich werde Wort halten«, sprach Mutter Ceprano mit finsterer Miene und geleitete Pieteranton vor das Haus. Dann kehrte sie in die inzwischen ganz finster gewordene Küche zurück.

»Sie kann keine bessere Heirath machen,« murmelte sie, »er ist reich, sehr reich, angesehen, schön und gehört nicht zu den Schlimmsten. Sie wird

sich darein finden. Er hat Recht, es ist nur eine Laune.«

Und die Alte ergriff ihren Rosenkranz, ging, immer vor sich himmelmelnd, auf die Straße, verschloß das Haus und schlug den Weg zur Kirche ein, um die Abendmesse nicht zu versäumen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, bevor die Mutter noch aufgestanden, war Ditta schon auf dem Hofe beschäftigt; nun zog sie den Maulesel aus dem Stalle, belud ihn mit zwei großen, flachen, muldenartigen Körben voll Zwiebeln, schwang sich auf das Thier und trabte nach Palene hinüber.

Das rothseidene Tuch fest um den Kopf geschlungen, das gelbe Brusttuch mit den Zipfeln auf dem Rücken befestigt, im grünen Wollenrock, unterschied sie sich, ihre Größe ausgenommen, in nichts von den übrigen Frauen des Dorfes, nur trug sie einen ledernen Gürtel um den Leib mit einer Metallscheide, in welcher ein großes Gartenmesser steckte. Ihre Hand ruhte fast immer auf dem großen Beingriff des Messers, was ihr etwas Wildes, Amazonenhaftes gab, dem das edle, ruhige Madonnengesicht mit den glatt gescheitelten Haaren seltsam widersprach. Der Esel trabte durch die frische Morgenluft, und Ditta schaute in das flimmernde

Sonnengold des Morgens, das auf den Felsen hier oben und auf den Feldern unten lieblich spielte.

»Sollte man es glauben, daß die Menschen so böse wären,« sprach sie halblaut vor sich hin, »wenn man sieht, wie schön und friedlich und glücklich und still alles hier ist? Das merken sie aber nicht, denn sie sind noch Thiere, sie leben wie reißende Thiere dahin. In den Städten ist es anders, es ist schon in Palene besser; wie viel anders muß es nicht erst in Rom, in Florenz, in Neapel sein! Dort, habe ich gelesen, giebt es gute, sanfte Menschen, die verzeihen und vergeben, die nicht lieben wie die Wölfe und hassen wie die Tiger. Ich kenne auch Einen, der so ist, aber er ist ein Fremder, und sie schlügen ihn todt, wenn ich ihn heirathete! Könnten wir aber nicht nach Rom fliehen?« sann das Mädchen weiter und ließ den Kopf nachdenklich sinken. »Nein, sie würden ihn auch in Rom finden, und eines Tages wäre er todt, und ich hätte ihm den Tod gebracht!« . . .

Der Maulesel, welcher merkte, daß seine Leiterin nicht Acht auf ihn gab, stand still und bog den Kopf herab, um einige Gräser zu rupfen. Das erweckte die Träumerin aus ihren Gedanken, sie ergriff die Zügel, und mit einem lauten »Aia« setzte sie das Reitthier in schnellere Gangart, sodaß sie nach wenigen Minuten das Ziel ihrer Reise, Palene, vor sich hatte.

Das Oertchen besteht aus drei engen Gassen, einem kleinen Marktplatze, einem wappengeschmückten Municipalgebäude und einer ziemlich großen, hübschen Kirche. Auf dem Marktplatze stehen ein paar bessere Gebäude, rosa und blau angemalt, mit hellgrünen Jalousien, und in einem solchen befindet sich ein Laden, der die merkwürdige Inschrift trägt: »Lugeno, Handel für Alles« — dann auf Papptafeln sauber aufgemalt: »Barbiere, Café, Taverna«. Vor dem Laden stehen ein Tisch und vier Stühle, außen an dem Eingange Körbe mit Gemüse und Früchten, und über der Thür ist ein halbes Dutzend Vogelbauer befestigt, in welchen Canarienhähne schmettern.

Der Inhaber dieses Geschäftes, Herr Ernano Lugeno, stand, als Ditta auf ihrem Maulesel angeritten kam, gerade vor der Thür und schaute gemächlich hinaus in das herrliche Frühlingswetter, indem er aus einer großen, kurzen Meerschaumpfeife behaglich schmauchte. War diese Art zu rauchen hier schon etwas Fremdes, so erschien noch fremdartiger an diesem Ort das Aeußere des Mannes, welches als eine vollkommene Verkörperung des Nordens gelten konnte. Er war groß und breitschultrig von Gestalt, seinen gewaltigen Kopf umgab strohgelbes Haar, und ein rosig frisches Gesicht faßte ein goldheller krauser Bart ein. Die Augen des Mannes waren licht und

tiefblau und sein Mund sehr voll und weich. — Das war nun Alles eigentlich sehr natürlich, denn Herr Lugeno war ein Pommer, Hermann Lütgens mit Namen, den ein Zufall als Knabe nach Neapel verschlagen und der schließlich hier »hängen« geblieben, wie er sich ausdrückte. Seit zehn Jahren betrieb der jetzt dreißigjährige Herr Lugeno das Barbiergeschäft, den Handel mit Gemüse und mit Singvögeln, und außerdem hielt er noch ein Café und eine Weinstube. Für die letzteren beiden Geschäfte genügten zwei Tische und acht Stühle, ein Tisch im hinteren Zimmer, wo der Besitzer auch schlief, und ein Tisch, wie wir erwähnt, im Freien nebst einem halben Dutzend Tassen, und zwei Glasballons Wein. Trotz dieser vielfachen Geschäfte ging es Herrn Lugeno nicht besonders gut, er ernährte sich mit knapper Noth. An dieser dürftigen Lage trug wohl die einzige Leidenschaft dieses Mannes die Schuld: die Jagd. Sie verführte ihn dazu, daß er oft zwei bis drei Tage verschwand, sein Geschäft und seine Barbierkunden vollständig vergaß, um schließlich mit einem magern Hasen, einem kleinen Marder oder einem elenden Wiesel ganz verwildert und zerzaust heim zu kommen. Herr Lugeno würde auch längst verhungert sein, wenn er nicht in Allem, was Handarbeit hieß, so außerordentlich geschickt

gewesen wäre. Er reparirte Uhren, flickte Tische und Stühle, setzte Fensterscheiben ein und malte hübsche Schilde. Er war deshalb ein unentbehrlicher Helfer in der Noth und beliebt bei Allen durch seine Heiterkeit und nicht zum Mindesten durch die Billigkeit seiner Forderungen.

Die Frauen und Mädchen des ganzen Ortes, alt und jung, schwärmten besonders für Don Ernano (es wurden hier alle Leute beim Vornamen genannt) und Il bello Biondo — der schöne Blonde — hätte schon manche gute Partie machen können, die ihm aus seiner Dürftigkeit mit einem Schlage in großen Wohlstand versetzt haben würde, wenn der große Mann nicht stets das Benehmen eines Weiberfeindes gezeigt hätte, was ihm wieder die Freundschaft aller Männer des Ortes eintrug. Auch Ditta hatte seit langem schon eine stille Neigung für den italienischen Pommer, mit dem sie seit ihrer Kindheit in Geschäftsverbindung stand, denn er bezog sein Gemüse fast ausschließlich von dem Gütchen Ceprano. Heute nun führte sie ihr Weg wieder zu ihm.

Das Mauleselchen hielt vor dem Laden und beschnoberte den Tisch, auf welchem einige Brosamen lagen. Ditta sprang gewandt herab

»Guten Morgen, Signorina!« rief Herr Lugeno und trat etwas langsam, aber doch galant mit freundlichem

Gesicht näher, um dem Mädchen die schweren Körbe abladen zu helfen.

»Sind Sie gesund, Don Ernano?« erkundigte sich, den Gruß erwidernnd, Ditta und schaute mit ihren tiefbraunen Augen dem Blondem zärtlich in seine treuherzigen blauen. Dabei wurde Herr Lugeno roth, worüber Ditta mit feinem, lieblichem Ausdruck lächelte. »Hier sind die Zwiebeln, große, schöne; können Sie alle gebrauchen?« frug sie.

Herr Lugeno kraute sich etwas verlegen hinter den Ohren.

»Könnst' ich schon, Signorina, habe aber augenblicklich keine große Kasse.«

»Weiß schon,« sagte Ditta, »wahrscheinlich sind der Herr wieder auf der Jagd gewesen?«

»Das wissen Signorina?« fragte Herr Lugeno, verwundert das schöne Mädchen ansehend.

»Ja. Ich habe nachgedacht, weshalb der Herr nicht reich werden. Er versteht doch Alles, ist so klug und geschickt, trinkt nicht und spielt nicht, er könnte der Erste in der Stadt sein und kommt doch nicht weiter! Ich habe herausgebracht, daß nur die Jagd daran schuld sein kann.«

Herr Lugeno sah noch aufmerksamer die Sprecherin an, aus ihrem Gesicht leuchtete eine freundliche Theilnahme, die ihm tief zu Herzen ging. Er kraute

sich abermals hinter den Ohren und wiegte den großen Kopf. »Signorina möchten Recht haben,« erwiderte er darauf, »aber was soll ich anfangen? Ich habe kein Vergnügen sonst auf der Welt. Es ist so öde in meinem Hause, und die Langeweile packt mich oft wie der Teufel. »

»Sie sollten eine Frau nehmen, Don Ernano, dann haben Sie eine Heimath und wissen, zu wem Sie gehören, für wen Sie schaffen«, erwiderte Ditta. Sie hatte die Augen, indeß sie sprach, zur Erde gerichtet, und Herr Lugeno sah in ihr klassisches Gesicht, das trotz der braunen Farbe jetzt plötzlich mit tiefem Rosenlichte übergossen war.

»Ja, eine Frau nehmen,« wiederholte der große Blonde, das ist leicht gesagt — wer würde mich aber nehmen, den Habenichts, den Fremden? Ich habe wohl manchmal daran gedacht, jedoch unser einer bekommt schwer eine gute Frau.«

»Das kann ich mir gar nicht denken, Don Ernano,« meinte darauf Ditta und schlug einen Moment die großen, schwarzen Sterne zu dem Händler auf. »Ein so guter und kluger Mann wie Ihr! Ihr habt wahrscheinlich nur nicht gewollt, Euch ist Eure Freiheit lieber.«

»Das könnte wohl sein, mein Fräulein. Es kann aber auch sein, daß die Rechte noch nicht gekommen ist,«



antwortete Herr Lugeno mit einem Male ganz ernst und nachdenklich.

»Wie müßte denn diese sein?« erkundigte sich, beharrlich zu Boden schauend, Ditta.

»Wie, ja wie?« frug Herr Lugeno, mit der großen weichen Hand wieder hinter die Ohren fahrend. »Nun, etwa wie Ihr, Fräuleinchen!«

Ditta ward von Neuem mit verrätherischem Rosenlichte übergossen.

»Ihr macht Spaß, Don Ernano,« sprach sie darauf, sich zu einem Lachen zwingend. »Ich bin ja nur eine Bäuerin.«

»Mein Vater war noch weniger als ein Bauer,« erwiderte darauf Herr Lugeno. »Er kam mit den Eisenarbeiten erst nach Oesterreich und dann nach Italien. Im Stande steht Ihr sogar eigentlich über mir, seht Ihr?« lachte Herr Lugeno. »Eine Frau wie Ihr könnte mir schon gefallen,« fügte er mit eigenthümlichem Ausdruck hinzu.

»Don Ernano, könnt Ihr die Zwiebeln brauchen?« brach jetzt plötzlich Ditta wie erschreckt ab, den Blick nicht von der Erde erhebend.

»Natürlich kann ich's, Signorina, wenn Sie mir das Zeug lassen können — die Zahlung Ende Monats.

»Ich traue Ihnen,« sagte darauf Ditta, »gute Geschäfte!« Und dann, nachdem sie ihre Körbe fast

hastig in andere geleert, schwang sie sich auf ihr Reitthier und trabte mit dem eilfertigen Gruße: »Auf Wiedersehen, Signore!« die Straße, auf welcher sie gekommen, nach Palenella zurück.

Als Ditta das Städtchen hinter sich hatte, schien sie sehr viel Zeit übrig zu haben, denn sie ließ ihren Esel langsam Schritt für Schritt gehen, wie er Lust hatte, und schaute so behaglich auf den gelbblühenden Ginster, welcher die Straße einfaßte, als ob sie die Millionen Blüten zählen wollte. So gelangte sie denn, als es schon Mittagszeit war, im Dorfe an. Statt mit Vorwürfen wegen ihres langen Ausbleibens trat ihr die Mutter jetzt mit einer Freundlichkeit entgegen, die so auffällig war, daß Ditta dies trotz der großen Zerstreung, in der sie sich befand, wahrnahm und davon beunruhigt wurde. Sie kannte ihre Mutter und deren hartnäckige Pläne, sie zu verheirathen, und schöpfte Verdacht. Gestern, das fiel ihr jetzt ein, war Pieteranton dagewesen, lange Zeit, wie sie erfahren. Da wird etwas im Schilde geführt, dachte sie, und als der Abend einbrach, nahm Ditta plötzlich, ohne irgend ein Wort weiter zu äußern, wie das ihre Art war, ihre Lagerstatt, die sich in der großen Küchenstube bei ihrer Mutter befand, und brachte das Bett in eine kleine Vorrathskammer, welche ein vergittertes Fenster und eine schwere Eisenthür hatte.

Die Alte sah bei diesem Thun ganz entsetzt auf ihre Tochter. »Sollte diese gehorcht haben?« stieg die Befürchtung in ihr auf. Das war aber unmöglich, sagte sie sich, denn Ditta war ja, das wußte sie genau, fast während der ganzen Unterredung mit Pieteranton gestern in der Kirche gewesen, wo sie dieselbe am Abend noch traf. »Es wird wieder eine Laune von ihr sein,« suchte sich die Alte zu beruhigen, »und ich kann das Thürschloß verderben, ehe sie schlafen geht — der Pieteranton soll seinen Willen haben.« Und zu diesem Ergebniß in ihrem Denken gelangt, suchte auch sie ihr Lager auf, nachdem die Tochter in ihre Kammer verschwunden war.

Dennoch aber ließ ihr, als sie allein war, das Benehmen Ditta's keine Ruhe. Sie fürchtete, daß das Mädchen plötzlich durch die Flucht nach Rom ihrer Macht sich entziehen könnte — es ergriff sie eine fiebernde Hast, die Heirath mit Pietro zum Abschluß zu bringen — »der nächste Tag ist voll schwerer Arbeit — solche giebt es im Frühjahr selten — wer weiß, wann sich eine bessere Gelegenheit bietet? — Ditta wird sehr ermüdet sein und fest schlafen« — so arbeitete es während der schlaflosen Nacht im Gehirn der Alten weiter, und schnell entschlossen sandte sie in aller Frühe schon einen Boten an Pieteranton, und

als der Abend kam, steckte sie einen Kiesel in das Thürschloß.

\* \* \*

Die Nacht brach herein und Ditta zog sich in die Kammer zurück, sie wollte die Thür verschließen, es ging aber nicht. Das Mädchen versuchte es noch ewige Male, dann hörte sie auf zu probiren, holte tief Athem und stand einen Moment bebend da. Plötzlich legte sie sich angekleidet auf das Bett und verlöschte die Lampe. Sie lag so wohl eine Stunde, dann erhob sie sich, schlich leise hinaus zum Eselstall, nahm ein großes Holzfällerbeil, das dort stand, und eilte geräuschlos in ihre Kammer zurück.

Es war eine helle Mondnacht. Das bläuliche Licht floß um die Zacken der Felsen, machte die grünen dunstbedeckten Felder in der Tiefe zu einem geheimnißvoll, leis wogenden Meere und umhüllte die Oliven mit zauberhaften Silberschleiern.

Ditta lag auf dem Bette, die Augen weit geöffnet. Sie hielt den Athem an und lauschte. Jetzt hörte sie ein Flüstern, dann leise Tritte im Hofe, am Hause. Ihre Kammer war dunkel, nur durch das vergitterte Fenster fiel ein heller Lichtstreif auf die Steinfließen des Bodens und zeichnete dort tief schwarz die Gitterstäbe ab. Ditta erhob sich leise von ihrem Lager und stellte sich in den tiefsten Schatten der Kammer. Es blieb

alles still wohl eine Stunde lang, deren Minuten Ditta zu einer peinvollen Ewigkeit wurden.

Plötzlich zeigte sich draußen ein schwacher Lichtschein, er fiel jetzt durch die Spalte der unverschlossenen Thür, diese ging leise auf und — ihre Mutter, eine Lampe tragend, gefolgt von Pieteranton, der eine große Rebenscheere in der Hand hielt, kamen leise in die Kammer. Da trat plötzlich Ditta aus der Ecke, die Axt hoch erhoben.

»Komm her, Feigling, und wag es!« rief sie dem jungen Manne zu, der blaß wie ein Leintuch dastand und vor Schreck und Ueberraschung keines Wortes, keiner Bewegung mächtig war.

Er sah auf das bleiche Mädchen, deren Augen unheimlich leuchteten, er blickte auf das erhobene Beil in ihren nervigen Armen und zog sich rückwärts gehend wortlos, langsam zurück, gefolgt von der Mutter, die zitterte, daß ihr die Glieder schlotterten und man die Zähne zusammenschlagen hörte. Dann ward alles draußen still, ganz still.

\* \* \*

Ditta verbrachte die Nacht auf dem Bette sitzend, die Augen weit offen, den schönen Kopf an die rohe, kalte Steinmauer gelehnt. Am nächsten Morgen bereitete sie nicht das Frühstück, sie grüßte ihre Mutter nicht, bleich war ihr Gesicht und ihr Mund

fester geschlossen als sonst. Sie wusch sich und flocht besonders sorgfältig ihr Haar: dann zog sie das Maulthier aus dem Stall, schirrte es an, belud es jedoch zum großen Staunen ihrer Mutter nicht, sondern schwang sich darauf und ritt den Felsweg nach Palene hinunter.

Der Esel trabte schnell und lustig. Da es jedoch noch sehr früh war, stieg das Mädchen bald ab, ließ das Maulthier grasen und legte sich in's Grün. So ruhte sie, den Kopf auf die Hand gestützt, und die großen Augen schweiften in die Ferne. Ihr starres Gesicht ward allmählich heiter, ein Lächeln flog jetzt über ihre Züge, und sie sah nun fröhlich, sogar glücklich aus. Sie lachte plötzlich wie von einem angenehmen Einfall belustigt — dann erhob sie sich, rief den Esel, der seine Freiheit ausgiebig benutzt hatte, und setzte ihren Weg weiter fort.

Nach kaum einer halben Stunde hielt das Mädchen wieder vor Herrn Lugeno's schon geöffnetem Laden.

»Ah, Signorina, heute schon so früh!« begrüßte sie Herr Lugeno, und auf den unbeladenen Esel schauend, fuhr er fort: »Sie wollen gewiß Ihre Zwiebeln wieder haben? Mutter Ceprano wird —«

»Ich komme nicht deshalb, Herr Ernano,« unterbrach ihn Ditta eigenthümlich lächelnd. »Ich bitte Sie heute um Ihren Dienst als Barbier — Sie

frisiren ja und schneiden die Haare. Ich bitte Sie, mir das Haar abzuschneiden.«

»Was, Fräulein?« rief entsetzt Herr Lugeno. »Ihre schönen Haare? — Nein, es ist nicht Ihr Ernst — das bring' ich auch nicht über's Herz!«

»Sind Sie ein Barbier, Don Ernano?« frug jetzt Ditta mit dem Ernst und der Festigkeit, die ihr eigen waren.

»Ja, das steht ja auf meinem Schild, und ich schneide auch die Haare Jedem, der 's verlangt, doch — doch — wollen Sie denn Ihren schönen Zopf verkaufen?« erkundigte sich Herr Lugeno, und seine guten Augen blickten ganz trübe.

»Nein — ich will ihn nicht verkaufen — ich komme zu Ihnen, Don Ernano, damit Sie meinen Wunsch erfüllen,« fuhr Ditta gleich fest und bestimmt fort.

»Muß ich denn wirklich, Fräulein?« sagte darauf Herr Lugeno, etwas kleinmüthig geworden durch den energischen Ton des Mädchens.

»Ja — Sie müssen, wenn Sie wollen,« war Ditta's seltsame Antwort. Und damit trat sie schnell in den Laden.

»Wenn Sie wüßten, wie leid mir das thut!« begann Herr Lugeno wieder. »Ist es denn ein Gelübde, Signorina?« forschte er.

»So was Aehnliches. — Für mich mehr! —« klang es zurück.

»Es ist also Ihr fester Wille?« wagte noch einmal Herr Lugeno zu fragen.

»Wollen Sie oder wollen Sie nicht, Don Ernano?« frug darauf Ditta, und that, als ob sie schwer gekränkt fortzugehen im Begriffe sei.

»Nun denn, wenn es durchaus sein muß. Dann bitte, setzen Sie sich,« erwiderte Herr Lugeno und ging zögernd zu seinem Schranke, wo er sein Barbierhandwerkzeug verwahrte.

In diesem Augenblicke traten zwei Bürger in den Laden und nahmen auf Stühlen Platz. »Beschäftigt, Don Ernano?« frugen sie, schelmische Seitenblicke auf die schöne Kundin werfend.

»Stehe im Augenblicke zu Diensten, meine Herren,« gab der Blonde zurück. »Doch wohl nur ein Stückchen?« frug er halblaut, sich zu Ditta niederbeugend und ihren fast armdicken schwarzen Haarzopf in die Hand nehmend.

»Nein, nahe am Kopfe,« lautete Ditta's leise geflüsterte Antwort.

Herr Lugeno richtete ihr sanft und zart das Haupt. Sie sah jetzt durch den kleinen Spiegel vor ihr ruhig und fast heiter, wie der große blonde Mann mit ganz finsterem Blicke drückte und schnitt. Das Werk war



nicht so ganz leicht, doch nach wenigen Minuten hielt Herr Lugeno mit betrüben Mienen den Zopf in den Händen.

Ditta erhob sich. »Addio, Signori,« sprach sie, sich gegen die Herren verneigend. »Adio, Don Ernano,« grüßte sie Herrn Lugeno, und ehe dieser sich noch von seinem Staunen erholt hatte, war Ditta schon draußen, saß auf ihrem Reitthiere, und Herr Lugeno stand da mit nicht sehr klugem Gesichtsausdrucke, den schöngeflochtenen Zopf in den Händen, und schaute ihr, wie sie die Straße zurücktrabte, kopfschüttelnd nach.

»Eine nette Kundin, Signore!« scherzten die Gäste, welche nicht gehört hatten, was vorangegangen war.

»Ein schönes Mädchen, meine Herren,« gab Herr Lugeno sehr gedankenvoll zur Antwort, »aber ein sehr seltsames, ein unbegreifliches.«

»Habt Ihr den Zopf gekauft?« erkundigten sich die Männer.

Der Barbier schüttelte ernst den Kopf.

»Nun, was denn?« forschten die Kunden neugierig.

»Weiß nicht,« gab Herr Lugeno ganz gegen seine Art einsilbig zurück, und er machte sich ganz verwirrt daran, die Kunden zu rasiren.

Er war sonst nichts weniger als nervös, aber heute zitterte ihm die Hand bei der gewohnten Arbeit, und er

mußte sich zusammen nehmen, daß er die alten Kunden nicht schnitt.

»Was hat das zu bedeuten?« murmelte er, als er allein war, den Zopf ängstlich betrachtend, »was hat sie damit gewollt? Was soll ich mit dem Haare? Ob es ein Gelübde ist?« grübelte er weiter; »das Weibervolk hier thut oft sonderbare Gelübde — aber dies Mädchen ist doch so vernünftig, so klug und gar nicht abergläubisch!« Herr Lugeno sann lange nach; da er jedoch durchaus nicht darüber klarwerden konnte, zu welchem Zwecke seine schöne Lieferantin so gehandelt, schloß er den Zopf, der ihm plötzlich wie eine unheimliche Schlange vorkam, in seinen Schrank ein und verbrachte die folgenden Stunden in ziemlich unbehaglicher Stimmung — wie eine unklare Sache in der man ohne zu wollen mitgewirkt, solche ja leicht hervorzubringen pflegt.

\* \* \*

Gegen Mittag kehrte Ditta nach Palenella zurück. Sie ritt in das Dörfchen ein, ihr Kopftuch in der Hand, was nach dem dortigen Gebrauche ganz ungewöhnlich war, und hinten am Kopfe war anstatt des gewaltigen, stets schön geflochtenen Zopfes nur noch ein rauher Stumpf zu sehen. In wenigen Minuten wußte das ganze Dorf: Ditta war der Zopf abgeschnitten worden! Und wenn die Einwohner dies nicht durch das mit

Eilfüßen laufende Gerücht so schnell schon erfahren hätten, sie würden es jetzt zu Gehör bekommen haben durch das entsetzliche Schreien und Weinen, mit dem Mutter Ceprano ihre so entstellte Tochter begrüßte. Die Alte rang die Hände, raufte sich das Haar, rief alle Heiligen an, verwünschte Alles, was auf Erden und im Himmel war, und heulte und schrie wieder, daß es bis zum entferntesten Hause des Dorfes tönte und eiligst die ganze Nachbarschaft vor dem Hause zusammen lief. Dort saß ruhig Ditta auf dem Maulesel, ließ die Kinder sie verhöhrend und verspottend umtanzen und die Männer und Weiber zischen und staunen.

Das erste Gefühl bei den Dorfbewohnern war, daß man dem stolzen Mädchen diese Schmach, diese Demüthigung von Herzen gönnte. Dann jedoch, als kein Bursche kam, den Zopf triumphirend zu zeigen und seine erzwungenen Rechte geltend zu machen, trat an Stelle der Schadenfreude bei Allen Zorn und Wuth auf den Fremden, der das gethan! Der Gemeindestolz machte sich geltend, wilde Stimmen erhoben sich, die da riefen: »Wer es auch war, er soll es nicht ungestraft gethan haben! Ein Mädchen aus unserer Gemeinde — er hat uns Alle geschändet — das soll er gut machen, oder es kostet ihm sein Leben!« — Man fuhr mit den Fäusten in die Luft und stieß wilde Drohungen und Verwünschungen aus, man drängte sich um Ditta, die

auffallend ruhig auf ihrem Maulthiere saß und mit Spannung der sich immer steigenden Aufregung, dem stets anwachsenden Tumulte zusah. »Wer war es — wer hat's gethan?« schrie man Ditta von allen Seiten an, »sag' es — kennst Du ihn? wer hat Dich und uns Alle so beschimpft, Mädchen? Du mußt es sagen!« schrieen hundert zornige Männer- und Frauenkehlen in allen Tonarten. »Er muß Dich heirathen! ja, das wollen wir sehen! Er muß, oder er stirbt! Wer war es — wer?« schrie und tobte Alles durch einander.

»Es ist Einer aus Palene,« rief Ditta mit ihrer hellen Stimme.

»Aus Palene? Ah, er stirbt, wenn er nicht seine Pflicht thut!« schrie man darauf. »Wer aus Palene?«

»Der Händler Don Ernano,« antwortete Ditta.

»Der — der — ein Fremder!« rief man — »der Blonde — der Jäger!« schrie der ganze Haufe.

»Gleich ist's!« schrieen Andere dagegen — »ganz gleich, auch wenn er ein Städter — er stirbt, wenn er Dir die Ehre nicht wiedergiebt, ja er soll sterben von unseren Händen!« lärmte Alt und Jung mit wilden, zornblitzenden Augen. »Er muß auf der Stelle der Gemeinde ihr Recht zukommen lassen,« ließ einer der Stimmführer sich vernehmen. »Ich gehe zu ihm, sofort. Nehmt Eure Messer, Männer! Wer kommt mit?«

»Ich! Ich!« rief es aus zwanzig Kehlen, und ein Trupp Männer löste sich von dem Haufen und schlug mit schnellen Schritten den Schluchtweg nach Palene ein.

Ditta stieg jetzt von ihrem Maulthier, zog es gleichmüthig in den Stall, wehrte die Mutter ab und ging dann in ihre Kammer. Hier setzte sie sich erschöpft auf den einzigen Stuhl, den diese enthielt, und holte tief Athem.

»Jetzt kann ihn Niemand todtschlagen, wenn er mich heirathet, jetzt zwingen sie ihn ja dazu,« sagte sie leise zu sich selbst. »Und er wird es ihnen nicht verweigern. Er hat mich gern, das weiß ich jetzt, und Pieteranton wird sich hüten, ihn anzugreifen und sich an ihm zu rächen. Er hätte ja die ganze Gemeinde gegen sich, und seine Tage wären gezählt. Hilf, gnädige Mutter Gottes, Schmerzensreiche,« wandte sie sich dann, die Hände faltend, zu dem Muttergottesbilde über ihrer Bettstätte, »hilf mir armen Mädchen, daß Alles gut geht!« So betete Ditta lange, lange zur Madonna.

Etwa eine Stunde nach dem eben Geschilderten trat erst ein Mann von der Palenella-Bauernschaft in das Schanklocal Lugeno's und ließ sich einen Becher Wein geben; wenige Secunden darauf kam ein zweiter, dann ein dritter, und ehe der Barbier es sich versah,

war seine Stube voll von finster blickenden Landleuten, die alle Messer in den bunten Leibgürteln stecken hatten.

Herr Lugeno war ein harmloser und ein muthiger Mann, aber jetzt war er doch etwas betreten. Er begriff, daß etwas Ungewöhnliches, Unheimliches im Werke sei, und ihm ward schwül zu Muthe.

»Don Ernano,« nahm jetzt der Hauptsprecher der Männer das Wort, »Sie haben einer der Unsrigen den Zopf abgeschnitten — haben Sie das, Meister?«

»Ja!« kam es beklommen von den Lippen des großen blonden Mannes, der keine Ahnung hatte, wo dies hinaus wollte.

»Haben Sie den Zopf?«

»Ich habe ihn,« war Herrn Lugeno's Antwort. »So zeigen Sie ihn uns,« forderte man mit gedämpfter Stimme.

Der Barbier ging an einen Schrank und nahm den Zopf Ditta's heraus.

»Da ist er,« sprach er.

»Sie kennen das Mädchen?« inquirirte man weiter.

»Ja, es ist Ditta Ceprano, ich kenne sie lange.«

»Gut! Wollen Sie das Mädchen heirathen?« frug jetzt finster der Sprecher, an den Barbier und Cafetier herantretend.

»Heirathen? Die Ditta Ceprano?« fuhr Herr Lugeno ganz verblüfft zurück.

»Wollen Sie?« Und ein Dutzend große Messer flogen unheimlich blinkend aus den bunten Leibbinden, während die Männer im Nu den Eingang versperrt, den höchlichst erschreckten Herrn Lugeno umringt und in eine Ecke gedrängt hatten. »Sagen Sie ja oder nein!« rief man mit unterdrückten Stimmen.

Herr Lugeno suchte sich zu sammeln und sah von Einem zum Andern. Das war kein Spaß hier, das merkte er wohl. Wie haßerfüllt die Augen der Männer auf ihn gerichtet waren! Wie finster und entschlossen ihre Mienen! Er fühlte, daß er noch nie so nahe dem Tode gewesen, wie in diesem Augenblicke, und sein Athem stockte.

»Aber sagt mir nur —« begann er.

»Still, Mann!« zischte ihn jetzt der Sprecher an »Keine Ausflüchte! Kein überflüssiges Wort! Antwortet mir: wollt Ihr Ditta Ceprano aus Palenella, der ihr den Zopf abgeschnitten, heirathen oder nicht? Erklärt Euch kurz und bündig, jetzt, im Augenblick hier vor uns, daß Ihr das wollt, oder Ihr seid in zwei Minuten, so wahr wir Alle selig werden wollen, ein Mann des Todes!«

In Herrn Lugeno's Augen leuchtete es freudig auf, er wischte sich aufathmend den Schweiß von der

Stirn. Dann sagte er freundlich lächelnd:

»Ja, natürlich will ich das, Männer, von Herzen gern, Männer, wenn sie mich nur will —«

»Sie muß wollen!« ertönte es jetzt mit dem gleichen unerschütterlichen Ernst von Allen zugleich. »Ihr schwört also, jetzt, hier vor uns, die Ditta zu heirathen, Euch mit ihr von unserem Priester in unserer Kirche trauen zu lassen — sobald Ihr könnt, jedenfalls innerhalb dieses Monats,« ließ sich der Sprecher weiter vernehmen.

»Ich schwöre das bei meinem Seelenheil!« sagte der Blonde eifrig.

»So ist es gut,« meinte darauf der Anführer der Bauern. »Ihr habt klug daran gethan, Meister, denn wahrlich, lebend hättet Ihr Eure Butike sonst nicht verlassen!« Darauf steckten die Männer ihre Messer ein, bestellten ein paar Liter Wein, tranken dem noch immer überraschten Herrn Lugeno Jeder einzeln zu, verließen mit höflichem Gruß den Laden und gingen in ihr Dorf zurück.

Sie kamen noch bei guter Zeit an und begaben sich sofort in das Haus der Mutter Ceprano. Die Alte weinte und klagte noch immer über den Schuft, den Lump, den Räuber, der das gethan. Ditta aber saß ganz zufrieden am Tisch und ließ sich die Abend-Polenta schmecken.



»Wir bringen gute Nachricht, Ditta!« riefen ein Dutzend Stimmen ihr zu. »Er will, er hat's geschworen bei seinem Seelenheil, er will Dich zur Frau nehmen, in diesem Monat noch, Mädchen. Sei froh, Du bist dann wieder geehrt, wie wir Alle. Er ist ein kluger, ein angesehener Mann, er ist so gut wie Jeder in unserer Gemeinde, Ditta.«

»Ich bin es zufrieden,« erwiderte darauf Ditta. »Ich danke Euch, Freunde, Ihr habt brav für mich gehandelt, ich werde es Euch gedenken.« Und der Schimmer glücklichster Freude verklärte des Mädchens Gesicht.

Es ging an diesem Abend in dem stillen Dorfe geräuschvoller und erregter zu als seit langem; die Einwohner feierten ihr Auftreten wie einen gewaltigen Sieg und scherzten und lärmten bis tief in die Nacht hinein. Sie hatten keine Ahnung davon, daß eine kluge Evastochter sie überlistet und mit ihren eigenen Waffen geschlagen hatte, um sich vor den Nachstellungen eines verhaßten Freiers zu retten und den Mann, welchen sie liebte, ohne Gefahr für diesen selbst heirathen zu können.

Die Einwohner Palenellas gingen schließlich vergnügt zur Ruhe, und Ditta schlief so glücklich und ruhig ein, wie noch nie in ihrem Leben.

Am nächsten Morgen ganz früh finden wir sie schon wieder unterwegs nach Palene, und bald war sie vor dem Laden Lugeno's. Der Besitzer des Geschäfts stand in der finsternen Küche am Herde und kochte Kaffee. Er hörte die Eintretende nicht.

»Don Ernano,« sprach ihn Ditta mit weicher, demüthiger, bittender Stimme an. »Verzeihen Sie mir?«

Herr Lugeno kehrte sich wie vom Blitze getroffen um.

»Ditta! Ditta!« rief er aus; »aber sagen Sie mir nur um Himmels willen, liebes Mädchen, was dies alles bedeutet? Ist es wahr? Muß ich Sie wirklich heirathen —? »

»Ist Ihnen das so schrecklich, Signore? Ich glaubte — ich dachte —« sprach mit klagendem Tone, zitternd und nach Athem ringend, Ditta.

»Ach, das ist es ja nicht, Fräulein, ich bin ja überglücklich, daß ich eine so liebe, schöne, brave Frau bekommen soll,« tröstete Herr Lugeno mit herzlichster Stimme. »Weinen Sie doch nicht, liebes Mädchen, das Glück ist mir ja wie ein Platzregen vom Himmel gefallen. Ich wünsche mir keine andere Frau, wie Sie, mein Fräulein, aber ich weiß ja gar nicht, wie mir geschehen, begreife nicht, warum denn, wie so denn das alles gekommen? Ich bin ja zu einem

Glücke, an das ich nicht zu denken wagte, mit zwanzig Messern gezwungen worden. Weißhalb denn dies, Fräuleinchen, und warum haben Sie sich denn den Zopf von mir abschneiden lassen?«

Ditta hatte bei den liebevollen Worten des Barbiers schnell ihre Thränen getrocknet; sie sah ganz glückstrahlend zu dem großen blonden Mann auf.

»Ich will Ihnen alles ausführlich erzählen, Herr Lugeno,« versetzte sie darauf. »Ich habe so handeln müssen, um Sie vor der Rache eines beleidigten, abgewiesenen, bösen Freiers zu retten. Jetzt stehen Sie unter dem Schutze des ganzen Dorfes, und er wird sich wohl hüten, Ihnen zu nahe zu kommen.«

Und nun berichtete Ditta den Verlauf der Dinge, wie Alles zugegangen und wie sie nach dem Ueberfall vor zwei Tagen den Entschluß gefaßt habe, sich die Haare lieber von ihm, als von irgend einem Anderen abschneiden zu lassen.

»Und werden Sie mir nun verzeihen?« frug Ditta verschämt und leise.

»Verzeihen? Von ganzem Herzen danken will ich Dir, Du liebes, kluges, tapferes Mädchen,« sagte darauf Herr Lugeno. »Wahrlich, Du bist klüger und gescheidter, als der klügste Advocat.« Und jetzt zog er die schöne große Dorfjungfrau an sich, nahm ihren

Kopf zwischen seine Hände und gab ihr einen langen, langen Kuß, den Ditta herzlich erwiderte.

»Wie schade um Deine schönen Haare! Wenn sie nur erst wieder gewachsen wären!« nahm nach dieser so angenehm ausgefüllten Gesprächspause Herr Lugeno das Wort, indem er zärtlich die kurzen Strähnen seiner Braut streichelte.

»Dafür mußst Du als Friseur sorgen,« entgegnete Ditta »Ich habe doch einen guten Tausch gemacht. Welches Mädchen gäbe nicht den schönsten Zopf für einen so guten, lieben, klugen Mann wie Du, noch dazu, wenn der Geliebte ihn selbst abschneidet!« fügte das Mädchen neckend hinzu.

\*

Indeß in dem Gemüseladen und Barbierstübchen auf dem Marktplatze in Palene die beiden Liebenden so freundliche Worte tauschten und die so rosig sich vor ihnen aufthuende Zukunft besprachen, gab es im Dörfchen Palenella eine stürmische, aufregende Scene. Am Morgen dieses Tages hatte auch Pieteranton das Vorgefallene erfahren. Er schnob Wuth und Rache und eilte nach Palenella hinunter, das Herz fast berstend vor eifersüchtigem Zorne, den Kopf voll wilder Gedanken. Er raste zuerst gegen die Bauern wegen ihrer Dummheit — ihm war der blonde Barbier von allen Menschen am meisten verhaßt, und jetzt gewann

er ihm noch das Mädchen ab, welches eine so heftige Leidenschaft in ihm entzündet hatte. Er versuchte die Einwohner gegen den Händler aufzuhetzen, er schilderte ihn als einen schlaun Spitzbuben, der mit Ditta im Einverständniß gehandelt, und das Mädchen nur des Geldes wegen nähme. Damit kam er aber übel an. Die Dörfiler wollten an ihrem Siege nicht rütteln und deuteln lassen. Sie wußten die Sache besser, und es wurde dem Pieteranton so eindrücklich bedeutet, die Hände von dieser Angelegenheit zu lassen, daß er vorerst vierzehn Tage zu Bett lag und dann nicht nur an Palenella in einem sehr weiten Bogen vorbeiging, sondern sogar den ganzen Bezirk verließ und nach Neapel in eine Stellung sich begab.

Mutter Ceprano zeigte sich außerordentlich freundlich und höflich gegen den neuen Tochtermann, der auf Ditta's Rath beschlossen hatte, das Gütchen hier oben zu verpachten, den Pächtertrag der Mutter zum Leben zu überlassen, sein Geschäft in Palene zu verkaufen und in Rom eine nette Barbierstube mit kleinem Café zu etabliren, wo sie schon dafür sorgen wollten, daß die Gäste zufrieden seien.

Drei Wochen später feierte das Paar seine Hochzeit, wobei ganz Palenella und fast ganz Palene zugegen war und sehr viel Geld in Schwärmern, Kanonenschlägen und Raketen verpufft wurde.

Diese seltsame Heirath machte natürlich im ganzen Bezirk das größte Aufsehen, und der heimlich gehaltene Gebrauch der Bauern in den Abruzzen ward dadurch in weiten Kreisen bekannt. Nicht immer jedoch verlief diese barbarische, wohl uralte, für jene Bevölkerung so außerordentlich charakteristische Sitte so heiter, führte zu einem so glücklichen Ende, wie wir dies in unserer kleinen Erzählung gezeigt.

## **Nur nicht zu grau.**

Es ist ein eigenthümlicher Strich Landes, wohin unsere kleine Schilderung führt.

Fluß und Meer kämpfen dort vereint, um die zu kleinen Inseln und Landzungen zerrissenen Erdtheile unter sich zu begraben. Vom Norden dringt die Ostsee unaufhörlich gegen das Feste, vom Süden her frißt und überfluthet die Oder, ausgedehnte Sümpfe und gewaltige Buchten bildend, die kleinen Erdflecken.

Trotzdem wohnen zwischen diesen rastlos arbeitenden zwiefachen Feinden Menschen dort, ihr Tagewerk mit ganz denselben Gefühlen von Ruhe und Sicherheit vollführend, wie die Bewohner Berlins oder die von Stuttgart. Zu einem kleinen Häuflein solcher Abgeschiedenen bitte ich meine Leser mich zu begleiten.

Nachdem die Oder in das Halbmeer Stettiner-Haff übergegangen, treten ihr noch zwei Stück Landes entgegen, welche sie vom Meere trennen, die beiden Sandinseln Usedom und Wollin In drei Flußtheilen umströmt diese Eilande der Oderstrom, um in das Meer zu gelangen; als Peene im Westen, im Norden

als Swine, im Osten endlich als die Divenow. Letztere bildet aber noch zwischen der Insel Wollin einerseits und dem pommerschen Festland andererseits eine gewaltige meilengroße Bucht, der Kamminer Bodden genannt, und diese Fläche Binnenwasser ist im Norden nur durch eine wenige hundert Schritt breite und kaum eine Stunde ausgedehnte Landzunge vom Meere geschieden. Auf der Spitze dieses schmalen Strich Landes liegt gerade, wo die Divenow in das Meer fluthet, dem Röhrichtufer Wollins gegenüber, das Dörfchen Divenow, und etwas weiter östlich von ihm, unmittelbar am Kamminer Bodden, erblicken wir einige Häuser, die ein besseres Aussehen als die elenden Fischerhütten von Divenow haben. Bad Divenow nennt sich diese kleine Kolonie und besteht — ich spreche vom Jahre 1861 etwa — aus drei sogen. Badehäusern.

Jeden Sommer kam eine kleine Zahl Erfrischung suchender Fremder von bescheidenen Ansprüchen, und die Besitzer dieser Hotels mit ihren sechs bis acht Zimmern waren höchst glücklich über ihren mäßigen Gewinn. Im kleinsten und einfachsten dieser Gasthäuser wirthschaftete Heinrich Janke mit seiner blondhaarigen Frau. Vom armen Knecht hatte er sich bis zum Besitzer dieses Badehauses heraufgearbeitet und ging ohne große Mühe und Sorgen jetzt einem



bescheidenen Wohlstand entgegen, denn Heinrich Janke's Haus war stets gefüllt. Machte es die hübsche Aussicht aus den oberen Zimmern, die hier über Sanddünen das tiefblaue, unbegrenzte, krauswellige Meer und dort das hellgelbgrüne Binnenwasser des Boddens sehen ließ, war es die Sauberkeit der Logis und die freundliche Offenheit der Wirthsleute, wahrscheinlich beides — »Hotel« Janke blühte, und seine Inhaber wußten den ganzen Sommer über gar nicht, daß sie auf der Welt waren, es gab dann nur Gäste. Im Winter hingegen gehörten sie um so mehr sich selbst wieder an, und ihre drei von Gesundheit strotzenden Blondköpfe, ihre Kinder, wohnten dann nicht mehr in der Waschküche oder im versandeten Gärtchen, sondern tummelten sich frank und frei in den sechs Gastzimmern.

Bot diese Landschaft schon im Sommer das Bild einer tiefen Einsamkeit — mit ihren unbedeutenden Erhöhungen, düstern Tannenwäldern, Röhrichtsümpfen, sogar die Verkörperung einer ergreifenden Melancholie dar, so mag der verehrte Leser nun erst den Monat Dezember dort sich vergegenwärtigen. Donnernd schiebt dann die See Eisstücke auf Eisstücke gegen den flachen Strand, häufig gewaltige schimmernde Wälle bildend, fußhoher Schnee bedeckt nicht blos die Dünen und

Sümpfe, auch die dichten Tannenwälder zeigen sich in eine zusammenhängende Schneeschicht verwandelt, unter welcher nur in der Mitte ein schwärzliches Grün sichtbar bleibt. Der Kamminer Bodden hat seine kleinen gelblichen Wellen beschwichtigt, und wo sonst die flinken Segelboote darüber fortschwebten, um vom Städtchen Kammin — jenseits des Bodden in fast verschwindender Ferne den Badehäusern gegenüber — Nahrungsmittel u. s. w. zu holen, liegt jetzt ebenfalls Schnee, den der Wind über eine spiegelglatte Eisfläche fegt.

Das kleine Städtchen Kammin mit seinen hochgiebeligen Häusern, Hühnern, Gänsen und Schweinen, die auf den Gassen in ungestörtem Frieden und trauter Freundschaft mit den Kindern lebten, war das Paris der Divenower, und Alles, was man auf der Landzunge von höheren Lebensbedürfnissen brauchte, wurde von Kammin beschafft. Es kamen zwar mitunter auch Krämer auf dies verlorene Land hinaus; jedoch das war nur geringe Waare, und Alles, was neu, fein, gut und ausgesucht sein sollte, holten im Sommer die Segel, im Winter die Schlitten von Kammin.

Solch eine Schlittenfahrt aber um Weihnachten über die drei Stunden breite Eisfläche, wo ungehindert der Wind darüber hinpfeifen konnte, hatte etwas zu

bedeuten; man zog gern drei bis vier Fahrten in eine zusammen und sparte daher diese Reise bis zur unumgänglichen Nothwendigkeit auf. So hatte auch unser Pärchen den ganzen Winter schauernd über den Bodden gesehen und die Ueberfahrt hinausgerückt — bis mit einem Male der vierundzwanzigste Dezember da war und noch kein Stück der Christbescherung im Hause. — Schon Mittag, wie die Zeit verflog! Die Sonne ging jetzt so früh unter und dann — — ja dann mußte sowohl den Kindern ihr lang geheiligtes Recht werden, als auch — das Unterlassen hätten sie sich jahrelang nicht verziehen — Herr Janke seiner Bertha und Bertha ihrem Heinrich etwas »aufgebaut« haben.

Je weiter wir nämlich nach Norden wandern, um so eifriger, werden wir finden, hängt man an dem Gebrauch der Ueberraschungen am Weihnachtsabend, und das »Aufbauen« unter dem Christbaum ist für viele tausend Familien ein Zielpunkt der Erwartung, Sehnsucht, des Hoffens und der heimlichen Freude das ganze Jahr hindurch. Auch für unsere beiden Leutchen sammt ihren drei Krausköpfen hatte der Christabend diese große Bedeutung Heinrich wie Bertha Janke sannen wohl schon, sobald der letzte Gast verschwunden war, darüber nach, was sie einander bescheren wollten und auf welche Weise das Auserwählte recht heimlich vor dem Andern

eingekauft und aufgelegt werden konnte. Dies Heimlichthun und das Ueberraschen ließ sich jedoch bei Heinrich und Bertha Janke nicht so leicht bewerkstelligen, als bei uns anderen glücklicheren Sterblichen, die wir in großen Städten wohnen. Denn jedesmal, wenn Bertha im Winter nach Kammin wollte, mußte sie sich auf einen Stuhlschlitten setzen, hinter welchem sich ihr Herr und Gebieter postirte, um nun eigenhändig seine Frau nach ihrem Bestimmungsorte zu schieben, und auch dies Hinüberstoßen war nicht solch eine Kleinigkeit, als es bei einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen mochte! Es gehörte eine sehr genaue Kenntniß des Eises wegen der vielen Warmwasserströmungen dazu, um ohne ernstliche Lebensgefahr nach Kammin schlitten zu können; deshalb hätte auch Herr Janke um keinen Preis seine Frau für diese Fahrt einem Anderen anvertraut. An ein Umgehen des Boddens dachte aber kein Mensch, diese beschwerliche Reise hätte mehrere Tage gedauert.

So mußte sich denn Bertha auch heute, den vierundzwanzigsten Dezember Mittags 12 Uhr, zu dieser gewöhnlichen Beförderungsweise entschließen; sie stieg auf den Schlitten und Heinrich Janke schritt, den Stuhl mit seiner Frau vor sich, in der Richtung nach Kammin auf dem glatten Eise tapfer aus. Beide

Eheleute sprachen unterwegs wenig. Erstens blies ein ganz ungestümer Wind, mit Millionen feinen spitzen Eisnadeln ihnen gerade entgegen, und zweitens dachten Beide viel. Abgesehen von hölzernen Reitern mit rothen Röcken und blauen Hosen, Trompeten, Trommeln, Lederpferdchen und Pfefferkuchen für das kleine Volk, welche Dinge lustig vor Heinrichs Sinnen gaukelten, plante er noch, seiner lieben Frau eine hübsche Muffe, die erste Muffe in ihrem Leben, zu kaufen und Bertha ihrem noch lieberen Heinrich ein Paar schöne Schlittschuhe einzuhandeln. Ihr Mann hatte öfter bei den Bewohnern am Ufer des Boddens Geschäfte und wie prächtig, schnell und leicht konnten mit solchen Eisen unter den Füßen die unendlichen Bogen des Binnenwassers zurückgelegt werden! Außerdem hatte Frau Bertha noch das Geld zu pelzgefütterten Handschuhen aus dem tiefsten Grunde ihres Kommodenkastens genommen und diese Präsente standen nun in voller Pracht mit dem erfreuten, glücklichen Gesichte ihres Gatten vor ihrer Seele.

Unter solchen lichtvollen Bildern hatten unsere Pilger Kammin erreicht und eilfertig trennten sich beide, um von einander unbemerkt, was viel Kunst und Schlaueit erforderte, in dieses oder jenes Gäßchen einbiegen zu können.

Zwar begegneten sie sich öfter in den drei oder vier Straßen, dann thaten sie aber, als hätten sie einander nicht gesehen und huschten schnell vorüber. Jetzt dunkelte es und nun mußte an die Rückfahrt gedacht werden. Heinrich fand sich am Ufer ein, Bertha ebenfalls, beide beladen mit Packeten, deren etwa verrätherische Formen sie möglichst zu verbergen suchten. Die Rückfahrt nahm ihren Anfang — ebenso schweigsam wie die Hinfahrt.

Die Sonne sank schneller, als man vermuthet hatte, der Himmel bekam graue Wolken, und Schnee schwebte herab — mehr und —mehr, der Wind ward stärker. In Kurzem war es Nacht geworden, bevor die beiden Pilger nach ihrer stillen Häuslichkeit nur ein Drittheil des Weges zurückgelegt hatten. Es ging entschieden schwer vorwärts. Der Wind war umgesprungen, wehte ihnen entgegen und hatte mit dem Schnee das Eis noch glatter geblasen. Das war fatal — und wie warteten die armen Kinder!

»Heinrich,« fing Bertha endlich an, als ihr Mann bedenklich keuchte, »es will nicht vorwärts.«

»Nein, Bertha,« erwiderte er, »es geht nicht recht.«

»Heinrich,« fuhr Bertha fort, »wie könnte man denn schneller laufen?«

»Da müßte man Schlittschuhe haben, Bertha.«

Eine größere Pause, stärkerer Wind.

»Heinrich,« ertönte flüsternd Berthas Stimme, »ich habe Schlittschuhe, muß sie jedoch nachher wieder haben.«

»Das weiß ich, Bertha, gib sie mir nur jetzt.«

Der Schlitten machte Halt, mit niedergeschlagenen Augen wickelte Bertha die Schlittschuhe aus dem Papier, und sie kaum ansehend band Heinrich sie unter seine schwersohligen Stiefel. Das war jetzt allerdings ein anderes Fahren: jedoch wollte das Licht von ihrem Hause immer noch nicht viel näher kommen.

»Bertha, ich glaube, Dir frieren die Hände,« ließ Heinrich sich nach einer Weile halblaut vernehmen.

»Das thun sie stark, Heinrich.«

»Bertha, ich habe eine Muffe,« fuhr Herr Janke nach einer Pause fort.

»Ich gebe sie Dir sogleich nachher wieder, Heinrich,« flüsterte schüchtern und verlangend Bertha — und Heinrich wickelte langsam und scheu die Muffe aus und reichte sie von oben herunter seiner Gemahlin. Diese nahm das kostbare Stück und schaute starr gerade aus. Ein Mondblick erschien. Jetzt konnte Bertha sich doch nicht bezähmen. Es brach ihr fast den Hals ab, sie mußte einen Blick hinunterwerfen, ob sie auch nicht zu hellgrau wäre. Sie blitzte mit den Augen nieder und richtete schnell erfreut ihr Köpfchen wieder auf, um weiter starr

gerade aus zu sehen. Der Schlitten sauste vorwärts — und ein eisiger Wind schien Alles bis ins Innerste erstarren zu wollen.

»Heinrich, ich glaube, Du mußt auch recht kalt an der Stuhllehne haben?« fragte nach einiger Zeit des Vorwärtsgleitens Bertha in mitleidigem Tone ihren Gatten.

»Das könnte wohl sein, Bertha.«

»Willst Du nicht diese Handschuhe nehmen, Heinrich? Ich bekomme sie aber sogleich drüben wieder?«

»Gib nur her, Bertha, soll nicht fehlen!« — und Bertha packte still die Handschuhe aus und gab sie, ohne den Blick zu wenden, über die Lehne Heinrich. Er zog sie an, fühlte aber, trotz seiner erstarrten Finger, mit schnell unterdrückter Freude, daß sie von Hirschleder waren. So ging's weiter. Endlich tauchte das heimliche Licht deutlich auf, und die Umrisse des Ufers machten sich bemerklich. Jetzt stieß der Schlitten an die kleine Ufererhöhung und hielt.

Bertha stieg ab, empfing eilig die Handschuhe, sie wanderten in das Papier; die Schlittschuhe, sie verschwanden in dem blauen Bogen. Heinrich nahm lautlos die Muffe und verbarg sie in der Schachtel, die auf seinem Rücken hing, und durch gesonderte Eingänge schlüpfen beide Eheleute schleunigst in ihr



Häuschen. — Der Christbaum brannte. Reiter, Trommeln, Trompeten, Pferdchen und Pfefferkuchen standen im schönsten Licht unter seinen friedlichen grünen Zweigen. Die Kinder stürmten ungeduldig, heiße Sehnsucht in ihrem kleinen Herzen, ins Zimmer, und während sie sich jubelnd ihre Herrlichkeiten zeigten, baute schnell Heinrich Bertha ihre Muffe auf, Bertha Heinrich seine Schlittschuhe und Handschuhe, sie führten eins das andere zu seinen Präsenten und fielen sich Beide voll gegenseitiger Dankbarkeit und innigsten Glückes in die Arme.